BAND III HEFT 1

ZEITSCHRIFT FÜR OSTEUROPÄISCHE GESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

THEODOR SCHIEMANN
BERLIN

OTTO HOETZSCH
BERLIN

L. K. GOETZ
BONN

H. UEBERSBERGER
WIEN

BERLIN 1913 DRUCK UND VERLAG VON GEORG REIMER

JÄHRLICH EIN BAND VON VIER HEFTEN PREIS 20 MARK

INHALTSVERZEICHNIS:

ADRESSE DER REDAKTION:
PROF. DR. OTTO HOETZSCH, BERLIN W 10, KÖNIGIN AUGUSTASTR. 50
WOHIN AUCH REZENSIONSEXEMPLARE ZU RICHTEN SIND

Die ersten Einfälle der Krymtataren in Südrußland.

Von

Nikolaus Ernst.

I.

Eine Tatarenhorde war durchaus nicht eine einheitlich regierte Masse. Neben dem größeren Teile der Horde, der dem Chane selbst gehörte, besaß auch jedes Mitglied seiner Familie einen eigenen kleinen Teil. Ja, nicht nur die Brüder und Söhne, sondern auch alle Frauen, Schwestern und Töchter des Chanes. Alle diese seine nahen Verwandten führen den Titel „sultan", „sultanê", den die russischen Quellen mit carevič, carica, carevna übersetzen. Die Teilungseinheit war die Zehntausendschaft, eine urmongolische Einrichtung, die, wie die meisten übrigen Gesetze und Sitten der Mongolotataren, Džingis-chan zugeschrieben wurde. An der Spitze der Zehntausendschaften standen Fürsten, jedenfalls entferntere Verwandte der Chanfamilie, auch Söhne des Chanes von Kebsfrauen. Solche Fürsten der Goldnen Horde nannten die russischen Quellen „temniki" von „t'ma" = 10 000. Die Fürsten der Krymhorde wurden später als knjaź bezeichnet. Der tatarische Ausdruck dafür ist „beg". Es gab in der Goldnen Horde wie in der Krym besondere Beggeschlechter, die mit der Chanfamilie vielfach verwandt und verschwägert waren. Sie standen an der Spitze ihres Anteiles der Horde, ursprünglich einer Zehntausendschaft, und hatten genau dieselbe Regierungs-, Nachfolge- und Teilungsordnung, wie die ganze Horde sie besaß. Entferntere Mitglieder eines Beggeschlechtes führten den Titel „mirza" und besaßen auch ihre Teile der Beghorde. Es gab ferner Mirzengeschlechter mit kleinen Horden. Noch tiefer als die Mirzen standen die „Ulane" und „Duvane". Dieser

ganze Adel und auch die nächsten Verwandten des Chanes standen in einer nur losen Abhängigkeit von diesem, da sie in dem jedem gehörenden Teile der Horde einen Stützpunkt für eigenmächtiges Auftreten besaßen. Diese Disziplinlosigkeit der Führer der Teile der Horde war eine beständige Krankheit aller Tatarenreiche. Sowohl in den Kämpfen zwischen den einzelnen Horden als auch in ihren Beziehungen zu ihren seßhaften Nachbarmächten: den großrussischen Staaten, Litauen und Polen, spielen die eigenmächtigen Eingriffe und das Politikmachen der kleinen Machthaber eine wichtige Rolle. Je nach der Persönlichkeit, der Energie des jeweiligen Chanes finden solche Eigenmächtigkeiten in höherem oder geringerem Maße statt.

Daß ein Nomadenvolk Einfälle in benachbarte besiedelte Gebiete unternimmt, ist eine Erscheinung, die wir überall bemerken, wo immer ein unseßhaftes Steppenvolk neben einem seßhaften, reicheren, kulturell und wirtschaftlich höherstehenden Volke sich befindet. So die Einfälle der „Bergvölker“ in Mesopotamien, der „Nordvölker“ in China, der Ungarn in Deutschland, der Pečenegen und Polovcer in das vormongolische Rußland. Die ganze Lebens- und Wirtschaftsweise der Nomaden bringt das mit sich. Der Betrieb der Viehzucht des Nomaden erfordert viel weniger Arbeitskräfte und Arbeitszeit, als daß so viele Menschen, die von ihrem Ertrage leben können, völlig dadurch beschäftigt würden. Deshalb hat der Nomade viel Überschuß an Zeit und Kraft. Da seine gesamten Lebensbedingungen in seiner Viehherde enthalten sind, so muß jede Gefährdung seines Herdenbesitzes seine ganze wirtschaftliche Existenz in Frage stellen. Verheerende Viehseuchen, gegen die er völlig wehrlos ist, müssen ihn an den Rand des Verderbens bringen. Die russischen und polnischen Quellen berichten uns von solchen Erscheinungen unter den Tataren sehr häufig. Wenn wir etwa in den Moskauer Chroniken [1]) oder Gesandtenbüchern [2]) Ausdrücke finden wie „orda

[1]) Polnoe sobranie russkich lětopisej, izd. Imp. Archeografičeskoj kommissii, gewöhnl. zitiert P. S. R. L. Die für uns wichtigsten Chroniken sind: Voskresenskaja Lětopiś (P. S. R. L. Teil VIII), Sofijskaja vtoraja (T. VI), Nikonovskaja (T. XII, XIII).

[2]) Es war in Moskau (seit Ivan III. inkl.) üblich, alle Akten, die

chuda, golodna, naga“, so bedeutet das eine Hungersnot, „orda opala“ — eine Viehseuche, „orda nyne bez nog“ — d. h. ohne Pferde. Diese Ausdrücke sind stereotyp. Das Klima der südrussischen Steppen trug auch noch das Seinige zu jenen Erscheinungen bei. Die starken Winterfröste und Schneestürme übten manchmal die verheerendsten Wirkungen auf die schutzlosen Nomaden aus. Wir haben in unseren Quellen genug farbenreiche Schilderungen davon [1]). Wenn ein starker Schneefall die kümmerlichen Reste des Grases vergrub, von denen sich die Herden im Winter zu ernähren pflegten, so waren sie auch deswegen dem Verhungern nahe. Die starke Hitze des Hochsommers in der Steppe übt auch heute noch öfters die Wirkung aus, daß sich das Gras unter den Sonnenstrahlen in Asche verwandelt. Damals kamen gerade um diese Jahreszeit verheerende Steppenbrände hinzu. Wiederum hatte also das Vieh der Tataren kein Futter, und der ganzen Horde drohte Hungersnot.

Ende des 15. Jahrhunderts kommt auch noch eine besonders für die Krymtataren wichtige Erscheinung hinzu. Sie fangen an Ackerbau zu treiben. Bei den Tataren der Goldnen Horde läßt sich das auch nachweisen, eine viel größere Bedeutung erhält es aber bei den Krymtataren. Zuerst wurde jedes Jahr ein neuer Acker angelegt, späterhin wurden die Äcker ständig. Zur Zeit der Feldarbeiten mußten die Tataren bei ihren Äckern sein, die übrige Zeit blieben sie reine Nomaden

---

die Beziehungen zu einem fremden Staate betrafen, die ausgehenden wie die einlaufenden, in ein besonderes Buch einzutragen. So gab es eine „litovskaja posol'skaja kniga, ordynskaja, krymskaja, cesarskaja“. Die „ordynskaja“ ist nicht erhalten. Das Krymbuch für die Zeit Ivans III. und Vasilijs III ist in den Bänden 41 und 95 des Sbornik Imp. Russk. Istor. Obščestva herausgegeben. Es enthält Texte der Verträge, diplomatische Korrespondenzen, Protokolle der Verhandlungen, Gesandtenberichte.

[1]) Besonders wenn wir auch die litauischen und polnischen Quellen hinzunehmen. Es kommen da die diplomatischen Aufzeichnungen in der Litovskaja Metrika (Russk. Istorič. Biblioteka, T. XXVII) in Betracht, und die Chroniken. Litauen weist nur eine auf: die in Kiev entstandene Gustynskaja lětopiś (P. S. R. L., T. II); polnische: Długosz (Johannes Dlugossius, Opera omnia, ed. Przezdziecki, 1867—78, Bde. XII—XIII), Cromer (De origine et rebus gestis polonorum libri XXX, Köln 1589), Marcin Bielski (Kronika polska, Kraków 1597) u. a.

und wanderten mit ihren Herden in der Steppe umher[1]). Man kann sich vorstellen, daß bei einer solchen Wirtschaftsmethode und Bodenkultur Mißernten eine sehr häufige Erscheinung sein mußten. Das südrussische Steppenklima wiederum und der Löß- oder Salzboden der Steppe sind regelmäßigen Ernten auch sehr hinderlich.

Der einzige Ausweg im Falle einer Hungersnot war für die Tataren, sich den nötigen Lebensunterhalt aus den kultivierten Nachbarländern raubweise zu holen. Wenn die Moskauer oder litauischen Gesandten aus der Horde melden, oder die Gesandten der Tataren selbst erzählen, oder auch Moskauer oder litauische Steppenspäher und -wächter auskundschaften, daß die Horde an Hungersnot leide, von Viehseuchen oder Mißernte betroffen sei, so folgten darauf mit mathematischer Sicherheit Einfälle der Tataren in die Ukrainen eines der beiden Staaten. Das können wir vielfach exakt nachweisen. Die ausgehungerten Banden konnten sich in jenen kultivierten Gebieten des Nordens Vieh und Getreide rauben. In den geraubten Sklaven erhielten sie ein Mittel, sich in den Häfen des Südens, Saraj, Astrachań, Azov, Kaffa Lebensmittel einzutauschen. Gewiß lassen sich aber nicht alle Einfälle, besonders die der Krymtataren auf Hungersnöte zurückführen. War einmal der Weg nach dem reichen Norden gefunden, so zogen jene unbotmäßigen Tatarenhäuptlinge auch ohne ernste Not hin. Gerade in bezug auf Einfälle äußerte sich die Disziplinlosigkeit der Tatarenhorden ganz besonders. Jeder kleine Machthaber trieb da seine besondere Politik und kümmerte sich wenig um die Verhandlungen und Verträge seines Chanes. Sobald er sich von den Gesandten einer der beiden Mächte irgendwie beleidigt, mit den üblichen Geschenken (den „pominki“ oder „upominki“) benachteiligt glaubte, oder aber einfach seiner und seiner Untertanen Raublust folgend, unternahm er ohne Wissen und manchmal gegen den Willen des Chanes Raubzüge in die seßhaften Gebiete des Nordens. Die feindlichen Beziehungen Litauens und Moskaus Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts schufen solchen Eigenmächtigkeiten wie auch den Einfällen

[1]) Viele Stellen der Sbornikbände 41 u. 95 legen diese Entwicklung klar.

überhaupt einen besonders geeigneten Boden. Denn während jenes langen Kampfes gaben sich die Gesandten beider Staaten jegliche Mühe, die tatarischen Raubbanden gegen den Rivalen zu hetzen, und wandten daher am Hofe der Horden alle Verführungsmittel an, um die „careviči“ oder die „knjaźja“ und „murzy“ zum Ungehorsam gegen den Chan und zu Einfällen in die Ukrainen des Feindes zu bewegen.

Die Feindschaft zwischen Moskau und der Goldnen Horde war seit den Tagen Dmitrij Donskoj's eine Selbstverständlichkeit, ein Eckstein der osteuropäischen Politik. Die Thronwirren in der Horde, die aus der Rivalität zwischen Tochtameš und seinen Nachkommen einerseits und Timur-Kutluk, dem Sohne seines Vetters, dem Schützling Tamerlans, und seinen Nachkommen andererseits entsprungen waren, desorganisierten die Horde vollständig und gaben den einzelnen Häuptlingen genug Freiheit, in den russischen Grenzgebieten ihr Wesen zu treiben. Die Parteinahme Moskaus für die Kandidatur Timur-Kutluks und seiner Nachkommen gab den Kämpfenden auch Anlässe zu Überfällen. Zugleich konnte aber Moskau den Tataren keine energische Abwehr entgegenstellen, da es sich ja hauptsächlich um die unruhige, wirrenreiche Zeit Vasilijs II. des Geblendeten handelt, als sogar die Tataren selbst in seinen Kampf gegen seine Verwandten entscheidend eingriffen. Die Regierung Vasilijs II. ist eine Zeit, wo die Einfälle der Tataren der Goldnen Horde für die moskauischen und rjazanischen Ukrainen zur Plage wurden. Als sich allmählich mit dem Wachstume der Macht Moskaus seine Feindschaft gegen Litauen als zweite Grundlage der osteuropäischen Politik jener Zeit herausbildete, war es naturgemäß, daß Litauen sich mit der Goldnen Horde zu verbünden suchte. Das gilt besonders von der Zeit König Kasimir Jagiellonczyk's, der in steten und regen Beziehungen zur Goldnen Horde stand und ihre Chane unermüdlich gegen Moskau hetzte. Nun folgte aber in Moskau auf Vasilij den Geblendeten Ivan III., der sich sowohl Litauen als der Horde gegenüber zu behaupten verstand, ja sogar zur Offensive überging und eine dominierende Stellung einnahm. Die Thronwirren hatten die Goldne Horde stark geschwächt. Die berühmten Ereignisse von 1480 brachten sie, wenn auch

ohne direktes Verdienst Ivans, völlig herunter. König Kasimir wollte die Horde nur gegen Moskau ausnutzen, dachte aber gar nicht daran, sie wirklich zu unterstützen. Die Horde unter den Söhnen jenes Chanes Ahmed, der 1481 seinen Untergang fand, war nichts als eine Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit. Nach 1480 finden wir kaum mehr Einfälle der Tataren der Goldnen Horde in moskauische Gebiete, und 1502 findet sie auf den Dněprsteppen bei Kiev ihren endgültigen Untergang.

Eine sehr wichtige Rolle bei dem ganzen Prozeß des Verfalles der Goldnen Horde hatte das Chanat der Krym gespielt. In der Mitte des 15. Jahrhunderts bildeten sich als Folge jener dynastischen Wirren in der Goldnen Horde zwei von ihr unabhängige, ja ihr feindliche Chanate: Kazań und Krym. Nachdem sich in Saraj das Geschlecht Timur-Kutluks in Person seines Enkels Kučuk-Muhammed [1425—1459] endgültig durchgesetzt hatte, gründeten Mitglieder des Geschlechtes seines Rivalen Tochtameš jene besonderen Horden: ein Enkel Tochtameš's, Uluh-Muhammed — Kazań [1438—1446], und Hadži-Geraj, wahrscheinlich auch ein Enkel Tochtameš's [1]) — die Krymhorde. Zunächst unterhielt Hadži-Geraj die besten Beziehungen zu Litauen; hatte er doch dort in seiner Jugend Zuflucht gefunden und war dort aufgewachsen. Sein ganzes Streben war auf den Kampf gegen die Goldne Horde gerichtet, so daß die Krymtataren seiner Zeit noch keine Einfälle in die Ukrainen richteten. Nach seinem Tode [1466] folgten seine Söhne derselben Politik, waren Freunde des Königs Kasimir von Polen-Litauen. Sie spielten aber eine recht unbedeutende Rolle, da Kämpfe zwischen den Brüdern, Entthronungen die Krymhorde äußerst schwächten. Erst nachdem einer der Brüder, Mengli-Geraj, die Chanwürde endgültig erworben hatte [1479], fing die Bedeutung der Krymhorde an zu steigen. Ivan III. erkannte sofort, daß dieser Tatarenmacht die Zukunft der Tatarenwelt gehöre, und er verstand es, Mengli-Geraj auf seine Seite zu bringen. Seit 1479 stehen Mengli und Ivan in den besten Bündnisbeziehungen. Gemeinsam kämpfen sie gegen die Goldne Horde und führen ihren Untergang herbei, gemeinsam schädigen sie auch Polen-

[1]) Siehe N. Ernst, Beziehungen Moskaus zu den Tataren der Krym unter Ivan III. und Vasilij III. Berliner Dissertation 1911, S. 11 f.

Litauen. Mengli hatte nämlich die traditionelle Freundschaft mit dem Könige Kasimir rasch aufgegeben, da er sah, daß jener nicht sein Bündnis mit Menglis Erbfeinde, der Goldnen Horde, aufgeben könne und wolle. Durch die Einfälle seiner Tataren griff Mengli in den langen Kampf zwischen Ivan III. und Litauen so lebhaft ein, daß gerade diese Zeit für die Ukraine und auch die eigentlich polnischen und litauischen Gebiete eine furchtbar schwere wurde. Demgemäß war auch der Einfluß Mengli-Gerajs auf den Ausgang jenes langen Kampfes um die Vorherrschaft auf der osteuropäischen Ebene zwischen Moskau und Litauen ein recht entscheidender. Mengli-Geraj war ein Chan von erstaunlicher Energie, Klarheit des politischen Blickes und Willensfestigkeit. Er hatte es verstanden, das auf ökonomischen Ursachen beruhende räuberische Streben der Tataren nach dem Norden als politischen Faktor auszunutzen, in feste Bahnen zu lenken und vom Stande der Politik abhängig zu machen. Nachdem aber seine Politik es so weit gebracht hatte, daß die Goldne Horde aufgehört hatte zu existieren und nur elende Trümmer von ihr das „Chanat“ Astrachań bildeten, hatte für ihn das Bündnis mit Moskau keinen so großen Wert mehr. Mengli fängt an, sich Polen-Litauen zu nähern, da der letzte Chan der Goldnen Horde, Šeich-Ahmed, in Litauen Zuflucht gefunden hatte und von hier aus die Herrschaft Menglis bedrohen konnte. Der größte Teil der Goldnen Horde hatte sich nämlich nach der Katastrophe von 1502/3 der Krymhorde Mengli-Gerajs angeschlossen. Die letzten Jahre Mengli-Gerajs, als der altersschwache Chan seine zahlreichen und mit Teilen der Horde ausgestatteten Söhne, Enkel, Verwandten und Häuptlinge nicht mehr so fest in den Händen zu halten vermochte wie früher, sind durch viele Eigenmächtigkeiten dieser Leute ausgezeichnet. Sowohl die litauisch-polnischen als auch die moskauisch-rjazanischen Ukrainen haben unter Einfällen der Krymtataren zu leiden. Viel schlimmer wurde das aber nach Mengli-Gerajs Tode [1515]. Sein Sohn Muhammed-Geraj war ein Schwächling und Säufer. Jeder seiner Brüder und Söhne trieb seine eigene Politik, unternahm Einfälle, wenn er irgendweshalb mit Moskau oder Litauen unzufrieden war. Der Hof des Chans war nichts als ein Kampfplatz für die In-

trigen der Gesandten jener beiden Staaten, deren jeder auf jede Weise von dem Chane Verträge abzukaufen und die „carevići“ durch Geschenke zu Einfällen in die Ukrainen des Rivalen zu bewegen suchte. Deshalb haben jetzt auch die seit langem verschonten Südgrenzen Moskaus schwer zu leiden. Auch Litauen helfen alle Geschenke, Vorstellungen und Verträge seiner Gesandten nichts: die tatarischen Räuberhaufen erscheinen immer wieder in seinen Gebieten. Die in dieser Zeit besonders häufigen Hungersnöte in der Horde verleihen dieser Bewegung eine besondere Wucht. Nun hören die Einfälle der Tataren der Krym in Moskau und besonders in Litauen-Polen nicht auf, werden zu einer Volksplage und finden ihr völliges Ende erst im 18. Jahrhundert, in der Zeit Katharinas II.

Jenen ersten Einfällen Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, als einer Erscheinung der Wirtschafts- und Kriegsgeschichte und der historischen Geographie, wollen wir uns nun zuwenden.

II.

Die Einfälle der Krymtataren in Litauen und Moskau.

1. Einfälle der Tataren der Goldnen Horde in Moskau.

Die „raschen“ Tataren und die mit Troß belasteten. Die Taktik ihnen gegenüber.

Eigentlich haben die Einfälle der Tataren nie aufgehört. Zuerst waren es aber wohl meist Straf- und Rachezüge, die von dem Chane der Goldnen Horde geführt oder von ihm angeordnet waren. Später, in den Zeiten der Wirren, der Entthronungen, der Zersplitterung der Großen Horde, war schon damit allein ein neuer Grund zu Einfällen gegeben. Ein entthronter Chan, ein verfolgter Vasall trennte sich von der Großen Horde und suchte mit seinem Anhange neue Weideplätze und in der Entfernung Schutz gegen den neuen Machthaber. In dem Süden der Steppe war eine Zuflucht selbstverständlich schwer zu finden, denn sie lag dem Verfolgenden offen. Deshalb kam es oft genug vor, daß man Zuflucht und Anlehnung im Norden, in Rußland, suchte. Tochtameš floh hierher vor dem ihn verfolgenden Tamerlan. 1437 versucht sich der von seinem

Rivalen Kučuk-Muhammed vertriebene Chan Uluh-Muhammed in Bělev an der oberen Oka mit seiner Horde festzusetzen. Hier hatte er die Steppe an dem oberen Don und der Oka zur Verfügung und zugleich im Flußlauf und den Brjanskwäldern in seinem Rücken eine feste Position. Natürlich konnte sich Moskau diese unheimliche Nachbarschaft nicht gefallen lassen. Der Chan wurde von den Wojewoden angegriffen, erklärte, zu einer völligen Unterwerfung bereit zu sein, und wollte hier die Moskauer Grenzen gegen seine Stammesgenossen in der Steppe schützen. Das war wohl der erste Fall, daß dieses in der Zukunft so wichtige Verhältnis in Vorschlag gebracht wurde. Diesmal wurde aber nichts daraus [1]).

Die Einfälle der Tataren der Goldnen Horde zeigen in dieser Zeit einen wesentlichen Unterschied den späteren gegenüber: die russischen Chroniken unterscheiden genau zwischen einem gewöhnlichen Einfalle und einem der „borzye tatary" [2]), der raschen, unbelasteten Tataren. Denn gewöhnlich nahmen die Einfallenden große Teile ihrer Horde mit — Frauen und Kinder, Wagen und Zelte, natürlich auch das Vieh [3]). Darin lag die Wucht dieser Invasionen — die Tataren hatten eben

---

[1]) Später gründete Uluh-Muhammed das Chanat von Kazań.

[2]) Nikonovsk. lětop. zum J. 1449; Nik., Sof. I u. II zu 1451.

[3]) Sof. I zu 1424; in der Kulikovoschlacht war der von den Russen erbeutete Troß ungeheuer — große Viehherden, Kamele usw. Doch ist nicht zu ersehen, ob die Familien mit waren. Bei den ersten großen Eroberungen der Mongolen unter Džingis-chan und Batu standen die Sachen etwas anders: jene Heere waren eher regelrechte Armeen zu nennen. Das gilt ganz besonders von der genialen Kriegführung Tamerlans. Seine Armeen hatten auch Fußtruppen mit, Abteilungen von Genietruppen, Belagerungsmaschinenbauer, Schleuderer von griechischem und gregorianischem Feuer. Die Organisation der Verpflegung war eine ausgezeichnete. Es ist uns ein Traktat von Tamerlan selbst, ein politisch-militarisches Testament erhalten (Tamerlan, Instituts politiques et militaires écrits par lui-même, trad. par L. Langlès, Paris 1787). Die darin dargestellte Marschordnung und besonders die Taktik in der Schlacht erweckt Bewunderung. Es scheint uns ein ungerechtes Urteil zu sein, wenn H. Delbrück (Gesch. d. Kriegskunst Bd III, Berlin 1906, S. 487) sagt: „Dzingis-chan sowohl wie der in seinen Spuren wandelnde Timur können ..... übergangen werden". In d. Anm.: „Ihre Leistungen sind schließlich nicht anderer Art, als sonst der Nomaden, und die theoretischen Anweisungen Timurs sind ohne realen Inhalt".

ihre gesamten Lebensbedingungen mit und konnten es im Feindeslande lange aushalten. Die mitgenommene Horde mußte aber natürlich die Geschwindigkeit und die Bewegungsfreiheit der Einfallenden sehr beeinträchtigen, wurde demnach oft als Last empfunden. Zunächst kam man dazu, den Troß, die Familien, die Schwachen und Kranken, das Vieh usw. irgendwo in der Steppe in der Nähe in einem Lager zu lassen, um dann den Einfall allein mit den Kriegern rascher und leichter auszuführen [1]). Da entstand aber zugleich die Gefahr, daß diese Zurückgelassenen überfallen wurden. Tatsächlich ist dies oft genug vorgekommen, und es war auch ein lohnendes und deshalb beliebtes Kampfmittel. In den Verträgen und Abmachungen Ivans mit Mengli-Geraj kommt der Satz immer wieder vor: Wenn der Feind gegen dich zieht, so überfalle ich seine Horde. Man war in den damaligen Kriegen überhaupt weniger bestrebt, das feindliche Heer zu schlagen, als den Feind im Rücken zu schädigen. In den moskau-litauischen Kriegen ist diese Kampfweise bei Moskovitern wie bei Litauern üblich: am liebsten tritt man einem einrückenden Heere gar nicht entgegen, sondern sucht den Schaden, den es anrichtet, durch Schädigung von Feindesland in ganz anderer Richtung auszugleichen. Den Tataren gegenüber bestand eine solche Schädigung nur in dem Angriffe auf die in der Steppe zurückgelassene Horde. Sonst konnte man nur durch eine Schlachtentaktik sich ihrer erwehren: entweder mußten die Einfallenden am Vordringen verhindert oder beim Rückzuge eingeholt und die Beute ihnen abgenommen werden. Für eine solche Taktik war es aber überaus hinderlich, daß die Moskauer Heere zunächst nur aus schwerer Reiterei und Fußtruppen bestanden; erst in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts greift unter tatarischem Einflusse eine Änderung um sich. Pferde gab es in Rußland niemals hinreichend. Bereits seit den Chazarenzeiten mußten sie von den Steppenvölkern bezogen werden. 1456 werden die Novgoroder in der Schlacht bei Russa von den Moskauern geschlagen, weil sie noch nicht auf Pferden zu kämpfen verstehen: diese wurden während der Schlacht wild und warfen die ungeschickten Reiter

[1]) Nikon., Novgorodsk. IV, Voskres. zu 1472.

ab [1]). In Moskau stand es damit etwas besser, aber um sich vor den Tataren zu schützen, mußte man eine ihnen mindestens ebenbürtige Reiterei haben. Dazu boten nun die Tataren selbst das nötige Material. Der erwähnte Fall der Ansiedlung Uluh-Muhammeds in Bělev mißlang. Schon waren aber viele Tataren in Moskauer Diensten. Immer haben einzelne tatarische Abteilungen an den inneren Kriegen Rußlands teilgenommen, jetzt werden sie aber direkt fest angestellt, und bald finden wir den ersten tatarischen Fürsten im Grenzdienste Moskaus. Es war das gerade ein Sohn jenes Uluh-Muhammeds, der Carevič Kajsym. Ihm gab Vasilij II. 1452 das Okastädtchen Meščersk zu Lehn. Dieser Ort, der, wie der Name sagt, ursprünglich das Zentrum eines Stammes der Wolgafinnen war, wird jetzt ein Hauptsammelpunkt der von Moskau abhängigen Tataren. In der Beschützung Moskaus vor den Einfällen der Tataren des Südens spielte Kajsym eine große Rolle. 1449 vertreibt er eine Bande der Tataren Sadi-Ahmeds [2]); 1450 verfolgt er eine andere bis zum Bitjug usw. Und neben ihm eine große Anzahl anderer Chane und Chanssöhne mit ihren Fürsten und ganzen Horden, in Serpuchov, Zvenigorod, Košira, Juřev, Surožik, Chotuń. Jede dieser Städte gehörte bald Moskau unmittelbar, bald wurde sie wieder vergeben; Meščersk [nun Kasimov genannt] wurde dagegen regelmäßig nach dem Tode oder der Absetzung des einen mit einem andern Tatarenfürsten besetzt: nach Kajsym herrschte hier sein Sohn Danjar, dann Mengli-Gerajs Bruder Nur-Devlet, dann sein Sohn Satylgan-Dzanaj usw. Der andere vertriebene Bruder Menglis, Hajder, und die beiden Exchane von Kazań, Muhammed-Emin und Abd-el-Latif, leisteten an andern Orten ähnliche Dienste. Je weiter, desto mehr waren ihrer in moskauischen Diensten [3]).

---

[1]) Nikon. lět., das Jahr 1456.

[2]) Nikonovsk. lětop.

[3]) Übrigens assimilierten sich diese tatarischen Prinzen sehr rasch, empfingen die Taufe; gerade ein Bruder Muhammed-Emins und Abd-el-Latifs, Kudajkül, spielte noch zur Zeit Ivans, besonders aber nachher am Moskauer Hofe als carevič Peter eine große Rolle, hatte eine Tochter Ivans, Evdokija, zur Frau und wurde durchaus als Mitglied der Familie behandelt. Auch ein carevič Fedor war eine wichtige Person (Sbornik Bd. 35, N. 95, S. 673). Eine große Anzahl russischer Adelsfamilien stammte

Die große Masse einzelner Tataren von nicht chanischer Herkunft, die losen Banden der Steppe, die in den Dienst Moskaus traten, nannten sich „kozaken“ oder richtiger „kazaken“. Es wird jetzt nicht mehr bestritten, daß dieses Wort orientalischen Ursprungs ist [1]). Noch heute nennen sich die Kirgisen nicht anders als „kajsak“; „kirgiz“ dagegen ist nur ein kleiner Stamm unter ihnen. „Kaj“ ist ein türkisches Wort = leicht, „sak“ ein indogermanischer, aus dem Persischen zu den Tataren gelangter Stamm = Last. Es lag also schon im Worte, daß Kozaken freie, ungebundene, kriegerische Scharen bedeuteten. So wurden denn vorzugsweise die bei den Wirren und Zersplitterungen der Goldnen Horde sich bildenden losen Steppenhaufen als Kozaken bezeichnet [2]). Als sie sich nun am Moskauer

---

von solchen Tatarenfürsten ab, und dieser Einschlag an mongolischem Blute darf nicht unterschätzt werden. Bereits unter Alexander Nevskij kam der erste Tatarenchan nach Moskau, von ihm stammen die Dgarevy, dann unter Ivan Kalita ein gewisser Četa, von ihm die Saburovy und Godunovy, von andern die Aničkovy; unter den folgenden Herrschern nehmen ihren Anfang die Uvarovy, Jusupovy, Urusovy, Juškovy, Baranovy, Zagrjazskie, Rostopčiny, Timirjazevy, Turgenevy (von denen der große Schriftsteller), Jazykovy, Apraksiny, Davydovy usw. Unter Ivan III. und Vasilij III. kamen die Daškovy, Chitrovy und viele andere hinzu (Jabločkov, Ist. russk. dvorjanstva, Petersburg 1876, V. u. VI.; V. Rummel und V. Golubcov, Rodoslovn. Sbornik, Petersburg 1886; Kn. Dolgorukij, Rodoslovn. kniga; Th. Schiemann, Gesch. Rußl., Polens u. Livl., I S. 255).

[1]) Der Versuch, es von koza, die Ziege, abzuleiten, ist wohl nicht ernst zu nehmen: vgl. H. Pöllmann, Beitrag zur ältesten Gesch. des Kozakentums, München 1888; R. v. Eckert, D. Ursprung der Kozaken, Berlin 1882.

[2]) An den von der Gold. Horde aus in der Krym eingesetzten Chan Džanibeg richtete Ivan III. ein Schreiben (Sbornik. 41 Nr. 4 u. 5), in dem er ihn erinnert, daß er früher als „kozak“ bei ihm in Moskau vor Verfolgungen Zuflucht gefunden hatte. Sbornik 41 Nr. 97 S. 518 schreibt im Jahre 1504 ein gewisser Fürst Tevekkül an Ivan, daß er eine Zeitlang frei in der Steppe als „kozak“ umhergeschweift sei, jetzt sich aber Mengli-Geraj angeschlossen habe. Doch scheint die Bedeutung des Wortes, wenigstens für die russischen Quellen, zu schwanken: es wird im Sinne von Fürst, hoher Würdenträger gebraucht (Nikon. 7004), und wenn überhaupt einmal die Hofleute einer Horde genannt werden, so heißt es stereotyp: „knjazi, mirzy, ulany i kazaki“. Herberstein (Rerum moscoviticarum commentarii, Basileae 1556, S. 91) nennt eine ganze kazakische Horde — zweifellos die Kirgisen, wir kennen sie auch aus andern Quellen.

Limes ansetzten, behielten sie den Namen. Jede Stadt der Südgrenze, bald aber auch die Weststädte, hatte ihr Kontingent an Tataren-Kozaken. Sie beschützten und bewachten die Grenze, sie spähten in der Steppe alle Bewegungen der feindlichen Horden aus, führten als ausgezeichnete Kenner der Steppe die Gesandtschaften und schützten sie, unternahmen auch Feldzüge in die Steppe und gegen Litauen, ja Novgorod. Bis in das 16. Jahrhundert hinein spielen diese Tataren eine große Rolle und werden immer als Kozaken bezeichnet. 1521 finden wir im Sbornik 95 (S. 676 und 700) eine Anzahl Kozaken am Namen aufgezählt, die eine Gesandtschaft begleiten sollen — sie tragen alle russische Namen. Fehlt auch die volle Sicherheit, so kann doch die Vermutung ausgesprochen werden, daß es auch vor 1521 nationalrussische Kozaken gegeben hat; in den Quellen finden wir einzelne Namen, die darauf hinweisen. Größere Massen von Russen wird es unter den Kozaken wohl nicht gegeben haben, denn sie führen vor 1521 fast durchweg tatarische Namen. Also muß sich da eine Veränderung vollzogen haben, indem die bisherige tatarisch-kozakische Grenzwache nicht als genügend oder zuverlässig angesehen und neue, russische Elemente hinzugezogen wurden, wenn auch die tatarischen Kozakenkontingente weiter bestanden. Gerade in der Zeit vorher gab es ja viele Einfälle der Krymtataren. Ob sich die Grenzwache ihren Stammesgenossen gegenüber dabei nicht bewährt hatte? Diese russischen Kozaken waren durchaus ebenso organisiert wie die Tataren, hatten dieselben Gewohnheiten, dieselbe Kriegskunst usw. Der Koš = die Stanica ist hier die Organisationseinheit; vier Leute bilden unter der Führung des fünften eine Gemeinschaft [1]), die wohl vom gemeinsamen Kochen an einem Feuer ihren Ausgang hatte, analog der Einteilung der nach Kaffa oder Azov ziehenden Kaufleute in „kotly“ = Kochkessel [2]). Der Koš wurde niemals geteilt und immer als solcher, als Einheit geschickt und gebraucht, es hieß immer: der ..... s tovarišči. Alles ebenso wie bei den Tatarenkozaken.

[1]) an vielen Stellen des Sborn. 95 Nr. 35, 37 u. 38.

[2]) Sie bildeten auch eine Handelsgenossenschaft, eine Artel', und hafteten füreinander. Und bei Krankheit oder Tod des einen beschlagnahmten die Türken in Kaffa und Azov das Eigentum aller.

Naturgemäß wurden die tatarischen Careviči mit ihren Kozaken meist an der Oka angesetzt. Der Lauf der Oka war nämlich für die russischen Gebiete ein natürliches Bollwerk gegen die Einfälle der Tataren, denn ein Flußübergang war den Tataren überhaupt schwierig und konnte naturgemäß auch mit einer geringen Macht verhindert werden. Und so sehen wir die Tataren immer wieder daran scheitern [1]). Wenn von Moskau aus jemand gegen die heranziehenden Tataren geschickt wurde, so bezeichnete man das mit dem Ausdrucke „k beregu", d. h. an die Oka. Der Oberlauf der Oka ist aber süd-nördlich gerichtet; hier konnte also das Hindernis umgangen werden. Westlich von ihm dehnte sich aber ein anderes Hindernis aus, das für die Tataren noch viel unüberwindlicher war als ein Fluß — die Urwälder von Brjansk oder Dbrjansk (welcher Name ja bereits mit debŕ = Urwald, Dickicht zusammenhängt). Die Ausläufer dieser Wälder reichten südwestlich die Desna herab über Novgorod-Sěversk bis nach Sosnica (sosna = die Kiefer) an der Mündung des Sejm in die Desna. So war denn hier nur eine Möglichkeit vorhanden, die dann auch in dem berühmten Zuge von 1480 vom Chane Ahmed benutzt wurde: den nördlichen Teil des Oberlaufes der Oka zu überschreiten, der nicht so verteidigt werden konnte wie jener östlich gerichtete Mittellauf, und dann an der vom Westen kommenden Ugra, einem Zuflusse der Oka, die gerade am Knie derselben mündet, sein Glück zu versuchen. Gerade an den so viel umstrittenen Ereignissen von 1480 kann man sehen, wie sehr es auf die natürliche Verteidigungslinie ankam und wie diese Wasserlinie, selbst bei äußerster Kopflosigkeit der Verteidigung, als Schutz dienen konnte. Nun war aber die Oka durchaus nicht die Grenze gegen die unbewohnte Steppe: die russische Kolonisation hatte sie bereits weit überschritten, und am rechten Ufer gab es längst ansehnliche Städte, ja das Gebiet ist vielleicht seit je bewohnt gewesen. Da lagen Mcensk, Odoev, Ljubutsk, Aleksin, Kašira, Rjazań, auch Tula usw. Diese Orte waren demnach von vornherein preisgegeben und hatten in der Tat furchtbar zu leiden. Besonders auch das sie umgebende

[1]) Nikonovsk. zum J. 1459; Nikon., Novgor. IV, Voskres. unter 1472, Sof. II. zum J. 1479; auch Sof. I u. II zu 1451.

flache Land. Glücklicherweise war es aber immer [1]) ein Mangel der Tataren gewesen, daß sie keine Städte zu erobern oder zu belagern verstanden; den Nomaden ging das vollständig ab. Jede russische Stadt war ja befestigt, von einem Graben und Walle umgeben; auf dem letzteren wurde eine Holzmauer aufgebaut. Steinmauern finden sich erst viel später; Moskau hat sie erst unter Ivan III. bekommen; andere Städte zum Teil gar nicht. Die Mitte nahm dann manchmal noch eine Burg — der Kreml' — ein. Außerhalb der Mauern der Stadt breiteten sich die Holzhäuser des Posad, der Vorstadt, aus. Was konnten nun die Tataren auf ihren Pferden und mit ihren Bogen und Pfeilen gegen diese Siedelungen unternehmen? Besonders, als seit der Mitte des 15. Jahrhunderts die Kanonen und Gewehre den Belagerten Hilfe leisteten. Der Posad, der einzige angreifbare Teil der Stadt, wurde von den Bewohnern verlassen, sie flüchteten hinter die Mauern. Unter solchen Umständen war dies das einzige Angriffsmittel, das auch immer wieder angewandt wurde — die Tataren steckten den Posad, nachdem sie ihn geplündert hatten, in Brand, das Feuer ergriff dann die Mauern und manchmal die ganze Stadt. Die sich rettenden Bürger wurden aufgegriffen und dann geplündert, was noch zu plündern war [2]). Konnten aber die Tataren eine Stadt nicht nehmen, so umgingen sie sie und fanden immer noch reiche Beute auf dem flachen Lande. Schon früh wurde in diesem Falle die durchaus gegebene Taktik angewandt: man teilte das Heer in kleine Banden, die dann die Plünderung gründlich besorgten. Die Sofijskaja II. lĕtopiś erzählt unter 1408 über den Zug Edegu's: „raspusti po vsej zemli voi.... mnogo zla učiniša .... bĕ bo vsja zemlja plĕnena i ne byst' nikakogo mĕsta, idĕže ne byša tatarove, ubytok byst' velik vezdĕ, idĕže oni ni byvali, no vse vzjato i požženo i posĕčeno i v plĕn vedomo“.

---

[1]) Abgesehen von den großen Zeiten der mongolischen Kriegskunst, von den großen Feldherren Džingis, Batu, Tamerlan.

[2]) Ein sehr eindrucksvoller Fall dieser Art ist uns in den Berichten der Chroniken über das Jahr 1472 erhalten (Nikon., Novgor. IV, Voskres.): der Chan Seid-Mahmud selbst ascherte nach längerer Belagerung die Stadt Aleksin am südlichen Okaufer ein, während die Wojewoden am nördlichen zusehen mußten, da der Strom jede Hilfe verhinderte.

Alle diese Einfälle wurden nur von den Tataren der Goldnen Horde ausgeführt [1]) und hingen auf das engste mit den dort herrschenden Wirren zusammen. Aus dem groß angelegten und vielversprechenden Zuge von 1480 wurde nichts; die Spaltungen und die Niederlagen der Großen Horde brachten sie völlig herunter. Moskau hatte indessen in Mengli-Geraj einen mächtigen Bundesgenossen und Beschützer. Zugleich schuf aber auch Ivan selbst in seinem Reiche völlige innere Ruhe und Ordnung, gewährte auch den Südgrenzen einen festen Schutz durch angestellte Tataren und eigene Truppen. Aus diesen Gründen hören denn auch diese Einfälle der Wolgatataren auf, und nach 1480 finden wir in den Chroniken nur kleinere Notizen über Einfälle, die in den früheren Zeiten unmöglich verzeichnet worden wären. Das waren Einfälle der „ordynskie kazaki" und der „azovskie kazaki" — der in der Steppe umherschweifenden kümmerlichen Trümmer der alten Herrlichkeit. 1491 plündern 220 Mann die Gegend von Aleksin [2]), 1493 die Gegend von Rjazań [2]); 1499 wird ein Dorf bei Kozel'sk „genommen" [2]). Die Hauptunannehmlichkeit, die sie Moskau bereiteten, war das Plündern der mit der Krym und Türkei verkehrenden Gesandten.

Dagegen ist dies die Zeit der Einfälle der Krymtataren nach Litauen, die dann zu einem System erhoben wurden und für das Leben Südrußlands als chronische Volksplage die größte Bedeutung gewannen.

2. Einfälle der Krymtataren nach Polen und Litauen.

Michalon Litwin und Beauplan.

Wir führten bereits aus, daß die Einfälle der Krymtataren nicht sowohl eine Erscheinung politischer Gegnerschaft, sondern vielmehr etwas Elementares, eine Folge ihres wirtschaftlichen und kulturellen Zustandes waren. Nur der feste Wille Mengli's

[1]) Späterhin von den Nogaiern der Horde Sadi-Ahmeds; nur selten hören wir etwas von Einfallen der Kazaner, es sind das dann Einzelheiten des langen Kampfes mit Moskau, das Kazań unter seine Herrschaft bringen will.

[2]) Siehe das betreffende Jahr in Voskres.

war es, der sie speziell gegen Litauen richtete und zu einem politischen Faktor gestaltete. Sehr bald nach ihm sollten die Chane das Steuer vollständig aus der Hand verlieren, ja sich selbst von dem Haufen leiten lassen. Die Art der Wirtschaft, die klimatischen Verhältnisse, die Viehseuchen usw. einerseits, der leichte Absatz des Geraubten in Kaffa und die Bekanntschaft mit dessen Zivilisation und Luxus andererseits machten, wie schon ausgeführt, diese Einfälle zu einer chronischen Erscheinung, die erst im 17., ja im 18. Jahrhundert ihr Ende fand.

Demgemäß haben wir über die Einfälle der Krymtataren in den Quellen eingehende Berichte, sowohl in Chroniken als auch in speziellen Beschreibungen. 1550 schrieb ein gewisser Michalon Litwin, ein Schriftsteller von geringer Zuverlässigkeit, das Werk: „De moribus tartarorum, lituanorum et moscorum fragmenta decem“[1]). Er setzte sich zum Ziele, erstens seine Landsleute zu energischer Abwehr der Einfälle zu bewegen; deshalb schildert er in den übertriebensten Farben die Greuel, die von den Tataren, besonders an den Gefangenen, verübt werden. Zweitens aber führt er einen erbitterten Kampf gegen den Luxus, die Trägheit, Selbstsucht, Brutalität, militärische Untüchtigkeit, die in der polnischen und litauischen Gesellschaft herrschten, und hält ihr nun die Tataren und Moskoviter als leuchtendes Beispiel von Mäßigkeit, Energie, Humanität, Tapferkeit und Gemeinsinn vor. Er gefiel sich durchaus in der Rolle eines Tacitus. Naturgemäß verwickelt er sich dadurch in die krassesten Widersprüche[2]). Abgesehen von alledem läßt sich aus

[1]) Erschienen in Basel 1615, dann auch in der Ursprache und russischer Übersetzung in „Archiv istor.-juridič. svěděnij otnosjašč. do Rossii“, izd. N. Kačalova, II, 2. Moskau 1854“, auf das sich unsere Zitate beziehen; dann auch noch eine Übersetzung in „Memuary otnos. k ist. Južn. Rusi“, her. von K. Melnik und V. Antonovič. I. Kiev 1890.

[2]) Um nur ein Beispiel anzuführen: S. 21 berichtet er über das furchtbare Schicksal der Gefangenen: Die Tataren besitzen Sklaven nicht nur zum Verkaufe, sondern auch zum eigenen Amüsement und zur Befriedigung ihres Hanges zur Brutalität ..... Am Tage werden sie in Fesseln auf der Arbeit gequält, nachts in Gefängnissen gehalten und ihr Leben nur mit verdorbenem, von Würmern wimmelndem Fleisch erhalten. Dann aber S. 47: Die Tataren übertreffen uns nicht nur an Mäßigkeit, sondern auch an Liebe zum Nächsten ..... sie lassen ihren Sklaven eine gerechte Behandlung zuteil werden, ... wir dagegen.....

ihm doch vieles entnehmen, und besonders wertvoll wird er dadurch, daß er volle 100 Jahre früher schrieb als der folgende, viel bedeutsamere Schriftsteller Beauplan. Es war dies ein französischer Ingenieur, der im Dienste der polnischen Könige Zygmunts III. und Władysławs IV. stand und speziell den Festungsbau und den Schutz der Südgrenzen leitete. 17 Jahre streifte er in der Ukraine umher und lernte sie, besonders den Dněprlauf, dazu auch die Krym, gründlich kennen. Als er 1649 nach Frankreich zurückkehrte, gab er im folgenden Jahre sein Werk: „Description d'Ukranie“ [1]) heraus. Auf der schärfsten Beobachtung und zuverlässigsten Kenntnis beruhend, bildet es eine außerordentlich wichtige Quelle für die kulturellen Verhältnisse des Südens und ist längst als solche gewürdigt. Es enthält eine eingehende Schilderung der Geographie und der Bevölkerung der Ukraine, der Krym und teilweise Polens. Die Tatareneinfälle und die Kozaken finden naturgemäß eine besonders eingehende Behandlung. Seine Beobachtungen und Messungen hat er auch in einer Reihe von Karten der Ukraine, besonders des Dněprlaufes, verwertet, die ganz besonders von seiner glänzenden Beobachtungsgabe Zeugnis ablegen [2]).

Die Ausrüstung wie die Organisation und Taktik des einfallenden Tatarenheeres hat sich allmählich durch die lange Erfahrung zu festen Formen entwickelt.

Zunächst die Größe der Heere. Das ist natürlich ein sehr heikles Thema. Der Bevölkerung selbst, die von ihnen zu leiden hatte, fehlte jede Möglichkeit, die Zahl der Tataren irgendwie zu schätzen. Schon allein aus dem Grunde, weil es viele Abteilungen gab, die beständig durcheinanderfluktuierten. Auch die gegen sie kämpfenden Truppen mußten sich in ihren Schätzungen beständig irren. Darum sind die Zahlen, die die Chroniken angeben, meistens als Schreckenszahlen aufzufassen. Wir müssen daran denken, daß auch eine ganz geringe Schar

[1]) 1660 ist in Rouen eine zweite Auflage erschienen, dann allmählich lateinische, englische, deutsche, polnische, 1832 in Petersburg eine russische Ausgabe, und zuletzt eine in den angeführten „Memuary k ist. Južn. Rusi“ II., Kiev 1896.

[2]) Ausgezeichnet und vollständig herausgegeben in V. Kordt's „Materialy po ist. russk. kartografii“, II., Izd. Kommissii dlja razbora drevn. aktov, Kiev 1910.

in dem schutzlosen und in beständiger Angst schwebenden Lande großen Schaden anrichten und Panik verbreiten konnte. Andererseits konnte, besonders in den späteren Zeiten, die gesamte männliche Bevölkerung der Krym, die eben im Sattel zu sitzen vermochte, an den Invasionen teilnehmen [1]), und so konnten doch beträchtliche Zahlen zusammenkommen. Es kam aber nur sehr selten vor, daß alles Waffenfähige mitgenommen wurde, meistens zogen nur einzelne Teile hinaus. Erstens konnte man die eigene Horde nicht ohne jeden Schutz lassen — denn die verschiedenen östlich gelegenen Horden lauerten nur auf eine solche günstige Gelegenheit, die Krym zu überfallen und die zurückgelassenen Familien und das Vieh zu rauben. Zweitens hatte es auch gar keinen Zweck, in zu großer Zahl einen Einfall zu unternehmen, denn es war in den ausgesogenen Gebieten überhaupt nicht so viel Beute zu holen, daß ein jeder befriedigt wurde und ein solcher Zug sich lohnte. Auch die Terrainverhältnisse waren dem nicht günstig, und an Schnelligkeit würde das Heer bei einer stärkeren Größe jedenfalls sehr eingebüßt haben. Nur bei besonderen Gelegenheiten, wenn ein politisches Moment hinzukam, wenn der Chan durch etwas aufgebracht war, kann von großen Heeren die Rede sein. So bei der Einnahme Kievs durch Mengli-Geraj 1482 oder beim furchtbaren Zuge Muhammed-Gerajs 1521 vor die Tore Moskaus. Michalon Litwin berichtet: „Adeo vero increbuere in Taurica tartari, quod circiter triginta millium exercitum compleant ad bellum [2]).“ Beauplan sagt, wenn der Chan selbst hinausziehe, habe er 80 000, wenn er jemanden schicke — 40- bis 50 000 [3]).

[1]) Bielski berichtet sogar (zu 1524 S. 552), man habe unter den erschlagenen Tataren viele Mädchen, niewiasty, gefunden, die mit geschorenen Haaren in männlichen Kleidern mitgezogen seien. Und 1500 verordnet Mengli unter Androhung schwerer Strafe, daß alle Waffenfähigen, die das Alter von 15 Jahren überschritten hatten, sich stellen sollten — es war ein ganz besonderer Anlaß, der große Feldzug gegen die Goldene Horde Šeich-Ahmeds (Sb. 41 Nr. 72 S. 354 ff.); nachher (Nr. 74 S. 368) wird berichtet, Mengli habe 25 000 gehabt. Dagegen berichtet Mengli 1509 an Vasilij, er habe gegen die Nogaier 250 000 registrierte Krieger geschickt (Sb. 95 Nr. 4). Wohl ist seine Horde damals durch Eroberungen größer geworden, die Zahl ist aber doch nur Prahlerei.

[2]) Mich. Litwin, De moribus ... S. 5.

[3]) Beauplan, russ. Ausgabe v. Ustrjalov S. 47.

Bronewski[1]) erzählt 1595, das ganze Heer des Chans, mit den abhängigen Nogaiern, Čerkessen, Očakover und Akkermaner Tataren betrage 120- bis 130 000 Mann. Die Chroniken steigen öfters bis über 100 000 hinauf. Letztere Zahl hat natürlich nur die Bedeutung: „unzählbare Menge“[2]). Und selbst die russischen Gesandten in der Krym geben Zahlen wie 80 000 an, gewiß aus dem Munde der Tataren selbst, die Grund hatten, ihre Leistungen in Ivans Augen zu erhöhen[3]). Es fehlt uns hier einfach jeder Maßstab. Weder die Größe der Einfallsheere noch auch die der ganzen Horde können wir irgendwie schätzen. Hinzu kommt noch, daß ja die Krymhorde beständig Teile der andern Horden in sich aufnahm; sie hatte ihre Weideplätze auch nicht nur in der Krym, sondern auch auf dem Festlande, am unteren Dněpr, manchmal sogar nachweislich auf dessen rechtem Ufer. Auch die Fläche der Weideplätze gibt deshalb keine Anhaltspunkte.

Wie wir sahen, wurden die Einfälle hauptsächlich durch wirtschaftliche Verhältnisse veranlaßt. Es geschah auch nicht oft, daß der Einfall auf Widerstand stieß[4]). Es kam beim einzelnen Tataren auf keine ritterlichen Waffentaten an, sondern nur auf die Fähigkeit, recht viele Beute abzuführen. Folglich brauchte auch die Bewaffnung der Tataren keine sehr vollkommene zu sein. Vielmehr haben wohl gerade die am wenigsten vermögenden, die durch irgendein Unglück harabgekommenen, sich an ihnen hauptsächlich beteiligt; denn der

---

[1]) Martinus Broniovius, Tatariae descriptio, Köln 1595.

[2]) Nachdem Bielski von 70, 100 usw. Tausenden berichtet hat, kommt bei ihm einmal wie zufällig vor, daß er von 40 000 sagt — wszystka moc przekopska (unter 1516, S. 533); von den 25 000, die gegen die Goldene Horde geführt wurden und ein Aufgebot aller Krymtataren darstellten, war bereits eben die Rede. Und aus viel früherer Zeit haben wir in der Sof. II lětop. zu 1439 über einen Einfall der Tataren Uluh-Muhammeds folgende Notiz: bě že ich množestvo mnogo pered chrest’janskimi polki, dann kommt es zum Schluß heraus, es seien 3500 den 1500 Russen gegenüber gewesen.

[3]) Mengli sagt 1502 Sb. Nr. 85 S. 430: 90 000; 1516 — Sb. 95 Nr. 22 S. 387 — 60 000; Bielski gibt für denselben Einfall 40 000 an.

[4]) Wir müssen bedenken, daß die Chroniken diejenigen Einfälle, bei denen sich nichts Besonderes ereignete, keine Verfolgungen stattfanden, gar nicht registrierten.

Zweck war ja eine Auffrischung ihres Vermögenszustandes. Es wurde eben irgendeine beliebige Waffe oder auch gar keine mitgenommen. Es ist vielleicht übertrieben, wenn Michalon Litwin sagt: ..... coacti et gregarii ac imbelles, quicunque saltem valeant conscendere equum .... inermes plerique, et vix decimus aut vigesimus quisque eorum pharetra fultus aut framea, lorica vero multo rarior; sed alii scipionibus saltem muniti osseis, alii ligneis, alii vacuis telorum accincti vaginis. Clypeorum autem et hastarum vel huiusmodi armorum generis expertes penitus. Nun wissen wir aber von anderer Seite her, daß Bogen und Pfeil die Hauptwaffe der Tataren waren, in den Schlachten die Hauptrolle spielten und dem Nomaden überhaupt fast unentbehrlich waren. So schlimm, wie es Litwin darstellt, wird es wohl damit nicht gewesen sein. Aber auch Beauplans Angaben stimmen vielleicht nur für seine Zeit, in der der ganze Zustand der Krymhorde ein viel besserer war als in der von uns behandelten Zeit. Er erzählt: „Die Tataren sind mit einem Säbel bewaffnet, einem Bogen und einem Köcher mit 18 bis 20 Pfeilen; im Gurte steckt ein Messer, ein Feuerstein und 30 bis 40 Fuß Lederschnur zum Binden der Gefangenen."

Den Proviant führte natürlich jeder mit sich. Das war überhaupt ein großer Vorteil für die Tatarenheere, daß sie nichts mit Troß und Verproviantierung zu tun hatten. Jeder hatte sein — nonnihil milu tosti, aut casei, sagt Michalon Litwin [1]), das Wild in der Steppe tat das Übrige. Die Hauptsache im Feldzuge waren die Pferde. Es soll jeder Tatare mindestens drei mit sich gehabt haben [2]). Erstens wurden sie

[1]) Er fahrt fort: et neque ullis onerantur impendio ad bellum impedimentis, und noch: nam expeditiones bellicas perficiunt absque curribus semper et absque omni commeatu. Nur bei ganz großen Unternehmungen von langer Dauer, besonders gegen eine andere Horde, nehmen die Krymtataren einen Troß mit, wie etwa 1500/1/2 gegen Šeich-Ahmed; ähnlich Bronewski S. 19: Alimonia illa in saccis e corio factis: illi sacci apud insigniores in equis portantur. Ac eius generis alimoniam secum ferunt, milium igne siccum vel assum contusum vel emollitum ... Caseum et carnes diversi generis et equinas fumatas in sole coctas vel siccas eas frustillatim scindunt, et ossibus objectis in saccis condunt... Chanus unum tantum currum propter aliquem morbi casum secum habet.

[2]) Das wird nicht nur von allen Autoren berichtet, sondern wir haben (Sb. 41 Nr. 72 S. 354 u. Nr. 78 S. 378) einen Befehl Menglis an seine Unter-

unterwegs nach Bedarf zum Essen abgeschlachtet, zweitens wurde von ihnen eine große Leistungsfähigkeit verlangt, eine außerordentliche Laufgeschwindigkeit. Die Schnelligkeit, Beweglichkeit der Heere war ja das A und das O beim Einfalle. Es wird überliefert, daß der Reiter mitten im raschesten Laufe sich von einem seiner Pferde aufs andere schwang, um sie nicht ungleichmäßig zu ermüden. Da man eben weder in Ausrüstung noch in Verpflegung besondere Bedürfnisse hatte, dauerten auch die Vorbereitungen zu einem Einfalle nicht lange. Es wurde vom Chane, einem Mitgliede seiner Familie oder sonst einem Fürsten, der den Einfall unternahm, ein Tag festgesetzt, an dem man sich in Perekop zu versammeln hatte. In kurzem waren die Beutelustigen an Ort und Stelle. Wurde der Einfall von dem Teile der Horde unternommen, der nördlich des Dněprlimans seine Weideplätze hatte, so ging es noch schneller [1]).

Sobald sie die Landenge von Perekop hinter sich hatten, lag den Einfallenden der Unterlauf des Dněpr wie ein Riegel vorgeschoben. Um ihm auszuweichen, mußte man einen weiten Bogen ostwärts machen. Es ist eigenartig, aber charakteristisch, daß dieses Verhältnis von den älteren Kartographen nicht erkannt worden ist. Vielleicht lag mit darin der Grund, weshalb die militärische Verwertung dieser Lage von den Polen erst spät und systemlos in Angriff genommen wurde. Auf den älteren Karten Südwestrußlands finden wir den Dněpr ganz direkt nordsüdlich verlaufen, ohne den großen geknickten Bogen nach Osten, und die Krym dann ein ganzes Stück weiter ostwärts liegen [2]). Auf diese Weise fehlt die enge Beziehung zwischen dem Ausgange aus der Krym und dem unteren Dněpr. Erst die Zaporoger Kozaken haben sich diese Dněpr-Position zu

---

tanen, zum großen Feldzuge von 1500/2 gegen Šeich-Ahmed sich mit je 5 Pferden zu stellen.

[1]) Sborn. 41 Nr. 72 S. 354. Zum obenerwahnten großen Zuge gegen Šeich-Ahmed sollen sich die Krieger binnen 15 Tagen stellen: Bronewski S. 19 spricht von 3 bis 4 Wochen.

[2]) Kordt, Materialy ... II Nr. XI, XVI, XVIII (etwas richtiger) XX (typisch), XXI, XXII, XXIV, XXVII, XXVIII, XXIX, XXXIII, XLIV; Bd. I XV, XXVI. Beauplan ist dann der erste gewesen, der das richtige Verhältnis in die Kartographie eingeführt hat, und er hat es auch für seine strategischen Absichten verwertet.

erobern versucht. Bis dahin gab es dagegen nur einzelne Züge zur Zerstörung der Befestigungen (z. B. Očakovs), die die Tataren am unteren Dněpr angelegt hatten. Die Tataren selbst erkannten die ganze strategische Bedeutung der Position sehr wohl und suchten deshalb den unteren Dněpr unbedingt zu beherrschen. Wohl wird auch Ende des 15. Jahrhunderts noch — seit den Zeiten Witowts — das ganze rechte Dněprufer bis zum Schwarzen Meere hinab als litauisches Territorium bezeichnet, faktisch kann aber nicht mehr davon die Rede sein: die Krymtataren sind hier völlig zu Hause, besonders seitdem sich die Türken in Akkerman festsetzen. Um die Dněprposition zu beherrschen, den Übergang für die Einfallsheere zu sichern, baut Mengli-Geraj 1492 am Ausgange aus dem Liman, auf dessen Nordseite, also auf offiziell litauischem Boden, Očakov. 1504 befestigt er es noch mehr. Das war zweifellos ein ausgezeichneter Stützpunkt, besonders später in den Jahren 1510 bis 1519. Im Jahre 1503 will er auch noch eine Befestigung an einer wichtigen Übergangsstelle — bei Tavań, auch am rechten litauischen Ufer — bauen und führt den Plan teilweise in der Tat aus. Dann baut er Tavań gegenüber, am linken Ufer, die Festung Islam-Kerman, wo Muhamed-Gerajs Sohn Islam-Geraj (also Mengli's Enkel) als Grenzwächter angesiedelt wurde[1]).

Da die Tataren bei einem Übergange mit ihren Pferden über den Fluß schwimmen mußten, kam es ihnen darauf an, Stellen zu finden, wo der Dněpr in mehrere Arme geteilt ist; dann konnten sie dazwischen auf den Inseln ruhen. Die Inseln durften aber nicht zu niedrig und versumpft sein, damit sie zu jeder Jahreszeit und bei jedem Wasserstande zu benutzen waren. Die Wasserläufe bzw. Inseln durften jedoch auch nicht zu zahlreich sein, damit nicht zu viele kleine Hindernisse das Vordringen hemmten. Die Übergänge fanden demnach an ganz bestimmten und nur wenigen Stellen statt, die uns vielfach überliefert sind; Michalon Litwin zählt sie auf[2]). Da

[1]) als „Storož ukrainny"; seine Funktion war, die vom Einfalle beutebeladen zurückkehrenden Stammesgenossen vor Überfällen der andern, weiter östlich nomadisierenden Tatarenhorden zu beschützen. Auch hatte er den Zugang zur Krym zu verteidigen.

[2]) S. 65.

die Ufer sehr hoch sind, ist der Übergang nur an einzelnen Stellen unterhalb Čerkasy möglich: Kermenszik, Upsk, Hierbedeievvrog, Massurin, Koczkosz, Tovvany, Burhun, Tyachinia, Oczakovv. Der erste Ort ist natürlich das heutige Kremeńčug. Upsk ist nicht wiederzufinden, ebenso wie Hierbedeievvrog, das wohl nach einer unbedeutenden Schlucht am Ufer so genannt worden ist, deren Name dann vergessen wurde (vrog = ovrag). Massurin ist in der jetzigen Ortschaft Mišurinrog zwischen Kremeńčug und Verchnedněprovsk, wo viele Inseln liegen, wiederzufinden. Etwas oberhalb von Aleksandrovsk, im Gebiete der Stromschnellen, liegt auch jetzt noch eine „Kičkasskaja pereprava", die auch auf der Karte des Dněprlaufes von Beauplan als „wielka przeprawa" verzeichnet ist. Das ist Michalon Litwins Koczkosz. Dann folgt eine Übergangsstelle, die von Litwin nicht erwähnt wird, bei Beauplan aber „wielka przeprawa tatarska" genannt wird [1]) — gleich unterhalb der Stromschnellen am oberen Ende der Insel Chortica, die später zum Sitze der „Zaporožskaja sič" gemacht wurde, vielleicht teilweise gerade, um den Tataren hier den Übergang zu erschweren. Alle die Übergänge in diesem Teile des Dněpr haben wohl den Sinn gehabt, an einer Stelle den Dněpr zu überschreiten, wo man nicht so leicht bemerkt werden konnte. Die litauischen Späher hielten die Übergangsstellen weiter unterhalb viel schärfer im Auge, da sie von den Tataren viel häufiger benutzt wurden. Unbequem war es für die Tataren dagegen, daß sie eine große Strecke ostwärts von Perekop aus zurücklegen mußten, um hierher zu gelangen. Auch benutzten wohl die Nogaier, die weiter östlich nomadisierten, diese Übergangsstellen bei ihren nicht sehr häufigen Einfällen und im 15. Jahrhundert die Tataren der Goldenen Horde. Eine lange Strecke weiter unterhalb nun ist das Dněprtal breit, sumpfig und mit einem Gewirr von Flußarmen und Inseln erfüllt — später die Schlupfwinkel und die unangreifbare Position der Zaporoger. Besonders verwickelt ist der Stromlauf von dem großen Dněprknie ab, wo sich der Strom westwärts wendet. Es folgt erst weit abwärts, etwas oberhalb des jetzigen Berislav, eine Über-

[1]) Kordt XXXIX.

gangsstelle, die Beauplan [1]) als die Insel Kair bezeichnet und die wohl in der langgestreckten Insel zwischen Dněpr und Konskaja Voda wiederzufinden ist, neben der jetzt die Ortschaften Sěvernye und Zapadnye Kairy liegen [2]). Nun folgen die wichtigsten Übergänge, die Litwin als Tovvany, Burhun, Tyachinia, Oczakovv bezeichnet. Schlagen wir das russische Ortslexikon [3]) nach, so finden wir unter „Tavań“ — „eine Insel neben dem Orte Tjaginka“. Würden wir wirklich den Übergang von Tavań, den „tavansky perevoz“ auf den Inseln am jetzigen Orte Tjaginka vermuten, so könnten wir weiter unterhalb keinen Platz für die beiden andern Übergänge Litwins finden. Nirgends, auch nicht bei Cherson, gibt es hier Stellen, die in Betracht kämen, und auch heute ist auf der ganzen Strecke kein Übergang über den Strom. Vergleichen wir dagegen die Zeichnungen Beauplans, wo alle diese Übergangsstellen und auch die Insel Tavań verzeichnet sind, mit den jetzigen Karten, so müssen wir als Tavań die jetzige lange Insel oberhalb Tjaginkas, zwischen diesem und Berislav, ansprechen, über die auch heute noch der große Fahrweg führt. Größe, Form und Lage entsprechen sich recht genau, besonders, wenn wir annehmen, daß in jener Zeit der Fluß etwas anders floß und auch das obere Ende der nächstunterhalb liegenden Insel zur Insel Tavań gehörte, worauf die Karte Beauplans hinzudeuten scheint. Beauplan sagt ja auch: „L’isle de Tawan .... la riviére va toute ensemble et n’a pas plus de 500 pas de large, le coté de la Russie est fort haut et en precipice, mais l’autre rive est bas, qui est l’isle de Tawan, sans être inondee .... [4])“. Auf der Karte zeichnet Beauplan die „wielka przeprawa tatarska“, den Übergang am oberen Ende der Insel. In der Tat stimmt auch seine Beschreibung für das obere Ende der Insel, die wir als das alte Tavań ansprechen; der Fluß ist hier auch heute schmal, die Insel nie

---

[1]) Kordt XL.

[2]) Vgl. auch Sbornik 95 Nr. 16 S. 270: na Chairě, za seḿ verst ot Islama-gorodka.

[3]) Smirnov, Geografič. statist. slovaŕ Rossijskoj imperii, izd. Imp. Geograf. Obščestva. Petersburg 1863—1885.

[4]) Französische Ausgabe S. 24,

überschwemmt, aber niedrig, und das rechte Flußufer hoch. Bei Tjaginka dagegen ist der Fluß recht breit [1]).

Diese Übergangsstelle von Tavań wurde bei weitem am meisten benutzt und war schon lange vor der Zeit der Einfälle der Krymtataren als Handelsstraße hochbedeutend. Das geht schon aus der Tatsache hervor, daß Witowt hier ein Zollamt errichtete, dessen Gebäude noch lange als Ruine dastand und als arx oder balneum Vitoldi bezeichnet wurde [2]). Wird in den Chroniken oder den diplomatischen Quellen einmal zufällig angegeben, wo bei dem Einfalle der Übergang stattgefunden oder wo Gesandte oder Kaufleute den Dnĕpr überschritten hätten, so ist es nur Tavań, ganz selten eine andere Stelle.

Auf der Spezialkarte Beauplans ist gleich unterhalb Tavańs ein Übergangsort verzeichnet: er führt über eine Insel, die „kosaski ostrow" genannt wird. Jetzt liegen hier recht viele Inseln beisammen, was ja durch das Fallen des Wasserstandes seit damals zu erklären ist. In der Nähe mündet von Norden her ein Flüßchen, das den Namen Burhunka trägt und darauf hinweist, daß hier der „Burun"übergang Michalon Litwins zu suchen ist; ebenso wie Litwins nächster, Tyachinia, mit dem der Karte Beauplans beim Orte Tiahinka identifiziert werden muß. Als letzter Übergang wird in allen Quellen Očakov bezeichnet. Nicht umsonst hat Mengli-Geraj hier diese Festung erbaut und sie so hoch geschätzt. Später hat Kalga (Vice-chan) Ahmed-Geraj unter Chan Muhammed-Geraj, seinem Bruder, hier seinen Sitz gehabt und von hier aus seine Einfälle nach Litauen unternommen. Der Ausgang aus dem Dnĕprliman ist hier jetzt etwa $3^1/_2$ km breit. Früher wird er jedenfalls breiter gewesen sein, da die Očakov gegenüberliegende Nehrung von Kinburn beständig wächst. Es ist sehr schwer, sich vorzustellen, daß die Tataren diese Entfernung schwimmend zurücklegen konnten. Es ist aber sicher bezeugt, daß hier tatsächlich

---

[1]) Smirnov im Geograf. Slovař gibt auch an, auf der Insel befänden sich Überreste einer alten Befestigung, die Islamovo-Gorodišče genannt werde — dieses befindet sich aber in Wirklichkeit auf dem Festlande, am linken Dnĕprufer etwas oberhalb Tavańs, es ist das Islam-Kerman, von dem wir vorhin sprachen.

[2]) Kordt XVI; Michalon Litwin S. 67.

Übergänge stattfanden, und wir wissen nicht, daß die Tataren einen Fluß wie den Dněpr anders als schwimmend überschritten [1]. Denn es ist uns überliefert, daß das Überschreiten eines Flusses auf die Weise vollzogen wurde, daß jeder Reiter seinen Proviant, Sattel, seine Kleider und Waffen auf ein kleines, aus Schilf gebautes Floß legte. Dieses band er an dem Schweife des Pferdes fest, hielt sich selbst an dessen Mähne, und Roß und Reiter schwammen so hinüber [2].

Die Generalkarte der Ukraine von Beauplan [3] zeigt die Strecke zwischen Perekop und den Nordgrenzen der Steppe mit großen Tatarenheeren erfüllt, die zu Einfällen nach Norden ziehen. Ihr Weg ist dort durch punktierte Linien bezeichnet. Alle diese Einfallenden überschreiten den Dněpr in der Gegend von Tavań. Schon daraus sieht man, daß diese Stelle am meisten benutzt wurde. Jenseits des Dněpr lagen dann vor den Tataren weite, ebene, weder von Flußläufen noch von Wäldern unterbrochene Steppenflächen. Dies beides, Wälder und Flüsse, boten ja dem Vordringen der Nomaden die Haupthindernisse. Wir sahen, daß ein Flußübergang ihnen doch beträchtliche Schwierigkeiten entgegenstellte; kleinere Flüsse müssen allerdings leichter zu überschreiten gewesen sein. Es kommt aber eine außerordentlich wichtige Tatsache hinzu; in dem ganzen Lande südlich der Pripjat'sümpfe und nördlich des Schwarzen Meeres befinden wir uns im Gebiete des Löß, der die Eigenschaft besitzt, vorzugsweise senkrechte Spalten zu

---

[1]) Aus den jetzigen Seekarten ist auch nicht zu ersehen, daß es zwischen den beiden Ufern seichtere Strecken gebe, wo das Schwimmen überflüssig wäre. Geringere Tiefen als 6 Fuß pflegen auf den Karten überhaupt nicht verzeichnet zu werden. Očakov war übrigens auch ein Handelsplatz und ein Übergangsort für sonstigen Verkehr (Sb. 41 Nr. 57 S. 261. Hier wird auch — 1498 — zum ersten Male der Name Očakov gebraucht, bis dahin hieß es nur Novyj gorodok oder krěpost'; auch Nr. 64 S. 310, 313).

[2]) Michailon Litwin S. 8. Herberstein S. 70 meldet Ähnliches über das Überschreiten der Flüsse Konska und Moločna Voda durch Kaufleute und nennt dies „novum traiectionis genus", und Blaise et Vigénère, Description du Royaume de Pologne, Paris 1573 (übers. in Memuary k ist. Južn. Rusi I, Kiev 1890, S. 67) berichtet dasselbe, wahrscheinlich in Anlehnung an Michalon Litwin.

[3]) Kordt IX.

bilden. Jedes rinnende Wasser bildet hier leicht eine tiefe Schlucht mit nahezu senkrechten Wänden, denn das Erosionsniveau liegt sehr tief. Die Schneeschmelze und die Sommerregengüsse setzen die Schluchten mit großer Geschwindigkeit nach rückwärts fort, bilden Seitenschluchten. Es entwickeln sich um jedes fließende Gewässer und in Gebieten größerer Höhenunterschiede verzweigte und sehr unbeständige Schluchtensysteme. Das ist ein Terrain, das den Tataren große Schwierigkeiten bieten mußte. Je höher das Erosionsniveau, der Grundwasserspiegel, desto geringer natürlich die Schluchtenbildung. Deshalb sind die Wasserscheiden zwischen den einzelnen Flüssen von ihr im wesentlichen frei. Da nun die größeren Flußläufe zwischen Dnĕpr und den Karpathen im allgemeinen nordsüdlich gerichtet sind, so ist es das Gegebene, daß die Tataren sich an die Wasserscheiden zwischen ihnen halten mußten. Besonders, da sie ja große Ausdehnung in die Breite bei ihrem Vordringen brauchten. Und das zeigen in der Tat die Karten Beauplans, wie auch seine Berichte. Zunächst geht es nach dem Dnĕprübergange östlich vom Ingulec, dem Zuflusse der Dnĕprmündung [1]). Wie gesagt, weite, ebene Steppenflächen: die Wasserscheide zwischen Ingulec und dem Dnĕpr. Beauplan berichtet, auf dieser Strecke bewegten sich die Tataren ziemlich langsam, bis sie an die Grenze des besiedelten Landes kämen. In der von uns behandelten Zeit schiebt sich, nachdem seit der großen Tatareninvasion die litauische Ukraine lange fast leer gelegen war, die Bevölkerungsgrenze der Ukraine immer mehr nach Süden vor. Sie dürfte noch nicht, wie zu Beauplans Zeit, die Waldgrenze erreicht haben. Diese aber zieht sich, sehr scharf auch gegenwärtig noch ausgeprägt, etwa von Kremenčug am Dnĕpr, nördlich bei Elisavetgrad und südlich bei Balta vorbei auf Jassy zu. Hier gerade, am Dnĕpr in der Gegend von Čerkasy, lag ein ausgedehnter Wald, der eine große Bedeutung für die Tataren hatte und auch heute noch in großer Ausdehnung vorhanden ist, der Čornyj lĕs, Czarny las bei Beauplan, der Schwarze Wald. In ihm liegen die Quellen der Flüsse Ingulec und Ingul, die dann südwestlich fließen, und der ganze Lauf der Tjaśma, die hier auch ihre Mündung in den

[1]) Beauplans Karte, Kordt IX.

Dnĕpr hat. Er dehnte sich von der Gegend südlich des jetzigen Čigirin über Smĕla bis nach Korsuń hin aus und war vielfach von Sümpfen durchzogen. Jeder Wald war dem Vordringen der Tataren ein Hindernis [1]), dieser aber nimmt gerade die Wasserscheiden zwischen Dnĕpr, Ingul und Ingulec, die sie unbedingt zu passieren hatten, ein. Sie mußten ihn also in einem Bogen umgehen. Hier konnte sich auch die Bevölkerung vor den einfallenden Nomaden verbergen. Endlich benutzten diesen Wald die Tataren selbst als Schlupfwinkel, in denen sie sich und die Beute vor Verfolgungen in Sicherheit brachten und aus denen sie plötzlich zu ihren Plünderungen wieder hervorbrachen, wenn man sie bereits abgezogen glaubte [2]).

Hier begann dann eine nicht nur für Tatareneinfälle, sondern auch für den großen Handelsverkehr hochbedeutende Straße — der čornyj šljach [3]), der die Verbindung zwischen Polen und der Krym, Ostsee und Schwarzem Meere herstellte. Der Handelsverkehr hielt sich naturgemäß auch an die Wasserscheiden, da sie eben das einzig wegsame Gelände sind. Noch heute liegen auf den Wasserscheiden die Eisenbahnen sowohl wie auch die wichtigen Landstraßen, wenn sie nicht gerade Orte zu berühren haben, die in den Tälern liegen. Am westlichen Rande des Schwarzen Waldes läuft der Schwarze Weg die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Dnĕpr, Tjaśma und Roś einerseits, und denen des Bug andererseits entlang, wendet sich dann westlich zur Wasserscheide zwischen Bug und Teterev und dann zwischen Bug und den Zuflüssen der Pripjat': Sulč und Goryń [4]). Es sind das völlig waldfreie Gebiete von recht ebenem Terrain. Nördlich davon ziehen sich die großen Pripjat'wälder in einer Abzweigung den Teterev hinauf nach Rovno und Dubno, um dadurch Žitomir, Novograd-Volynsk, Ostrog usw. vor den Tataren zu schützen. In der Tat werden diese Orte von den Chroniken und andern Quellen bei den Einfällen nur selten

[1]) Sie sagen z. B., dort und dorthin könnten sie keinen Einfall machen, weil „tĕ mĕsta lĕsny da tĕsny“ (Sb. 41 Nr. 89 S. 469).

[2]) Bielski, Cromer, Wapowski usw. zu den J. 1479, 1516, 1517; A. Jablonowski, Sprawy woloskie ... za Jagiełłonów, Warszawa 1878 [Żródła dziejowe X] S. 113 Nr. 41.

[3]) Czarny ślak bei Beauplan, der Schwarze Weg.

[4]) Kordt III, V, VI, IX.

genannt. Nur Ostrog war etwas offener gelegen und kommt demnach häufiger als die andern vor. Dagegen ist in jener Zeit das Gebiet zwischen diesen Wäldern und den Vorhöhen der Karpathen das eigentliche Gebiet der Tatareneinfälle. Hier liegen Zaslawl', Vladimir, Kremenec, Luck, Bělz [1]), die immer wieder zu leiden haben. Überschritten die Tataren den Dněpr bei Tavań, so konnte man beinahe sicher sein, daß sie hier erscheinen. Auch der „Schwarze Weg" führt in diese Gebiete hinein. Der Übergang bei Očakov dagegen war der Einfallsweg nach Podolien [2]). Die Täler des Dněstr und des Bug haben ein sehr verwickeltes System von Seitentälern und -schluchten und sind auch jetzt noch wenig wegsam. So wurde denn die Wasserscheide zwischen beiden benutzt. Beauplan [3]) gibt hier demnach eine andere wichtige Straße an: den Kuzmanskij Szljach, die durch ganz Podolien genau auf der Wasserscheide hindurchführt, um sich an den Bugquellen mit dem Čornyj šljach zu vereinigen. Hier hatten am meisten Kamenec und Braclav zu leiden [4]). Von hier aus lag den Tataren auch ganz Rotrußland offen, das ganze Land bis nach Krakau. Von jener Pforte zwischen den Pripjat'wäldern und den Karpathen aus erreichten die Tataren auch öfters, wenn sie auf keinen Widerstand stießen, die polnischen Gebiete von Cholm und Lublin, ja sie überschritten sogar die Weichsel und zogen noch weiter westlich [5]). Bequemer war es aber, sich an die Wasserscheide zwischen Weichsel und Pripjat' zu halten und über Berest'e-litovskoe (Brest) die Pripjat'wälder und -sümpfe

---

[1]) Wapowski, Cromer, Bielski, Stryjkowski, Gustynskaja, fast jedes Jahr; auch Sbornik 41 u. 95.

[2]) Doch findet man auch, daß Podolien von dem ersteren Wege aus heimgesucht wurde; in der Gegend des Schwarzen Waldes zweigte ein Weg westwärts ab, der am sogenannten „pesčanyj brod" den Bug überschritt und nach Podolien führte (Bronewski S. 1).

[3]) Kordt V, IX.

[4]) Die Angaben der polnischen Chroniken zu 1474 (Očakov war noch nicht gegründet, man kommt von Tavań), 1479; am schlimmsten war es mit Podolien in den achtziger Jahren, siehe besonders 1486, 1488 u. 1489, spater war hier wohl schon wenig zu holen, und man zog meist weiter weg, nur: 1516, 1528.

[5]) Die poln. Chroniken unter 1499, 1502.

westlich zu umgehen und die eigentlich litauischen und weißrussischen Gebiete zu erreichen, wo Sluck, Kleck, Nieśwież, Minsk zu leiden hatten. Wenn es hoch ging, zog man vor Novogródek, ja Vil'na [1]), was von besonderem Vorteile war, wenn es während des Krieges Moskaus mit Litauen geschah, da dann beide Heere, Tataren und Moskoviter, gemeinsam operieren und sich die Hand reichen konnten [2]). Das kam aber nur selten zustande.

Wir müssen annehmen, daß jene Routen, der „Schwarze Weg" und die andern, nicht erst zu Beauplans Zeiten benutzt wurden, sondern schon von vornherein üblich waren, denn bereits unter 1489 spricht der Chronist von „ślaki ich zwykle", oder „ich ślaki" [3]), und dann wird direkt die Schwarze Straße als der Weg der Tataren bezeichnet [4]).

Es könnte auffallen, daß die Dněprgegenden von den Tataren ziemlich verschont wurden, daß Kiev, Kanev, Čerkasy, die ihnen doch ganz in ihren Einfallsrichtungen lagen, in den Chroniken fast gar nicht vorkommen. Wir wissen nur von der großen Zerstörung Kievs durch Mengli im Jahre 1482, die eben eine ganz aus der Reihe fallende, ungewöhnliche Unternehmung war; auch wird wohl 1493 die Gegend von Kiev bekriegt. Mengli sagte aber selbst, daß es sich nicht lohne, da das Land wenig bevölkert sei [5]). Dieses Beiseitelassen hat seinen Grund darin, daß jene Städte erstens stark befestigt waren und zweitens das umliegende Land bei weitem nicht so reich und viel dünner besiedelt war als alle jene andern Gebiete, die viel öfter zu leiden haben. Das Einnehmen von Städten bot den Tataren große Schwierigkeiten, am liebsten gingen sie an ihnen vorbei und sahen es hauptsächlich auf das flache Land ab. Geben die Chroniken an, es sei die und die Stadt von den Tataren heimgesucht worden, so bezieht sich das überhaupt meist nicht auf die angegebenen Städte selbst, sondern auf das Land herum.

---

[1]) Die poln. Chroniken zu den Jahren 1503, 1505, 1506, 1508, 1510, 1521, 1527.

[2]) Sbornik 41 Nr. 65, 84—85.

[3]) Bielski 1489, S. 476.

[4]) Bielski 1507 S. 506, 1516 S. 533.

[5]) Sbornik. 41 Nr. 40 S. 182.

Das Belagern würde die Tataren viel zu lange aufgehalten haben. Unternahmen sie es einmal, so führte es gewöhnlich zu keinem Erfolg [1]). Nur wenn ein großer Feldzug unternommen wurde, wurden auch Städte eingenommen, aber dann doch gewöhnlich bis auf den „Ostrog" (oder „Zamek"), die Burg [2]). Oder aber die Städte wurden, wie wir es ja schon in Nordostrußland sahen, angesteckt [3]). Für jene drei Dněprstädte war es weiter von der größten Bedeutung, daß sie durch Wälder geschützt waren: Čerkasy und Kanev durch den Schwarzen Wald, Kiev durch die großen Wälder, die von Norden her am Teterev und Irpeń sich hinaufziehend, auch jetzt noch von der Gegend von Bělgorodka [4]) sich zum Dněpr hinüberschlagen [5]) und die Stadt vom Süden her schützen. Damals aber waren sie nach Beauplan [6]) noch viel ausgedehnter als jetzt. Doch gab es, jedenfalls am Ende des 16. Jahrhunderts, einen Durchgang durch diesen Wälderkranz, der der „šljach tatarskij", die Tatarenstraße, genannt wurde und von Bělaja Cerkoѷ herkam. An ihm wurde dann speziell zum Schutze Kievs vor den Tataren die Stadt Vasilkov neu erbaut und befestigt [7]). Die Stadt Kiev selbst war ja ein ganz bedeutender Handelsort und wäre den Tataren eine willkommene Beute gewesen [8]). Čerkasy und Kanev dagegen waren mehr Festungen als Städte. Allerdings muß man auch bedenken, daß Kiev damals von den litauisch-polnischen Bildungszentren sehr

---

[1]) Die poln. Chroniken zu d. J. 1503, 1504.

[2]) Die poln. Chroniken zu d. J. 1479, 1505, 1516.

[3]) Die poln. Chroniken zu d. J. 1499, 1502, 1521, 1534.

[4]) ein Dorf am Irpeń, etwa 30 km südwestl. von Kiev, das alte Bělgorod.

[5]) Siehe die russischen Generalstabskarten.

[6]) Kordt IV.

[7]) Akty Zap. Rossii III Nr. 162; es gab hier schon früher ein „gorodišče"; jetzt, 1586, erhält das Kiever Höhlenkloster die Erlaubnis, hier auf ihrem Boden diese Stadt zu erbauen.

[8]) Aus Michalon Litwin S. 65 und Herberstein S. 104 erfahren wir von dem Handel und Reichtum der Stadt. Damals war sie auf die Frolovskaja Gora, einen einzeln stehenden Hügel über dem Dněpr, beschränkt, der leicht zu verteidigen war. Das eigentliche alte Kiev, wo die Kirchen usw. standen, war seit der Zerstörung von 1240 nicht besiedelt. Erst 1586 fängt man an, sich dort „na pustom izdavna městě" anzubauen.

weit ablag und die Nachrichten über Einfälle dorthin die Chronisten selten erreichten und sie auch nicht interessierten. Die in Kiev entstandene Gustynskaja lĕtopiś hat ihre Nachrichten auch hauptsächlich aus polnischen Vorlagen, Długosz, Bielski usw., meist wörtlich entlehnt. In der Tat finden wir im Sbornik einige Einfälle in diese Gegenden, die die Chroniken nicht erwähnen.

Beauplan berichtet uns nun [1]), die Tataren unternähmen ihre Einfälle hauptsächlich im Winter, Anfang Januar, um unterwegs keinen Hindernissen zu begegnen und damit Flüsse und Sümpfe den Feldzug nicht störten. In den Tälern und Schluchten könnten sie sich dann, von den wachenden Kozaken unbemerkt, vorwärtsbewegen. Im Sommer aber, wo sie sich an den Wasserscheiden halten müßten, wagten sie sich nur in geringer Zahl und nicht so tief ins Land hinein, etwa 6 bis 10 Meilen, und nur für zwei Tage. Das mag vielleicht für Beauplans Zeit richtig sein. In der von uns behandelten Zeit, wo die Einfälle der Krymtataren erst ihren Anfang nehmen, finden wir nur selten Einfälle im Winter. Die Tataren waren der Kälte sowohl wie den starken plötzlichen Schneefällen durchaus nicht gewachsen. Jedesmal, wenn in den Chroniken ein Winterfeldzug erwähnt wird, endet er mit einer Niederlage der Tataren [2]). Bald können sie die große Kälte nicht ertragen [3]), bald werden sie durch einen so starken Schneefall überrascht, daß sie sich nur langsam den Weg nach Hause bahnen können und von den Verfolgern, die ihre glattgestampfte Straße be-

[1]) S. 47.

[2]) Auch im moskauischen Rußland (z. B. Sb. 95 Nr. 29, S. 503). Michalon Litwin berichtet auch, der Winterübergang durch die Steppe sei wegen des tiefen Schnees, des Glatteises und der strengen Kälte sehr schwierig.

[3]) Z. B. Sb. 41 Nr. 97, S. 516. Es wird uns überliefert, daß sie in solchem Falle die einzige Rettung vor dem Tode darin fanden, den Pferden die Leiber aufzuschneiden, die Eingeweide herauszunehmen und sich selbst darin zu verbergen. Evarnickij, Istorija zaporož. kozačestva, Petersburg 1892ff. Bd I S. 393. Schon allein die Tatsache aber, daß sich ja die Pferde ihr Futter unter dem Schnee suchen mußten, war sehr unbequem.

nutzten, eingeholt und vernichtet werden [1]). Dagegen wird öfter berichtet, daß sie mit großem Erfolge zur Zeit der Ernte einfielen, wo sie die Dörfer schutzlos fanden und die Bevölkerung leicht auf den Fluren aufgreifen konnten [2]). Die Züge gehen viel weiter ins Land hinein als Beauplan angiebt, und dauern viel länger als zwei Tage. Auf Aufforderungen Ivans, doch gegen Litauen etwas zu unternehmen, antwortet Mengli öfters, das sei im Winter unmöglich, man müsse den Frühling abwarten. Einen großen Vorzug hatten aber die Winterfeldzüge zweifellos: sie ersparten den Tataren die Flußübergänge, die ja im Sommer recht mühsam waren, besonders das Überschreiten des Dněpr. Es bot sich ihnen die Möglichkeit, die Täler der von Norden kommenden Flüsse als Marschrouten zu benutzen, wo sie viel unbemerkter vordringen konnten und auf den weiten Eisflächen auf wenig Hindernisse stießen. Die Läufe des Bug, des Ingul und Ingulec waren dazu besonders geeignet. Der Dněpr dagegen macht einen zu weiten Bogen nach Osten und friert im Unterlaufe und im Gebiete der Stromschnellen nicht so fest zu, daß sein Eis von einem Tatarenheere zum Marsche benutzt werden könnte. Oberhalb der Stromschnellen dagegen muß das Eis recht bequem gewesen sein, wenn auch hier der Fluß ebenfalls nicht immer ganz fest zufriert [3]). Bereits Batu unternahm die Unterwerfung Nordrußlands gerade im Winter 1237/8. Ein großer Teil der innerrussischen Fürstenkriege wurde auch im Winter ausgefochten. Alle Reichtümer und alle Bewohner sind dann in den Städten und Dörfern versammelt; man kann sich im Winter auch viel schwerer verbergen. Das Einnehmen der Städte ist im Winter leichter, da die Belagerten dann nicht gut das Profil der Befestigungen verstärken können. Die Gräben sind mit Schnee gefüllt, das Stürmen ist also erleichtert. Hinzu kommt noch,

---

[1]) Die poln. Chroniken zu 1489 (dies übrigens Tataren der Gold. Horde nach Sb. 41 Nr. 28 S. 105), 1503, 1527.

[2]) Die poln. Chroniken zu 1474; das Lied Nr. 25 in Antonovič i Dragomanov, Istorič. pěsni malorussk. naroda, Kiev 1874, S. 79; Sbornik. 95 Nr. 2, S. 20 u. Sb. 41 Nr. 41, S. 187. In bezug auf Moskau: Fletcher, La Russie au XVI siècle, Lpzg. u. Paris 1864, S. 50.

[3]) Sb. 95 Nr. 10, S. 168 u. Nr. 12, S. 225 f. Auch jetzt noch zieht der Schlittenverkehr das Eis der Flüsse den Festlandswegen gern vor.

daß für den Nomaden die Sommerruhe dasselbe ist, was für sonstige Heere die Winterquartiere: im Sommer werden die Pferde aufgefüttert und man bereitet sich auf die neuen Einfälle vor, im Winter aber ist es vorteilhafter, fremde Vorräte an Heu, Hafer, Getreide zu benutzen [1]).

Es ist klar, daß die tatarische Taktik in den über hundert Jahren zwischen der von uns behandelten Zeit und der Beauplans durch die lange Erfahrung und durch die Anpassung an die verschiedenen Bedingungen sich entwickelt und verändert haben muß. Daran wird es liegen, daß wir die uns durch Beauplan überlieferten Charakteristika dieser Taktik aus den Quellen unseres Zeitraumes nicht nachweisen können, sondern eine andere Taktik finden. Beauplan erzählt: „Drei bis vier Meilen vor der Grenze ruhen sie zwei bis drei Tage an verborgener Stelle und ordnen das Heer, indem sie es in drei Teile gliedern. Zwei Drittel bilden das Hauptkorps, ein Drittel die Flügel. In solcher Ordnung stürzen sie sich in Feindesland, bewegen sich, ohne zu ruhen, Tag und Nacht, ohne zu verwüsten, nicht mehr als für eine Stunde — um die Pferde zu füttern — haltmachend. Wenn sie 60 bis 80 Meilen von der Grenze entfernt sind, kehren sie um: das Hauptheer zieht sich in gleicher Ordnung zurück, die Flügel aber entfernen sich von ihm 8 bis 12 Meilen seitwärts oder vorwärts. Jeder Flügel besteht aus 8- bis 10 000 Reitern und teilt sich in 10 bis 12 Gruppen von 5- bis 6000 Mann, die sich in die Dörfer zerstreuen .....; beutebeladen beeilen sie sich, sich mit dem Hauptheere zu vereinigen, das sie mit Hilfe der Spuren leicht in etwa vier Stunden finden. Sogleich teilen sich nach rechts und links zwei neue Flügel ab, plündern, verwüsten ebenso wie die ersten, kehren dann zurück, und es gehen zwei neue Flügel statt ihrer auf den Raub. Das Hauptkorps zieht sich langsam zurück, um die Pferde nicht zu ermüden, in beständiger Bereitschaft, den Polen Widerstand zu leisten, obgleich sie (die Tataren) jede Begegnung mit dem Feinde vermeiden. Darum machen sie ihren Rückzugsweg sehr verwickelt.“ So Beauplan. Es war dies zweifellos eine klug berechnete und den Verhältnissen am besten angepaßte Taktik.

---

[1]) M. I. Ivanin, O voennom iskusstvě Mongolo-Tatar pri Čingiz-chaně i Tamerlaně. Petersburg. 1875, S. 108 ff.

Die Einwohner wurden überrascht, die Verfolgung und ein Widerstand polnischer Schutztruppen recht erschwert, das Land auf das gründlichste heimgesucht. Diese Taktik können wir aber in unserer Periode noch nicht nachweisen, sie muß sich erst später entwickelt haben.

Wohl finden wir immer einen raschen plötzlichen Einfall tief ins Land hinein, dann aber keinen langsamen Rückzug [1]), wie ihn Beauplan darstellt; es wird im Gegenteil ein stehender Mittelpunkt, der „Koš" gebildet. Von ihm aus entfernen sich einzelne Abteilungen nach allen Seiten (man nannte das „raspustit' zagony"), um das Land zu plündern. Sie bringen die Beute nach dem „Koš", der an der bestimmten Stelle bleibt und an dem abwechselnd ein Teil des Heeres Wache hält, und ziehen wieder aus [2]). Auch das Zahlenverhältnis der Teile ist ein anderes als bei Beauplan: nicht ein Drittel, wie er behauptet, sondern der bei weitem größere Teil geht in unserem Zeitraume auf den Raub, und nur etwa ein Drittel oder weniger bleibt beim „Koš" [3]). Dann, wenn es genug war, oder eine Gefahr drohte, ging es in gleicher Eile, soweit das die Belastung durch die Beute erlaubte, wieder dem Süden zu [4]), und nicht in langsamem Rückzuge mit Plünderungen, wie Beauplan das schildert. Diese Taktik hatte vor der späteren den Vorzug, daß die Tataren während des raschen Rückzuges nicht so leicht angegriffen und geschlagen werden konnten, wie das späterhin durch die Polen geschah. Dagegen konnten sie aber während der Plünderungen um den festgelegten „Koš" herum überrascht werden. Auch noch 1595 schildert Bronewski, der frühere Gesandte Stephan Batorys an den Chan, die Einfälle der Tataren in dem Sinne, daß es zunächst ein langsamer Zug durch die

---

[1]) Nur Bielski zu 1499 S. 489 ist eine Angabe, daß während des Rückzuges geplündert wurde.

[2]) Bielski sagt 1516 S. 533 klar und deutlich: „... w ziemię wszedszy v Buską się położyli, a swym obyczaiem zagony rospuściwszy wzdluż y wszerz wsi, dworce, miasteczka wybrali, wypalili, do kosza suego ludzi, bydla, plony spędzaiąc ..."

[3]) Die poln. Chroniken zu 1506, 1524.

[4]) Es kommen in den Chroniken immer wieder Ausdrücke vor wie: Die Tataren bleiben nicht lange am Orte der Handlung, sondern kehren so schnell wie möglich heim. S. auch die Jahre 1499, 1502.

Steppe war. Dann, im bewohnten Lande, brachen die Tataren plötzlich ein und teilten aus dem Mittelpunkte Banden ab, während sie langsam ostwärts drangen. Der Rückzug erfolgte, sobald Gefahr drohte und so schnell die Gefahr es verlangte [1]).

Die Verteidigungsmittel Polen-Litauens waren den Tataren und ihrer Taktik, besonders in unserer ersten Zeit, durchaus nicht gewachsen. Stehende Truppen, die im gegebenen Falle sofort den Tataren entgegentreten konnten, gab es nur sehr wenige, auch waren das meist Söldner — żołnierze, besonders Fußtruppen, die also gegen die Nomaden fast nicht zu gebrauchen waren. Auch die paar tausend Mann, die der König als Hofgarde zu halten das Recht hatte, waren nicht gleich zur Stelle und auch als schwere Reiterei den Tataren nicht gewachsen. Bis das „pospolite ruszenie“ aber zusammenkam, waren die Tataren schon lange zu Hause, und dann ging die Szlachta wieder auseinander, indem sie das Land nicht viel besser behandelte als die Tataren selbst [2]). Und König Kasimir Jagiełonczyk sowohl wie seine Söhne, die Könige Johann Albrecht und Alexander, waren gewiß nicht die Männer, die Sache der Verteidigung der Südgrenzen energisch in die Hand zu nehmen. Sie waren entweder viel zu sehr anderweitig mit ihrer großen Politik beschäftigt oder sie setzten ihr Vertrauen viel mehr auf diplomatische Aktionen am Hofe des Krymchanes als auf energische Abwehr der Einfälle seiner Tataren. Sogar der Chronist, der sonst die Tendenz hat, alle Schuld auf die Szlachtaherrschaft, auf „nasze lenistwo ... że nam żal dla ojczyzny też co kiedy vczynić,“ zu wälzen, berichtet zu dem Jahre 1488 etwas höhnisch, daß es, nachdem fast jedes Jahr Einfälle stattgefunden haben, dem Könige endlich zu viel wurde, so daß er seinen Sohn Johann Albrecht gegen die Tataren geschickt habe [3]). Als 1506 die Tataren in der Nähe von Vil'na waren,

[1]) Martinus Broniovius, Tatariae descriptio S. 21.

[2]) Z. B. 1498. Bielski erzählt zu 1499 S. 489: za krolem też mieli krzyżownicy ciągnąć, na ktore legat Papieski przyniosł listy aby byli obroną przeciw Poganom: ale skoro krol uiechał, krzyżownicy rzucili się na zydy w Kazimirzu i wiele ich połupili y pozabijali, wylamawszy do nich fortę glinianą .... potem za Krolem szli, ale już byli Tatarowie vszli nabrawszy się jako zawżdy czynią.

[3]) Bielski S. 476; es waren übrigens nicht die Krymtataren, denen

wußte in der allgemeinen Verwirrung König Alexander am wenigsten, was zu tun sei. Er blieb nur ein Spielball in den Händen der Hofparteien, ließ sich von seinen Großen nur hin- und herschleppen, bald zum Heere, bald nach Vil'na [1]), so daß er im Schlosse Lida beinahe den Tataren in die Hände gefallen wäre.

Erst König Sigismund nahm sich der Sache der Verteidigung seiner Länder, besonders Volyniens und Podoliens, an. Er setzte dort ständige Söldnerkontingente an, die die üblichen Durchzugsgebiete der Tataren zu überwachen hatten [2]). Auch auf den Reichstagen wurde über Schutzmaßregeln lebhaft diskutiert. Sehr viel wurde aber auch damit nicht erreicht, denn die Söldner konnten gegen die Tataren wenig ausrichten, und die meisten, zum Teil ganz zweckdienlichen Vorschläge, die von einsichtigen Deputierten und Beamten auf den Reichstagen gemacht wurden, kamen nicht zur Ausführung.

Es kam immer darauf an, die Tataren unter allen Umständen zur Schlacht zu zwingen. Diese mußten dagegen eine Schlacht unbedingt vermeiden, da sie ja für sie gar keinen Zweck hatte. Sie wandten sich am liebsten zum eiligen Rückzuge. Ihnen schon beim Einfalle entgegenzutreten, waren die Polen und Litauer nie bereit. Es blieb also der Versuch übrig — sie während der Plünderung oder des Rückzuges anzugreifen. Das eine wie das andere Mittel wurde angewandt. 1506 hatten die Tataren in ihrem großen Einfalle ins Herz Litauens ihren „Koš“ bei Kleck. Die „Zagony“ machten die Gegend von Vil'na so unsicher, daß die Bürger damals eine Mauer um die Stadt zu bauen begannen. Da zog Michail Glinskij (mit 7000) direkt auf den „Koš“ los, schlug die hier unter zwei Chansöhnen wache-

alle Chroniken diese Einfalle zuschreiben, sondern, wie aus Sb. 41 Nr. 28, S. 105 zu ersehen — die Tataren der Goldenen Horde, so daß ihre Vernichtung durch Johann Albrecht nicht wenig zum Untergange der Horde beitrug.

[1]) er war bereits krank.

[2]) In Podolien standen sie unter dem Befehle von Stanisław Lanckoroński und Jan Tworowskij, in Volynien unter Fürst Konstantin Ostrožskij. Wir sind über diese Truppen recht genau aus den Korrespondenzen des Königs mit diesen Heerführern und andern Personen orientiert, die in den Acta Tomiciana I Nr. 76, 77, 78 usw. bis Nr. 83, 99, 134, 147, 156 (s. 135), 158, 181, 182, 190, 212 usw. veröffentlicht sind.

haltenden Tataren (trieb sie in einen Weiher); dann wartete er hier auf die allmählich zurückkehrenden „Zagony“ und schlug sie nacheinander. Die Chronisten berichten, 20 000 Tataren seien erschlagen und eine große Anzahl gefangen genommen worden. Diese Methode hatte den Vorteil, daß man dabei die Hauptsache sicher erreichte — man befreite die Gefangenen und nahm die Beute ab. Man brauchte aber Mut und Umsicht dazu und vor allem Schnelligkeit. Kein Wunder deshalb, daß diese Taktik selten angewandt wurde.

Es war naturgemäß viel leichter, die Tataren zu schlagen, wenn sie mit Beute beladen bereits den Weg nach Hause angetreten hatten [1]). Sie waren dann schon recht ermüdet, und vor allem wurde ihre Bewegungsfreiheit durch die Beute, die Gefangenen, gehemmt. Darum war in diesem Falle der Sieg den Verfolgern sicherer als sonst. Es heißt aber aus der Not eine Tugend machen, wenn man diese Strategie als besonders klug und wirkungsvoll bezeichnet und ihre Erfindung und Ausbildung als besonderes Verdienst dem großen Hetman Fürst Konstantin Ostrožskij anrechnet, dem Sieger von Orša und, wie die Chroniken behaupten, von noch 60 andern Schlachten, dem Besiegten und Gefangenen von Vedroša [2]). Wohl blieb er immer Sieger, nahm Beute und Gefangene weg; die verbrannten Dörfer aber, die zertretenen Fluren waren dadurch nicht wiederhergestellt. Auch machte diese Methode auf die Tataren bei weitem nicht den Eindruck, als wenn der Feind ihnen von vornherein entgegengetreten wäre und den Einfall verhindert hätte. Die litauisch-polnische Militärorganisation war eben in dieser Zeit so unvollkommen, daß diese Strategie die einzig mögliche war und demnach weder als eine besondere Erfindung noch als ein Verdienst gelten kann [3]). Herberstein [4])

[1]) Ich betone nochmals, daß in dieser Zeit noch nicht, wie in der Beauplans, das Plündern während des Rückzuges geschah.

[2]) Sein Sohn war der noch berühmtere Fürst Konstantin Konstantinovič, der Führer der russisch-orthodoxen Opposition in Litauen.

[3]) Hruševskij meint, daß die ukrainischen Wojewoden eine solche Taktik deswegen vorzogen, weil sie nachher die abgenommene Beute für sich selbst behielten (Istorija Ukraini-Rusi, VII, Kiev u. Lemberg 1909, S. 62).

[4]) S. 106.

hat auf sie als spezielle Schöpfung Ostrožskijs hingewiesen, und das wurde dann von späteren Autoren immer wieder nachgesprochen.

Die Taktik, den Tataren die Rückzugswege abzuschneiden, wurde selten angewandt [1]), obgleich sie bei der Beständigkeit ihrer Marschrouten nicht schwer war. Jedenfalls hätten die polnisch-litauischen Truppen, wenn die Tataren in Volynien waren, ihnen von Podolien und von Kiev aus beim Rückzuge entgegentreten können. Dazu waren sie aber viel zu schlecht organisiert, und die Tataren verbreiteten einen zu großen Schrecken [2]). Gewöhnlich jagte man ihnen einfach nach und fiel ihnen in den Rücken. Man hatte eben immer die Absicht, die Einfallenden an Ort und Stelle am Plündern zu verhindern, kam aber regelmäßig zu spät, erst dann, wenn sie schon mit der Beute abgezogen waren. Naturgemäß blieb da nichts übrig, als ihnen zu folgen und sie zur Schlacht zu zwingen. Bei einem Zusammenstoß waren die Waffen der Tataren den Verfolgern zunächst durchaus überlegen. Ihre Hauptwaffe war der Bogen, der ja von den Ethnologen als der beste, der je gebraucht wurde, anerkannt ist [3]). Seine Pfeile konnten sogar

---

[1]) In den Chroniken nur 1489.

[2]) Ein gewisser Gegensatz zwischen Polen und Litauen kam noch dazu, der dazu führte, daß die Operationen der volynischen Söldnertruppen mit denen in Podolien selten in Einklang gebracht wurden (Acta Tomiciana Nr. 182, 190, 212).

[3]) Er unterschied sich von einem europäischen Bogen dadurch, daß er aus mehreren Schichten bestand: um einen Kern aus Holz wurden Leisten von Horn gelegt und dann alles mit einer Schicht von Muskelfasern umhüllt, die sich beim Trocknen in eine Masse von ungewöhnlicher Härte und Elastizität verwandelte. Die Herstellung eines solchen Bogens erforderte große Mühe und viel Zeit. Die Waffe war aber von einer enormen Treffsicherheit und Kraft. Der Pfeil flog zweimal weiter als aus einem gewöhnlichen Bogen. Es werden Schüsse von über 1 km überliefert. Dieser Bogen war im ganzen Gebiete der Mongolen verbreitet, bis nach China hin, und kam von ihnen zu den Persern und Türken. P. Callimachus, Oratio de bello Turcis inferendo (Rerum moscoviticarum auctores varii, T. II, Rerum persicarum historia, Frankfurt 1601) [verfaßt Ende d. 15. Jhs.] S. 382: ... Sagittae graves et praelongae. Arcus vero amplitudine ac robore tali fiebant, ut aspectu torrent contuentes, et facile telorum pondus ac proceritatem ferrent .... (De armis turcorum).

den gewöhnlichen Panzer durchdringen [1]). Das litauische Heer war dagegen noch hauptsächlich mit Schwert und Lanze bewaffnet. Hielten also die Tataren die nötige Entfernung ein, so konnte man ihnen wenig antun [2]). Sie hatten sehr hohe Sättel und kurze Steigbügel, konnten sich daher ohne Schwierigkeiten darauf mit dem Oberkörper umwenden, also auch während der Flucht die Verfolgenden beschießen [3]). Da das Schießen nach links am bequemsten ist, waren die Tataren in der Schlacht bestrebt, den Feind links zu behalten oder seinen linken Flügel zu umgehen [4]). Die Beute wurde natürlich vorausgeschickt, und irgendwelchen Troß hatten ja die Tataren nicht, so daß die Schlacht durch nichts gehemmt wurde [5]). Sie überschütteten die Angreifenden mit einem verheerenden Regen von Pfeilen und entschieden dadurch oft gleich am Anfange die Schlacht. Gelang es aber den Verfolgern, an die Tataren so nahe heranzukommen, daß sie ihre Schwerter und Spieße gebrauchen konnten, so waren sie ihnen gewöhnlich überlegen. In diesem Falle simulierten die Nomaden eine Flucht, blieben dann plötzlich stehen und überfielen den Feind, indem sie sich wie gewöhnlich links hielten. Die Verfolger ließen sich auch richtig regelmäßig düpieren und begannen eine ungeordnete Verfolgung, die dann mit

[1]) Wenn von Moskau aus dem Chan oder sonst jemandem Panzer geschenkt wurden, so gab es immer Klagen, daß sie nicht fest genug seien, daß sie wie Stroh seien, jeder Pfeil könne sie durchschießen usw. (an vielen Stellen des Sb. 41 u. 95).

[2]) Es ist derselbe Gegensatz, der auch in den Ungarneinfällen nach Deutschland im 10. Jahrhundert so wichtig gewesen ist: die Ungarn mit Bogen und Pfeil bewaffnet gegen das schwere Reiterheer mit Schwertern und Lanzen. Auch dort kam es immer darauf an, entweder ihnen den Rückzug abzuschneiden oder sie zu stellen, wie es in der Schlacht auf dem Lechfelde geschehen ist.

[3]) Herberstein S. 89 f. Vgl. die Abbildung des Reiters auf dem Plane von Moskau in der linken unteren Ecke der großen Karte von Rußland. Schiemann, Gesch. Rußl. I, Beilage zu S. 356. Der Darsteller hat aber falschlich den Bogen in der rechten Hand gezeichnet. Richtig dagegen ist die Darstellung Herbersteins, Abbildung bei Schiemann S. 372.

[4]) Michalon Litwin: Semper primo in congressu sinistrum adversi exercitus conantur occupare cornu, quo dexterius ipsi petant sagittis.

[5]) Bielski 1519 S. 542: idąc iuż nazad i wielkie tłumy ludzi i bydła przed sobą pędąc.

dem Siege der Verfolgten endigte. Dabei hatten die Tataren einen in aller Schärfe ausgearbeiteten Bewegungsplan, der im Grunde immer auf einen plötzlichen, stürmischen, aber nicht lange ausharrenden Anprall berechnet war [1]). Harrten die Verfolger aber aus, so ergriffen die Tataren wieder die Flucht und wurden immer weiter vorwärts getrieben, bis sie an einem Sumpfe, Flusse oder sonstigen Hindernisse aufgerieben werden konnten [2]). Aus freien Stücken griffen die Tataren selbst ein feindliches Heer nie an, nur etwa, wenn sie es weit an Zahl übertrafen, ein Lager oder den Troß nur, wenn sie schlecht bewacht waren.

Am häufigsten kam es aber vor, daß beim Einfalle überhaupt keine Kämpfe stattfanden [3]) (und dann wurde er als eine gewöhnliche Erscheinung von den Chronisten gar nicht verzeichnet oder nur in besonderen Fällen [4])). Ließen sich die Polen-Litauer einmal auf die Verfolgung der Tataren ein, so war es nur möglich, sie auf besiedeltem Boden einzuholen [5]); sobald jene die freie Steppe erreicht hatten, war an Verfolgung nicht mehr zu denken [6]).

Aus all dem Gesagten geht hervor, daß es für eine wirkliche Verteidigung des Landes vor allem darauf ankam, erstens ein an Bewaffnung und Kriegskunst den Tataren ebenbürtiges

[1]) Herberstein S. 90 erzählt auch von einer „mira ordo“ der Schlacht, die er aber nicht verstanden habe.

[2]) Die poln. Chroniken zu 1489, 1506.

[3]) Die poln. Chroniken zu 1498.

[4]) Sbornik 41 Nr. 98, S. 534, Ivan an Mengli: a vstreči věd' tvoim ljudjam v litovskoj zemlě ili v ljatckoj nětu ......

[5]) So 1510, 1521, 1534; Rocznik Swiętokrzyżski 1526.

[6]) Die Chroniken zu 1499, 1516, 1524. Bielski zu 1515 S. 532: wpadszy na pola jako placy się rozliecieli. P. Callimachus (Oratio de bello Turcis inferendo S. 389, Egressus de rebus vitaque et moribus Tartarorum): ... Accurentes expectaturo agmine accedunt, sed in populationes improvisi, velut e terra exoriuntur. Si occurratur, effugiunt, insultant incautis, repugnatores declinant, nullo loco consistunt, nullo certo itinere aut irrumpunt, aut se recipiunt, nec possis nisi casu ad eos pervenire. Quippe quod in vastis, atque in immensum undique patentibus campis, non vestigii aut signi alienius, sed syderum observatione, tanquam in mari quaerendi sunt atque insequendi ... In mari citius observaveris ac deprehenderis, quam illic aut venientium incursum aut evadentium fugam Tartarorum ...

Heer zu schaffen, zweitens einen guten Nachrichtendienst zu organisieren, um von dem drohenden Einfalle der Tataren früh genug Kunde zu erhalten und ihnen schnell entgegentreten zu können. Ein Drittes war die Aufstellung von Schutztruppen an der Grenze selbst. Alle diese drei Forderungen wurden durch das Kozakentum erfüllt. Aber nur mit geringer Förderung von Seiten der litauisch-polnischen Regierung. Anfangs gab es wohl hier wie in Moskau tatarische Kozaken, denn auch nach Litauen flohen allerlei vertriebene Chane und Fürsten. Schon 1451 floh ein Chan der Šibaner vor den Verfolgungen Hadži-Gerajs nach Litauen. Später wurden hier auch Menglis Brüder beherbergt: einige Zeit Nur-Devlet und Hajder, dann Uz-Timur [1]) und sein Sohn Dovleš. Die beiden letzteren lange Zeit in Kiev. 1493 eroberten sie gemeinsam mit dem Kastellan von Čerkasy das kurz vorher (1491/2) erbaute Očakov. 1495 sind sie in Kanev. Dann wird Uz-Timur als Prätendent gegen Mengli-Geraj aufgestellt [2]); nachher war er tief im Innern Litauens angesiedelt. 1503 erfahren wir von Tataren, die an der Grenze des Ordenslandes Wache hielten [3]), und in den Sborniki werden „Tataren des Königs" oft erwähnt. Jedenfalls hatten aber diese dienenden Tataren für die Verteidigung der litauischen Südgrenze bei weitem nicht die Bedeutung wie für die der moskauischen Ukrainen. Der Chronist erwähnt slavische Kozaken bereits im Jahre 1489, sie hätten Johann Albrecht bei seiner Verfolgung der Tataren als Führer gedient, da sie die Gegenden gut kannten [4]). Es ist schwer zu entscheiden, ob der später schreibende Autor hier nicht einen ihm geläufigen Begriff auf eine frühere Zeit anwendet. 1495 ist von „vkrainniki", von Grenzleuten die Rede, die an König Alexander berichten, daß Mengli-Geraj, dessen Einfall man

[1]) In den Moskauer Quellen „Izdemir". Sbornik 41 Nr. 29, S. 113 u. Nr. 32, S. 121.

[2]) Sbornik 41 Nr. 48, S. 218.

[3]) Akty Zapadn. Rossii I Nr. 203, 1503, Verordnung Alexanders an den Starosten von Grodno, daß die dort dienenden Tataren nur zum Wachdienste gegen die Deutschen gebraucht werden, zu nichts Anderem.

[4]) Bielski 1489 S. 476: mając wodze kozaki tych tam meysc swiadome.

befürchtete, noch nicht am Dněpr erschienen sei [1]). Den ersten urkundlichen Beweis für die Existenz ukrainischer Kozaken haben wir aus dem Jahre 1499 [2]), wo sie als Fischer am Dněpr auftreten, was sie auch weiterhin in hohem Maße bleiben [3]). Schon 1503 werden Kozaken von Kiev und Čerkasy bekannt [4]), und der Wojewode von Kiev, Fürst Dmitrij Putjatyč, versammelte bereits größere Scharen um sich [5]) und spielte von Kiev aus in den Beziehungen zur Krym eine wichtige Rolle. Viel stärker aber war die Entwicklung des Kozakentums ohne direkte Förderung durch die Regierungsorgane, und früh wurde schon gegen die Tataren die Offensive, die später so bedeutsam wurde, ergriffen: Przecław Lanckoronski unternahm 1516 mit einem Kozakenheere einen kühnen Zug gegen Akkerman, plünderte und zog mit großer Beute ab, schlug auch noch die ihn verfolgenden Tataren und Türken bei Očakov [6]). 1528 machte er einen ähnlichen Zug nach Očakov. So wird er denn auch als erster Kozakenhetman bezeichnet. An jenen ersten Zug gegen Akkerman knüpfen die Chronisten auch die eigentliche Gründung des Kozakentums. Sie führen aus, die Sache habe so gefallen, daß sich die Freischaren immer mehr vergrößerten und organisierten. Und die Gustynskaja Lětopiś

---

[1]) Sborn. 35 Nr. 39, S. 204.

[2]) Akty Zap. Ross. I Nr. 170, Urkunde des Großfürsten Alexander an die Stadt Kiev. Dem Wojewoden wird das Recht gegeben, von den den Dněpr zum Fischfange auf- und abfahrenden Kozaken je nach ihrem Fange eine Abgabe zu erheben. Im selben Jahre schickt Ivan an Alexander eine Klage Menglis (Sb. 35 Nr. 62, es ist allerdings eine Falschung Ivans, aber diesen Abschnitt konnte er nur aus guter Quelle haben), daß Alexanders Leute seine Stadt Očakov genommen und ausgeplündert haben, und auch weiter „ego ljudi zavse, prichodja na suděch mnogi licha činjat".

[3]) Mich. Litwin S. 68. In einem kleinrussischen Volksliede sagt die Mutter zu dem Kozaken, der gegen die Tataren ziehen will, daß, wenn er weg ist, „rib nam ne loviti, ničoho nam jisti — holodom siditi".

[4]) Mengli klagt 1503 (Sb. Nr. 89, 3. April S. 467, 469) Ivan, Kiever und Čerkasser Kozaken hätten auf dem Dněpr Kaufleute von Kaffa, die aus Kiev nach Hause zogen, geplündert. Und im selben Jahre lauerten Čerkasser Kozaken am Dněprübergange auf italienische Handwerksmeister, die aus der Moldau nach der Krym und dann nach Moskau gehen sollten.

[5]) Piasecki, Kronika, Krakau 1870, zu 1503.

[6]) Die poln. Chroniken zu 1516.

fügt hinzu, man habe sich dann einen Ältesten Namens Kozak gewählt, von dem dann die ganze Gemeinschaft den Namen erhielt. Um 1510 ist von „exploratores“ oft die Rede, die aus der Steppe über die Bewegungen der Tataren Nachricht geben [1]). Bereits 1509 hatte man sich in Litauen an die Vorstellung des Kozakentums so gewöhnt, daß das Gerücht Glauben fand, Fürst Michail Glinskij, der eben seinen Aufstand ausgeführt hatte und durch den Friedensschluß zwischen Litauen und Moskau in seinem Kampfe von Moskau im Stiche gelassen wurde und zu Vasilij floh, sei in die Steppe gegangen, um von dort aus beide Reiche zu plündern, ohne jemandem zu dienen. König Sigismund schickte sogar Leute aus, um ihn abzufangen [2]). Einer der ersten Kozakenhelden, der Starost von Čerkasy und Kanev Ostafij Daškovič, hat dann die Kozaken fester organisiert und bereits nachdrücklich gegen die Tataren operiert. Auf dem Reichstag in Piotrkow von 1533 (nach anderen Nachrichten in Grodno 1522) [3]) schlägt er auf die Frage, wie man sich der Einfälle der Krymtataren erwehren könnte, vor, es sollten am unteren Dnĕpr als beständige Wache 2000 Mann unterhalten werden, die von ihren Nachen (čajki) aus das Überschreiten des Flusses verhindern könnten. Auch gäbe es, sagte er, auf dem Dnĕpr viele Inseln, auf denen Burgen gebaut und Städte angelegt werden könnten. Der Ratschlag gefiel allen, wurde aber nicht ausgeführt, und Daškovič starb 1536. Er ist fälschlich für den ersten Ataman der Zaporogerkozaken gehalten worden [4]), war aber in Wirklichkeit ein Regierungsbeamter und nahm an dem Kampfe gegen Moskau lebhaften Anteil. Eine Zeitlang stand er auch in Moskauer Diensten (von 1503 ab). 1515 leitete er einen Einfall der Tataren nach der Moskauer Ukraine [5]). Bereits früh kam das Kozakentum in einen gewissen Gegensatz zur Regierung, indem es sich naturgemäß nicht um den jeweiligen Stand der Krympolitik kümmerte, sondern einfach auf jede Weise die Tataren zu schädigen suchte

[1]) Acta Tomiciana I Nr. 78, 90, 99, 212.

[2]) Sbornik 35 Nr. 84, S. 487.

[3]) Vgl. Hruševśkyj VII, S. 103 f.

[4]) Z. B. von Golicyn, Russk. voennaja ist. II, S. 44.

[5]) Nikon Lĕt. zu 1502, Sb. 35 Nr. 77, S. 447; Sb. 95 Nr. 6, S. 105, Nr. 10, S. 147.

und damit der Regierung oft das Konzept verdarb. Bereits jene Züge nach Akkerman und Očakov waren ihr nicht ganz genehm. 1527 aber klagt der Chan Sahib-Geraj, daß die Kozaken vom Bergufer des Dněpr aus seine Untertanen bekämpften. Auch empfanden die kleinrussischen Kozaken ihre Interessengemeinschaft mit den benachbarten großfürstlich moskauischen, speziell den Putivl'kozaken, sehr wohl und machten mit ihnen gemeinsame Sache, was weder der Krym noch Litauen paßte [1]). Um Eigenwilligkeiten der Kozaken zu verhindern, wurde 1541 angeordnet, alle in ein Register einzuordnen. In diesem solle genau verzeichnet werden, wer zum Fisch- oder Biberfang an den unteren Dněpr ziehe, damit man wisse, wen man im Falle einer Plünderung zur Verantwortung zu ziehen habe.

Jedenfalls war das Kozakentum das einzige wirksame und mögliche Mittel, die Einfälle der Krymtataren abzuwehren. Es konnte die Steppe unter steter und scharfer Bewachung halten. Es übernahm Bewaffnung, Sitten und Kampfweise der Tataren und war ihnen also in der Schlacht ebenbürtig. Es konnte schließlich die Dněprlinie besetzen und von hier aus die Tataren selbst in ihren Sitzen bedrohen und auch den Übergang über den Strom erschweren. Das alles bildete sich aber erst in einer Zeit aus, die außerhalb unserer Betrachtung liegt. In den vierziger Jahren bildeten sich die Kozaken als besonderer Stand in der Bevölkerung der Ukraine neben der Szlachta, den Bürgern und Bauern aus [2]). In der Mitte des Jahrhunderts entstanden als abgeschiedene Gemeinschaft die Zaporoger Kozaken [3]). Die Reform Stephan Batory's von 1583 vollzog die Scheidung der registrierten Stadtkozaken und nichtregistrierten Zaporoger und verursachte die Opposition der letzteren gegen die Regierung. Diese Opposition wird schließlich immer mehr die Aufgabe und der Sinn des Kozakentums,

[1]) Solověv V, S. 434, 437.

[2]) D. Evarnickij, Ist. Zapor. Kozač.

[3]) P. A. Zabolockij, Starějšij zaporožskij uězd. Die älteste Ansiedlung auf der Insel Chortica gleich unterhalb der Stromschnellen wird 1557 datiert. D. Evarnickij, Ostrov Chortica na Dněprě. Kievskaja Starina 1886, I. Nikonovsk. Lětop. zu 1557. Evarnickij, Proizchoždenie zapor. kozačestva. Kievsk. Starina 1884, VIII.

und die ursprüngliche Aufgabe — der Kampf gegen die Tataren — tritt verhältnismäßig in den Schatten.

Die Verwüstungen und Plünderungen der Tataren werden von allen Quellen ziemlich übereinstimmend geschildert. Die einzelnen „Zagony“, die von dem „Koš“ ausgehen, greifen, wenn es die Zeit der Feldarbeiten ist, die Bevölkerung auf den Feldern auf, überfallen die Dörfer, entführen alle Bewohner [1]) und besonders das Vieh [2]). Auf sonstiges Eigentum hatten sie es weniger abgesehen, es machte ihnen zu viel Ballast und verlangsamte den Rückzug. Um es sich ganz leicht zu machen, steckten die Tataren manchmal die Dörfer einfach an und griffen alle daraus Fliehenden auf. Ein anderes Mal wurde das Dorf nachts umringt, damit alle Bewohner darin sind, große Feuer wurden herumgelegt, damit niemand in der Dunkelheit entfliehe, und dann morgens die Plünderung begonnen [3]). In kleinrussischen historischen Volksliedern wird erzählt, daß die Tataren, wenn sie ein Dorf ausgeplündert hatten, zum Zeichen für die andern Abteilungen, daß hier nichts mehr zu holen sei, sämtliche Bettkissen aufschnitten und die Federn umherschütteten. Die Bewohner retteten sich deshalb manchmal durch die List, daß sie beim Nahen der Tataren Federn ausstreuten, sich selbst verbargen und die Tataren dadurch irreführten [4]). Wenn die Plünderung beendet war, wurde alles in den Koš geschleppt und der Rückweg mit möglichster Geschwindigkeit angetreten. In einiger Entfernung von der Siedelungsgrenze, wo man keine Verfolgung mehr zu fürchten hatte, machte man längere Rast und teilte die Beute [5]).

[1]) Alte, Kranke und ganz kleine Kinder wurden, wie einige Quellen berichten, niedergemacht. Bielski 1516 S. 533. Ein histor. Lied: vytoptala orda kińmi maleńkiji dity; auch: staru neńku zarubaly, a myleńku v polon vzjaly (Antonov. i Dragom. S. 75); auch Otryvok. lětopisi, P. S. R. L. VI unter 1521.

[2]) Die Schweine wurden verbrannt.

[3]) Beauplan S. 49.

[4]) P. A. Zabolockij a. a. O., ohne Angabe des Liedes.

[5]) Beauplan: „Während einer Ruhepause von einer Woche sammeln sie und teilen untereinander die aus Gefangenen und Vieh bestehende Beute. Auch ein unmenschliches Herz müßte durch den Abschied des Mannes von seinem Weibe, der Mutter von der Tochter gerührt werden; die bestialischen Muselmänner aber vergewaltigen Frauen und Madchen unter den

Die vorteilhafteste Beute waren zweifellos die Sklaven, und auf diese sahen es die Tataren beim Einfalle auch hauptsächlich ab. Die in den Quellen angegebenen Zahlen der Weggeführten sind ungeheuer und übersteigen um ein Vielfaches die angeführte Größe des Tatarenheeres selbst. 1474 sollen aus Galizien 7000 Tataren 100 000 Gefangene abgeführt haben; 1505 aus Litauen wieder 100 000. 1512 wurden von Ostrožskij bei Wišniovec 25 000 Tataren geschlagen und 60 000 Gefangene befreit. 1516 führten 40 000 Tataren aus Galizien eine große Menge und aus den benachbarten ungarischen Karpatendörfern — 50 000 Gefangene weg. Herberstein (S. 95) gibt beim großen Einfalle in Moskau von 1521 800 000 Gefangene an, bezeichnet aber selbst die Zahl als vix credibilis. 1527 schlägt Ostrožskij am Čornyj lis 26 000 Tataren und befreit 40 000 Gefangene. 1534 rauben 10 000 Tataren in Volynien 15 000 Menschen. Und Beauplan nennt rundweg 50 000 Sklaven als normal. Mengli-Geraj erzählt im Jahre 1500 von 1000

Augen ihrer Männer und Väter, beschneiden die Kinder in Gegenwart der Eltern, begehen mit einem Worte tausende von Scheußlichkeiten ....“ Das Bild wird überhaupt mit Vorliebe geschildert: Die Chronisten zum Jahre 1516; das Volkslied Nr. 27 „Die beiden Schwestern“ bei Antonovič u. Dragomanov a. a. O. und auch S. 75 „Plünderung des Dorfes“. Damalige wie moderne Autoren haben sich oft über die Brutalitat, die Scheußlichkeiten der Tataren entrüstet. Man muß aber dabei daran denken, daß die Kriegskunst Moskaus etwa fast genau von der tatarischen abgeleitet war, nur daß sie nicht so wirksam sein konnte wegen der geringen Beweglichkeit der Heere. Die Moldauer machen in die Ukraine auch genau die gleichen Einfälle wie die Tataren (z. B. 1491, 1496; Jablonowski a. a. O. S. 32 u. 64). Und die Polen machten es auch noch in späteren Zeiten in ihrem eigenen Lande den Tataren nicht nur gleich, sondern auch nach (z. B. Kiever Zentralarchiv Nr. 8, Grodbuch v. Žitomir Nr. 22, 1586 wird über einen Gutsherrn geklagt, der in der Nacht mit seinen Leuten einen Tatarenüberfall auf ein fremdes Dorf simuliert, allerlei Gewalt verübt und Gefangene abgeführt habe). Die verheerende Wirkung der Einfälle kam von ihrer Regelmäßigkeit, ausgebildeten Taktik. Es wurde eben ein großes Menschenmaterial dem Lande entzogen und die wirtschaftliche Existenz der Dagebliebenen an den Rand des Verderbens gebracht. Man erinnere sich nur der Menge von Steuerbefreiungen wegen Tatarenüberfälle (in den poln. Reichstagsakten, noch mehr aber in den Grodbüchern; sehr viele davon im Zentralarchiv in Kiev. Siehe auch Russk. Ist. Bibliot. I. Litovskaja Metrika, kn. 5 zapisej, Nr. 23 S. 535, Nr. 57 S. 567, Nr. 232 S. 797 u. a.).

Leuten, die 5000 mitgebracht hätten [1]), und 1501 von 15 000, die 50 000 Sklaven hatten [2]). Aus einer viel späteren Zeit haben wir im Felde geschriebene Briefe einiger Tatarenhäuptlinge an ihre Angehörigen [3]), in denen sie berichten, ein nie dagewesenes Glück gehabt zu haben. Kein einziger Krieger sei ohne Beute, auch der Geringste habe 1 bis 3 Sklaven, und sie selbst, die Mirzen, hätten 20, 10, 8, 6, 5 usw. bis 2 Gefangene. Das war nun allerdings im Jahre 1664, aber es war eine für die Ukraine furchtbar schwere und verwirrte Zeit. Die Tataren konnten den Raubzug recht bequem und gründlich durchführen, und doch bezeichnen sie diese im Vergleich zu den obigen chronistischen Zahlen nicht so bedeutende Beute als einen besonders großen Erfolg. Wir können also behaupten, daß in der von uns behandelten Zeit es schwerlich vorgekommen ist, daß jeder Tatare einen Sklaven mitbrachte. Meistens war ihre Zahl wohl geringer als die der eingefallenen Tataren; die weniger Glücklichen mußten sich eben mit Vieh, Kleidern usw. begnügen [4]). Trotzdem darf man sich den Menschen- und Güterverlust, den Südrußland durch diese Einfälle erlitt, nicht gering denken: wohl sind in den Chroniken nicht gerade jährlich Einfälle angegeben [5]), man kann aber oft bemerken, daß eben nur die verheerenden oder glücklich abgewehrten registriert wurden [6]). Aus anderen Quellen können wir diesen Mangel direkt nachweisen, indem wir Einfälle verzeichnet finden, die die Chroniken nicht enthalten [7]). Und wie kann man jenen

---

[1]) Sbornik 41 Nr. 66, S. 323.

[2]) Sbornik 41 Nr. 72, S. 360.

[3]) Akty Južn. i Zap. Rossii V Nr. 103, S. 230.

[4]) Bronewski S. 21.

[5]) Wir haben durch die Chroniken überlieferte Einfälle nach Polen-Litauen in den Jahren: 1474, 1479, 1481, 1484, 1485, 1486, 1487, 1488, 1489, 1490, 1494, 1498, 1499, 1502, 1503, 1505, 1506, 1507, 1508, 1510, 1512, 1515, 1516, 1517, 1519, 1520, 1521, 1524, 1526, 1527, 1528, 1534,

[6]) Wir finden Ausdrücke, die auf andere Einfälle hinweisen, die nicht aufgezeichnet sind: Bielski 1488: czynili szkody wielkie . . częstokroć; Gustynsk. lět. 1486: Tatarove Podole bez mirosti plěnili aže prez tri lěta, bez žadnogo otporu.

[7]) Viele Einfalle, die nach dem Sbornik zweifellos stattgefunden haben, sind in den Chroniken nicht zu finden: sicher im Winter 1492—93 (Sb. 41 Nr. 38, S. 170, Nr. 39 u. Nr. 40 S. 181 f. die Gegend von Kiev),

kleinen Menschenraub messen, der durch lose Banden von nur wenigen Tataren ausgeführt wurde, von dem wir wohl ab und zu Nachrichten haben, die aber immer nur zufällig sind und uns keinen Maßstab geben? Bereits in der Zeit Michalon Litwins soll der Sklavenhandel in der Krym so groß gewesen sein, daß man die Sklaven beinahe als Münze behandelte, jedenfalls als Wertmaß [1]). Auch die Tataren selbst brauchten Sklaven — für ihre Feld- und Hausarbeiten usw. [2]). In den Städten sollen im 17. Jahrhundert alle Arbeiten durch Sklaven verrichtet worden sein, und in Kafa soll es deren 30000 gegeben haben [3]). Michalon Litwin schildert ihre Lage in der Krym in den schwärzesten Farben [4]). Andere Autoren wie auch die kleinrussischen Volkslieder stimmen da mit ihm überein. Vielfach aber blickt doch, wie aus Versehen, ein Widerspruch durch. Michalon selbst berichtet ja in anderem Zusammenhange, wo er eine andere Tendenz verfolgt, die Tataren gingen mit ihren Sklaven sehr gut um und behielten sie in Unfreiheit nicht mehr als 7 Jahre [5]). Dasselbe erzählt Herberstein [6]), und von Bronewski erfahren wir, daß der Chan von den vornehmeren Gefangenen drei Goldstücke, von weniger vornehmen einen Taler und den Zehnten ihres Einkommens erhebe. Sie müssen also sogar Eigentum bekommen haben. Jedenfalls akklimatisierten sich viele Sklaven dort leicht und vermischten sich mit den Eingeborenen. Der starke Einschlag an arischem Blute, der in dem Typus der heutigen Krymtataren zu erkennen ist, wird

---

Sommer 1493 (Nr. 42, S. 193 f., Nr. 43, S. 196 f., Nr. 95, S. 200, Nr. 49 S. 209 f.), 1495—97 (Sb. 35 Nr. 44, S. 226), 1497—98 nach Černigov (Sb. 35 Nr. 56, S. 266), 1500 nach Luck und Ostrog (Sb. 41 Nr. 66, S. 323 und Nr. 68, S. 333), 1518 (Sb. 95 Nr. 29, S. 500).

[1]) Michalon Litwin S. 21.

[2]) Ebenda.

[3]) Beauplan S. 32.

[4]) „Die Starken, Arbeitsfähigen unter ihnen werden kastriert und gestempelt und müssen den ganzen Tag in der Glut in Ketten auf den Feldern arbeiten, die Nächte in schrecklichen Gefängnissen zubringen, sich von verdorbenem Fleisch ernähren“ usw. Das Volkslied treibt die Schilderungen noch viel weiter, z. B. erzählt „Marusja Bohuslavka“, die Sklaven hätten 7 Jahre im Gefängnis zugebracht, ohne das Tageslicht zu sehen.

[5]) S. 47.

[6]) S. 95.

wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen sein [1]). Viele Sklaven kamen ja auch in die Hände der Griechen, Italiener, Armenier und Juden in den Städten der Krym. Die Hauptmasse der Sklaven aber wurde nach auswärts verkauft [2]). Der hauptsächlichste, ja beinahe einzige Mittelpunkt dieses Handels, wie des der Krym überhaupt, war Kafa. Er wurde von den hier ansässigen armenischen und jüdischen Kaufleuten, aber auch von Griechen und den Resten der Italiener besorgt. Jedenfalls wandte man sich sofort nach Kafa, wenn irgendein Gefangener zur Auslösung gesucht werden sollte: dort war er am sichersten zu finden. Der Handel wurde mit allen möglichen Feinheiten und Spitzfindigkeiten getrieben. Die Sklaven wurden zuerst aufgefüttert, ihre etwaigen Fehler auf jede Weise verborgen. Natürlich wurden sie recht verschieden geschätzt, ihrer Kraft, ihren Fähigkeiten, ihrer Herkunft gemäß. Denn von Vornehmen konnte man großes Lösegeld erlangen. Für den 1501 in der Steppe gefangen genommenen Gesandten Ivans III. nach der Krym, Fürsten Fedor Romodanovskij, wurden 70 Rubel Lösegeld bezahlt [3]). Sonst zahlte man für einen Sklaven 10 bis 25 Rubel [4]) (ein Reitpferd kostete durchschnittlich 3 Rubel). Michalon Litwin berichtet, vielleicht tendenziös, man schätze die einfältigen, treuen Sklaven aus des Königs Lande viel höher als die hinterlistigen und betrügerischen Moskoviter. Kafa bezeichnet Michalon als „unersättlichen, skrupellosen, unser Blut aussaugenden Schlund“ [5]). Von Kafa wurden die Sklaven dann zur See hauptsächlich nach

[1]) S. auch M. N. Berežkov, Russk. plěnniki i nevol'niki v Krymu (Trudy VI. archeol. s'ězda 1888 v Odessě II S. 342).

[2]) Das ist auch schon früher durch die Tataren der Goldnen Horde geschehen. Die großen Massen von Sklaven, die sie aus ihren großen und kleinen Invasionen nach Rußland mitbrachten, wurden meist in Saraj nach Persien oder in Azov nach Syrien usw. verkauft. Auch in der hier behandelten Zeit betrieben sie diesen Handel schwunghaft, denn auch sie machen Einfalle nach der litauischen und moskauischen Ukraine. Azov ist kein unbedeutender Sklavenmarkt. Sb. 41 Nr. 49 S. 225 heißt es, die Tataren der Goldnen Horde verkauften ihre Gefangenen gewöhnlich „za more“.

[3]) Sbornik 41 Nr. 81, S. 407.

[4]) Ebenda.

[5]) S. 25.

Konstantinopel verfrachtet, wo der andere Zentralsklavenhandelsplatz war. Der gesamte Orient wurde damals mit russischen Sklaven überschwemmt, Syrien, Anatolien, Persien, Ägypten werden genannt [1]). Am übelsten ging es den Sklaven, die auf die türkischen Galeeren [2]) kamen, wo sie, an die Bänke gefesselt, die Ruder bewegen mußten [3]). Viele Sklaven verbesserten ihr Schicksal dadurch, daß sie sich zum Islam bekehrten. Der zum Aufseher emporgestiegene Renegat, der die Sprache der Sklaven versteht und die Landsleute mit furchtbarer Grausamkeit behandelt, spielt in den ukrainischen Volksliedern eine große Rolle [4]).

Eine ganz besondere Stellung nahmen die Sklavinnen ein. Die Tataren selbst betrachteten sie als den Hauptzweck ihrer Einfälle [5]). Die schöneren unter ihnen wurden sofort nach der Gefangennahme ganz besonders schonend behandelt: sie mußten ja das Material für die Harems des Orients liefern [6]). Sie wurden auf dem Sklavenmarkte von Kafa außerordentlich teuer verkauft [7]) und kamen öfter, wenn sie in den Harem eines Großen gerieten, zu hohen Stellungen [8]). Das auffallendste

---

[1]) Michalon Litwins geographische Kenntnisse reichen bis zu den „Indiern, Sarazenen, Persern, Arabern und Assyriern“, die er alle zur schwarzen Rasse rechnet.

[2]) Kadrigen, russisch Katorgi.

[3]) Der bekannte Panslavist des 17. Jahrh. Jurij Križanič erzählt in seinem Werke „Russkoe gosudarstvo“ im Kapitel „o tatarach“, daß es auf den Galeeren keine anderen Ruderer als Russen gebe.

[4]) Ähnliches wissen wir ja auch aus dem Leben von Cervantes.

[5]) Wie denn einer der Krymcarevičen einmal sagt, man könne nach Rußland nicht einfallen, denn indem man zieht „čužych žen dobyvati“, könnten die Astrachaner die Krymhorde überfallen und deren eigene Frauen rauben (Sb. 95 Nr. 21 S. 364).

[6]) In den kleinruss. Volksliedern finden wir das Motiv öfters: neben den zwei Schwestern, die auf dem Wege nach der Krym schwer zu leiden haben, wird die jüngste und schönste in jeder Weise bevorzugt usw. Antonovič und Dragomanov, a. a. O. Dasselbe Michalon Litwin S. 22.

[7]) Michalon Litwin fabelt sogar von gleichem Gewichte Goldes.

[8]) Wie etwa die Heldin vieler ukrainischer Volkslieder, die Priestertochter Marusja Bohuslavka, die ihrem Manne, dem Pascha, die Schlüssel des Sklavengefängnisses entwendet und ihre gefangenen Landsleute freiläßt. Dabei bittet sie, ihren Eltern mitzuteilen, sie sollten nicht mehr nach ihr suchen, um sie loszukaufen, „bo vže ja poturčylaś, po-

Beispiel dafür ist die berühmte Gemahlin des großen Sultans Sulejmans des Prächtigen (1520—1566), die Mutter seines Nachfolgers – die Rossa oder Roxolana der abendländischen Quellen –, bei den Türken Churrem, die Freudige, genannt. Sie übte auf ihren Gemahl lange, auch bis ins hohe Alter hinein, den stärksten Einfluß aus, spielte in der Politik eine große Rolle, empfing sogar selbst Gesandte der europäischen Höfe — die Priestertochter aus Rogatin in Galizien [1]).

Um einen Gefangenen zu befreien, mußte man ihn in der Krym, noch bevor er nach auswärts verkauft war, aufsuchen und auslösen. Am leichtesten ging das natürlich in Kafa. Es kam aber oft vor, daß etwa griechische, armenische, ja tatarische Kaufleute russische Sklaven kauften und sie nach der Ukraine oder Moskau brachten und dort das Lösegeld erhielten [2]). In den ersten Zeiten herrscht bei den Tataren in bezug auf die Sklaven als auf Kriegsgefangene noch die Anschauung des Staatseigentumsrechtes. Denn wir finden immer wieder, daß, besonders Großfürst Ivan, aber auch Vasilij und die Litauer, vom Chane verlangten, daß die und die Gefangenen aufgesucht und ausgeliefert werden. Das wurde denn auch oft erfüllt, besonders in der spätesten Zeit Menglis, wo seine losen Banden ohne sein Wissen Einfälle ins moskauische Rußland machten [3]). Aber bereits in dieser Zeit wurden auch

busurmenilaś, dlja roskošy tureckoji, dlja lakomstva neščasnaho!" Auch auf diesem Wege muß sehr viel arisches Blut bei den Tataren eingedrungen sein, denn die Slavinnen bildeten in den Harems das wichtigste Kontingent. Michalon Litwin erklärt rundweg: „Auch alle Minister dieser Tyrannen (des Sultans und des Chans), Eunuchen, Sekretäre und andere Beamte, die Janyčaren, aus denen dann die Feldherren und Barone gewahlt werden, alle sie stammen von unserem Blute." Wenn das natürlich auch übertrieben ist, so liegen dem doch viele Tatsachen zugrunde.

[1]) Die Polen, die Franzosen und die Italiener nahmen ihre Nationalitat für sich in Anspruch, es ist aber unzweifelhaft, daß sie eine Kleinrussin war. 1541 beginnt ihr Einfluß. Sie bestimmte den Sultan sogar, seinen Erstgeborenen, Mustafa, — den Sohn einer andern — töten zu lassen und durch ihren Sohn, den späteren Selim II., zu ersetzen, dann noch zwei Großvezire zu töten. Sie starb 1558. Vgl. Michalon Litwin S. 23.

[2]) Sborn. 41 Nr. 1 S. 8 (Chozja Kokos).

[3]) Sb. 41 Nr. 5, S. 18; Nr. 53, S. 240. Vor allem im Vertrage von 1474. Sobr. gosud. gram. i dogov. V Nr. 1 oder Sbornik Nr. 1. Auch 41

die nach der Krym gehenden Gesandten und Kaufleute mit dem Auskauf von Sklaven beauftragt [1]), und späterhin nahm der Staat diese Sache ganz in seine Hand, indem sogar eine besondere Steuer dazu erhoben wurde.

3. Das moskauische Rußland

befand sich im Vergleich zur Ukraine in einer viel günstigeren Lage. Vor allem war die Entfernung von der Krym eine viel größere, und die weiten Steppen hier werden allgemein als sehr unbequem und unwegsam bezeichnet [2]). Doch führte auch hier eine bedeutende Handelsstraße — von Moskau über die Oka, von der Oka in zwei Richtungen: vor der Annexion der Sěverščina — östlich an ihren Grenzen vorbei (um die litauischen Zölle zu umgehen), nach ihrer Angliederung — über Putivl' oder Ryl'sk, und viel später, als die Sěverščina wieder Polen gehörte — wiederum östlich davon über Kursk [3]). Dann weiter die Wasserscheide zwischen Dněpr und Donec entlang, um das große Dněprknie herum auf Perekop zu. Es ist dies der sogenannte „Muravskij sljach". Diese Richtung wurde wohl auch von den Tataren bei ihren Einfällen benutzt. Jedenfalls weisen zufällige Ortsangaben, wo sie vorkommen, auf diese Gegenden hin. Im Norden wurde dann der Weg östlich der oberen Oka eingeschlagen, da westlich die schon erwähnten Wälder von Brjansk ein Hindernis waren. Dann lag aber den Tataren der östlich gerichtete Mittellauf der Oka vorgelagert — eine Verteidigungslinie für Moskau — wohl analog dem Dněpr für die Ukraine, aber in mancher Beziehung bedeutungsvoller. Lag doch die Oka dem Zentrum viel näher, sie konnte immer besetzt gehalten und viel leichter verteidigt werden, besonders da ihre Ufer vielfach mit Wäldern bedeckt waren und da die Tataren den Übergang hier nicht auf die bei Beauplan beschriebene

---

Nr. 81 S. 399—413. Später Sb. 95 Nr. 12 wird es jedenfalls gefordert; Nr. 16, 21, 23, 31. Berežkov a. a. O.

[1]) Bronewski S. 22.

[2]) Jedenfalls benutzen die Moskauer Gesandten und Kaufleute immer, wenn nur irgend möglich, den Weg über die Sěverščina und Kiev, oder zu Schiff den Don hinab und über Azov.

[3]) Beauplans Karte, Kordt I, IX.

Weise, schwimmend, vollzogen, sondern auf Furten [1]), also auch an ganz bestimmten Stellen, die ihnen leicht verwehrt werden konnten [2]). Bei einem Einfalle der Krymtataren war es also die Hauptaufgabe, sie nicht über die Oka zu lassen. Die Strecke zwischen dem Okaknie etwas westlich von Kaluga bis nach Rjazań kam dabei hauptsächlich in Betracht. Hatte man an den betreffenden Stellen einigermaßen genug Schutztruppen, so konnten die Tataren nicht hinüber, besonders nachdem man anfing, die Kanone einzuführen [3]). Bei Kolomna scheint ein besonders bequemer Übergang gewesen zu sein, denn hier spielten sich die meisten Kämpfe ab. So hatten denn die Gegenden nördlich der Oka in dieser Zeit fast gar nicht zu leiden. Nur einmal — 1521 — gelang es den Tataren, hinüberzukommen. Das war aber auch eine sehr große Unternehmung mit dem Chane Muhammed-Geraj selbst an der Spitze. Schlimm ging es aber dafür den Moskauer und Rjazaner Ukrainen — allen den Gebieten südlich der Oka, wo eine recht bedeutende Bevölkerung saß [4]), die von der Steppe her nur durch die „zasěki“ geschützt war. Die „zasěki“ waren eine Art Limes, den bereits Ivan Kalita anlegte; er war zwischen Oka und Don, auch Don und Volga gezogen und bestand in bewaldeten Strecken aus umgehauenen Bäumen, die jeden Durchzug verhinderten (davon auch der Name „zasěka“). Es gehört dies mit zu den natürlichen Vorteilen Moskaus im Kampfe gegen die Tataren, im Vergleiche zu Litauen, daß hier, südlich der Oka, auch noch ausgedehnte Wälder vorhanden waren. Südlich des Dněpr dagegen lag bereits die echte Schwarzmeersteppe, damals beinahe Wüste zu nennen. In waldlosen Gebieten bildete die „zasěka“ einen Wall und Graben [5]). Auf gewissen Entfernun-

---

[1]) Jedenfalls gebrauchen die Quellen immer den Ausdruck: broditisja, perelězt', oder gar: iščut brodu.

[2]) Sb. 95 Nr. 38 S. 706.

[3]) So z. B. 1522 (Voskres. lět.), besond. 1528 (Voskr.), 1533 (auch), 1541 (auch); besond. 1532—33 (Sof. II), 1527 (Otryv. lět.), 1523 (Otryv. Novgor.), 1541 (carstv. Kn.) u. 1552 (auch).

[4]) Herberstein S. 66 bezeichnet Tula als die Grenzstadt gegen die Steppe.

[5]) Oder, wie es auf Karte XV bei Kordt Bd I aus dem Jahre 1613 dargestellt ist — aus angepflanzten dicken Hecken.

gen waren Türme gebaut und Wachen aufgestellt. Die eigentliche Organisation dieser Grenzbefestigungen aber gehört in die Regierung Ivans IV. und besonders Boris Godunovs. Ivan III. scheint auf seine Tatarenkozaken mehr Vertrauen gesetzt zu haben als auf diesen Schutz. Mehr Wert darauf legte bereits Vasilij III., unter dem von jenen tatarischen Grenztruppen viel weniger die Rede ist, obgleich er sie vielleicht noch mehr hätte brauchen können als der Vater. In den vielen Wirren der nachmenglischen Zeit in der Krym hatte er reichlich Gelegenheit, sie anzuwerben. Er kam aber über die Anläufe nicht hinaus, so daß die vielen von dort vertriebenen nicht bei ihm, sondern hauptsächlich beim Sultan ihr Asyl fanden. Nur diejenigen Tatarenherrscher, die schon früher Moskau gedient hatten, oder deren Nachkommen leisteten jetzt den Grenzdienst. Neue Carevičen kommen kaum hinzu. Wir haben kein Beispiel, daß jene Zasěki die Tataren in dieser Zeit irgendwie gehemmt hätten. Höchstens die Einfälle kleinerer Banden, von denen wir keine Nachrichten überliefert bekommen haben. Doch wird die „Zasěčnaja straža“ wenigstens erwähnt, wenn auch nicht ausdrücklich: 1517 wurde die Verfolgung der Tataren dadurch wirksamer gemacht, daß „ljudi ukrainnye“ durch „Zasěki“ in den Wäldern den Tataren den Rückweg abschnitten [1]). Dagegen sind die Zasěki unter Ivan III. wie vergessen. 1492 werden moskauer und litauische Grenzwachen gegen die Tataren erwähnt, die aber untereinander viele Raufereien hatten; doch ist es nicht zu ersehen, ob es Tataren oder Russen waren [2]). Sonst kommt es vor, daß unter den tatarischen Wachen auch Russen genannt werden [3]), besonders gab es solche in Rjazań, von den dortigen Großfürsten organisiert, sie werden „sto-

[1]) Herberstein sagt S. 49: Aut si nullum bellum gerit (der Großfürst), praesidia tamen in singulos annos in locis circa Tanaim et Occam, ad reprimendas Tartarorum Praecopensium eruptiones ad depraedationes viginti milia hominum imponere solet. S. 67 spricht er von milites, quos Princeps ad Tartarorum excursiones explorandas et coercendas quotannis ibi in praesidiis habere solet; besonders sei dies (S. 68) in Kaluga der Fall.

[2]) Sb. 35, S. 56 58, 63. S. 66 werden einige von diesen Wächtern genannt: ein Tatare und ein Russe.

[3]) Sb. 41 Nr. 45, S. 202; dasselbe Sb. 35 Nr. 47, S. 236.

roža-zapoljane“ genannt [1]. 1504 erfahren wir, daß Leute des Fürsten Vasilij Semjačič aus Putivl’ zu Wasser und zu Roß nach Tavań gekommen waren und hier Kaufleute geplündert hätten — ein echt kozakischer Zug [2]. Das Moskauer russische Kozakentum, von dessen Bildung und Organisation wir bereits berichteten (oben S. 12 f.), hatte seine Zentren nicht an den Zasěki, am „limes“, sondern in den Okastädten und war nicht sowohl mit eigentlich militärischem Schutz als mit dem Kundschafterdienst betraut. Jedenfalls war die Ukraine südlich der Oka den Tataren fast völlig preisgegeben. Die Gebiete an der oberen Oka, die „Bělevskie i Odojevskie ḿěsta“, hatten besonders zu leiden, denn hier saß die Bevölkerung dichter. Darum waren die Teilfürsten von Odoev und Vorotynsk in der Abwehr besonders geübt [3] und konnten auch den nach der mittleren Oka einfallenden Tataren den Rückzug erschweren. Auch die Gegend von Rjazań wird viel verwüstet [4]. Die Stadt Rjazań selbst befand sich durch ihre Lage am südlichen Okaufer in einer recht üblen Situation. Um 1515 überfallen die Tataren vielfach die Gebiete der Okafinnen, die „mordovskija i meščerskija města“ [5].

Es fällt uns auf, daß hier im moskauischen Rußland die Tataren viel erfolgreicher abgewehrt wurden als im litauischen. Der Grund liegt nicht nur in der natürlich bevorzugten und geschützten Lage. Ivan III. gab seinem Heere eine feste Organisation, vergrößerte es bedeutend und führte eine feste Rang- und Marschordnung ein. Er zuerst gab an seine Hofleute, an die Reste der alten družina, die bojarskie děti usw. Landbesitzungen mit der Verpflichtung zur Heeresfolge — persönlich und mit einer entsprechenden Anzahl von Knechten und mit Proviant. Die Kavallerie dieses Heeres, die dessen größten Teil ausmachte, bediente sich tatarischer Pferde, tatarischer Sättel und Taktik, so daß sie diesen Feinden mehr gewachsen war.

---

[1] Der Gesandtschaft (Nr. 78 in Sb. 41, 1501 S. 366) wird an die Großfürstinwitwe von Rjazań ein Schreiben mitgegeben, sie solle die Gesandten lassen „provodit’ do Verdy, do svoich storožov, čtoby im ot vašich ljudej ot zapoljan licha ne bylo“.

[2] Sb. 41 Nr. 100 S. 542.

[3] Voskres. zu 1507 (auch Sof. II), 1512 (auch Nikon.) u. 1517.

[4] Voskres. 1512, 1533, Sb. 95 Nr. 17 S. 343.

[5] Sb. 95 Nr. 10—13, Nr. 17, Nr. 21.

Auch führte Ivan die Artillerie als unentbehrlichen Teil jedes Heeres ein und sie leistete besonders bei Verteidigung von Flußübergängen gute Dienste. Handfeuerwaffen dagegen waren erst später von größerer Bedeutung. Daß das moskauische Reiterheer den Tataren ziemlich gewachsen war, sieht man schon daraus, daß es ihm oft genug gelang, die Tataren in der Steppe einzuholen und zu schlagen [1]). Die gute Organisation der Armee überhaupt ergibt sich daraus, daß die Wojewoden doch sehr rasch an der Oka waren, um sie zu verteidigen; ja sie gingen über sie hinaus, um den Tataren dort entgegenzutreten, was in Litauen überhaupt nicht vorkommt. Die Städte waren meist mit Kanonen versehen, die sie denn auch recht gut gegen die Tataren schützten, für die Belagern und Einnehmen von Städten so wie so schwierig war. Vasilij III. konnte nichts Besseres tun, als die Einrichtungen seines Vaters nicht verfallen zu lassen, so daß sein verhältnismäßiges Glück bei den Tatareneinfällen eben darin begründet ist. Die Stadt Moskau kam im schlimmsten Falle, 1521, nur mit einem bloßen Schrecken davon und blieb im übrigen unversehrt.

Es könnte auffallen, daß die Gebiete der Sěverščina, die ja den Tataren so nahe lagen und bei weitem nicht so geschützt sein konnten wie die nordöstlich davon gelegenen Teile, in der Chronik der Einfälle fast gar nicht vorkommen. Es wird das dadurch zu erklären sein, daß dieses Land von dem Moskauer Zentrum zu weit ablag, so daß die Chronisten sich wenig dafür interessierten und auch keine genügenden Nachrichten bekamen. Wir müssen vielmehr aus andern Quellen darauf schließen, daß die Tataren recht wohl ihr Augenmerk auf die Sěverščina gerichtet haben [2]).

Was oben bereits über die Taktik der Tataren und den Sklavenhandel in bezug auf die litauische Ukraine berichtet wurde, gilt mutatis mutandis auch hier, nur daß wir nicht die genauen Quellen dafür haben, wie dort.

[1]) Voskres. 1507 (auch Sof. II), 1517, 1528, Sb. 95 Nr. 28 S. 477.

[2]) Sb. 35 Nr. 56, S. 266; Sb. 41 Nr. 65 S. 317, Nr. 90 S. 473, Nr. 92 S. 487 f.; Sb. 95 Nr. 6, S. 103 f., Nr. 29 S. 498, Nr. 31 S. 550. Herberstein S. 69 spricht von den Bewohnern des Landes: Gens propter assidua cum Tataris praelia valde bellicosa ... Basilius Semetzitz cum strenuus in armis eamque ob rem Tatraris terrori esset.

Die Entstehung des modernen Bulgariens.

Von

Nikolaus Milev.

Simeon Radev, *Stroitelite na sovremenna Blgarija* („Die Baumeister des modernen Bulgariens"), T. I: Die Regierung des Fürsten Alexander (1879—1886), XVI + 835 S. in 4°. T. II: Die Regentschaft, 733 S. Sofia, 1910 u. 1911.

Der durch den Berliner Kongreß 1878 geschaffene bulgarische Staat hat in den ersten Jahren seines Entstehens stürmische und verhängnisvolle Ereignisse erlebt, und zwar einen Staatsstreich, eine nationale Revolution, einen Krieg, eine Entthronung, eine Gegenrevolution, dann eine Periode von Unruhen und eine Diktatur, aus welcher das Land besänftigt und gestärkt hervorgegangen ist. Seitdem geht seine weitere Entwicklung regelmäßig und ohne Erschütterungen vor sich, nur von einer Frage der auswärtigen Politik, freilich einer nationalen Frage, beherrscht, nämlich der mazedonischen Frage.

Dem Studium dieses stürmischen Abschnittes der neueren bulgarischen Geschichte hat Radev seine Arbeit gewidmet und hat bis jetzt zwei Bände unter dem Gesamttitel „Die Baumeister des modernen Bulgariens" veröffentlicht.

Der Gegenstand ist begreiflicherweise verlockend, es ist aber kaum nötig zu sagen, daß seine Behandlung mit ungemeinen Schwierigkeiten verbunden ist. Denn mit dem Blick in die Zukunft, schenken die Bulgaren ihrer näheren Vergangenheit keine große Aufmerksamkeit, und so werden diese bewegten Jahre für die neuere Generation immer dunkler. Andererseits bestehen die Schwierigkeiten darin, daß diese Epoche entfernt genug, um in Dunkel gehüllt zu sein, doch immer so lebendig ist, um nicht ohne Leidenschaft behandelt zu werden. Von den Teilnehmern an den Ereignissen von 1879—1886 gehören manche noch heute der Öffentlichkeit an, so daß ihre Rolle in der Geschichte schwer von ihrer Persönlichkeit zu trennen ist. Dazu kommt der Mangel an systematischen Forschungen und Monographien.

Der Verfasser der „Baumeister des modernen Bulgariens“ ist sich der Schwierigkeiten vollkommen bewußt, mit welchen sein Unternehmen verbunden ist; das ist aus dem Beginne seiner Vorrede ersichtlich, wo er sagt: „Es kann nur von einer systematischen Darstellung der Ereignisse nach der Befreiung (Bulgariens) die Rede sein, nicht aber von einer Geschichte, die den Erfordernissen einer wissenschaftlichen Methode entspräche“. Sein Zweck war daher, möglichst reichliches Material für die Beleuchtung dieser Periode der bulgarischen Geschichte heranzuziehen und auf Grund desselben die Physiognomie dieser Zeit zu bestimmen. Und man kann sagen, daß er diesen Teil seiner Aufgabe mit großer Sorgfalt ausgeführt hat. Die Grundlage dieses Buches bilden zahlreiche Quellen erster Hand, darunter die Archive der bulgarischen Ministerien des Äußern, des Innern und des Krieges, die Protokolle des Ministerrates, diplomatische Dokumente, Erinnerungen und viel anderes gedrucktes und ungedrucktes archivalisches Material, wie z. B. das Tagebuch Stambulovs; endlich mündliche Mitteilungen von Augenzeugen usw.

Was nun den zweiten Teil dieser Arbeit anbelangt, so kann hier eine vollständig begründete Meinung darüber schwer ausgesprochen werden. Daß der Verfasser ein riesiges Material gesammelt und behandelt hat, ist klar. Wieweit aber dieses Material geprüft worden ist, das läßt sich nicht leicht kontrollieren; der Kritiker dürfte hier eine viel umfangreichere Arbeit leisten als der Verfasser. Seit dem Erscheinen des Werkes sind darüber in der bulgarischen Literatur nur oberflächliche Rezensionen veröffentlicht worden, die, statt das Buch zu besprechen, sich mehr mit der Person seines Autors beschäftigen; selbst die Versuche, einzelne, angeblich von Radev unrichtig dargelegte Tatsachen, in richtiges Licht zu stellen, hatten keinen besseren Erfolg.

Es unterliegt auch keinem Zweifel, daß die B a u m e i s t e r d e s m o d e r n e n B u l g a r i e n s mit großem Talent geschrieben sind. Radev gehört zu den hervorragendsten bulgarischen Schriftstellern und sein historisches Werk trägt die Merkmale seines Denkens, die ihm unter den bulgarischen Publizisten eine besondere Stellung erworben haben: Klarheit, Scharfsinn

und französischen — allerdings nicht immer harmlosen — Esprit. Als literarische Arbeit ist dieses Buch ausgezeichnet, obwohl der zweite Band dem ersten etwas nachsteht. Freilich sind seine großen literarischen Vorzüge an mancher Stelle nicht ohne Nachteil für seinen historischen Wert.

Ein auffallender Mangel ist, daß der Inhalt dem Titel nicht entspricht. Letzterer läßt uns an die schöpferische Tätigkeit der Generation, die das heutige Bulgarien geschaffen hat, denken, während der Verfasser seine Forschungen nur auf die politischen Erscheinungen beschränkt hat, und zwar auf deren äußere Form. Trotzdem ist der innere Zusammenhang derselben greifbar; so z. B., wenn wir die Gesinnung kennen lernen, mit der Fürst Alexander von Battenberg Darmstadt verließ (I, S. 145), um den Thron Bulgariens zu besteigen. Und auch die Fehler, welche die Liberalen bei ihrer ersten Regierung begangen haben (I, S. 185—263), werden uns den Staatsstreich vom Jahre 1881 (Aufhebung der Verfassung) als eine natürliche Folge erscheinen lassen; ebenso erscheint die Entthronung des Fürsten als etwas Unvermeidliches, wenn man den Verlauf der Ereignisse nach dem Kriege mit Serbien näher verfolgt (I, S. 769 f.).

Die diplomatische Geschichte dieser Zeit, die sehr verwickelt ist, — da die russische Diplomatie dabei eine entscheidende und nicht immer klare Rolle spielt —, ist bei Radev sehr gut dargestellt, und die Kapitel, wo die Stellung Bulgariens zu den Mächten in Betracht kommt, gehören zu den besten seines Werkes. Man kann ohne Übertreibung sagen, daß der Verfasser hier an Musterwerke wie Albert Vandals *Napoléon et Alexandre Ier* erinnert.

Im großen und ganzen läßt dieses Werk in bezug auf die innere Geschichte des Landes viel zu wünschen übrig, hat jedoch als systematische Darstellung des äußeren Verlaufs einen unbestreitbaren Wert: es bietet uns ein klares Bild dieser Periode der neueren bulgarischen Geschichte. Den künftigen Forschern bleibt es vorbehalten, dieses Bild zu vervollständigen.

I.

Daß der Verfasser seiner Aufgabe als Geschichtsschreiber gewachsen ist, dafür zeugt die Einleitung zum ersten Bande,

wo die Hauptmomente der nationalen Renaissance der Bulgaren hervorgehoben werden, die in der Tat eine demokratisch-nationalistische, nach Aufklärung gerichtete Wiedergeburt war. „Während Serben und Griechen," sagt der Autor, „mit dem Gewehr in der Hand auf die politische Bühne des 19. Jahrhunderts traten, begann das bulgarische Volk seine neue Existenz mit Drucken von Büchern und Eröffnung von Schulen" (S. VII—VIII). Dieser Geist durchdringt auch das öffentliche Leben des neu befreiten Bulgarien, das ganz von den Kämpfen zwischen den Alten und den Jungen (Konservativen und Liberalen) erfüllt ist. Die demokratische Richtung der Vorbefreiungszeit blieb in der konstituierenden Versammlung von Tirnovo (1879) siegreich, wo die erfahrenen Kämpfer um die nationale Kirche (Cankov und Slavejkov) die Reife der Nation für eine radikale Verfassung verteidigten, welche vom Konservatismus der ehemaligen verhaßten Tschorbadschis und der aus dem Abendlande zurückgekehrten jungen Theoretiker und Doktrinäre (Stoilov, Grekov) in Zweifel gezogen wurde.

Was den Nationalismus betrifft, so hatte er auf dem Berliner Kongreß eine furchtbare Niederlage erlitten. Die Einheit des bulgarischen Vaterlandes, die 1876 von Europa skizziert (Konferenz von Konstantinopel) und 1878 in San-Stefano bestätigt wurde, wurde vernichtet. Die nach Tirnovo abgeordneten Volksvertreter wollten nun diese schmerzliche Tatsache ändern. „Die allgemeine nationale Frage" beunruhigte alle Gemüter, und die Abgeordneten beabsichtigten, auseinanderzugehen, um dadurch gegen die Beschlüsse der Mächte zu protestieren (I, 19). Allein sie sahen doch ein, daß der Wille Europas durch eine solche Kundgebung keineswegs geändert würde, und nach einer rührenden Szene nationaler Tragödie (I, 40) schritten sie zu ihrer Arbeit und gaben dem jungen Staate eine durchaus radikale Verfassung, indem sie die Einheit der nationalen Kirche bewahrten und dadurch auch die kulturelle Einheit der Nation.

Die Kapitel, die sich auf die „nationale Frage" (S. 3—50) und die „Verfassung von Tirnovo" (S. 51—85) beziehen, zählen zu den besten Teilen des ersten Bandes; es ist jedoch zu bedauern, daß die Tätigkeit der Nationalversammlung von Tirnovo ungenügend behandelt ist.

Die Wahl des Fürsten Alexander von Battenberg bildet weiter ein sehr interessantes Kapitel. Daraus ist zu entnehmen, daß der Fürst kein erwählter Kandidat des Caren Alexander II. war, wie man geglaubt hat (I, 32 f.), und daß vor ihm viele andere Personen in Aussicht genommen wurden; der russische Kommissär Fürst Dondukov unter anderen hegte große Herrscherambitionen, die bald durch den Willen Alexanders II. vernichtet wurden (I, 138). Der junge Fürst wurde im Lande mit Begeisterung empfangen. Die Anzeichen gegenseitiger Enttäuschungen zwischen Befreier und Befreiten machten sich aber vom Anfang an bemerkbar (S. 156). Manche Russen gaben ihrem Mißbehagen gegen den gefeierten Herrscher Ausdruck, und der Gegensatz zwischen ihm, der regieren wollte, und den Vertretern des Caren, die auf eigene Faust diktieren wollten, mußte bald zum Ausbruch kommen.

Die ersten Schritte Alexanders waren daher nicht leicht. Schon die Bildung des ersten Ministeriums machte ihm große Sorgen. Überall machte sich die russische Vormundschaft fühlbar, der Fürst litt darunter und beklagte sich in einem Briefe an Karol von Rumänien (S. 169). Die innere Lage war andererseits infolge der Kämpfe zwischen Konservativen und Liberalen (die ersten waren zur Regierung berufen) unruhig und änderte sich auch nicht, nachdem ein liberales Kabinett Cankov ans Ruder gekommen war. Alexander war gegen die Liberalen eingenommen, fürchtete sie, und, da er sie nun dulden mußte, erfaßt ihn immer mehr die Idee eines Staatsstreiches. Er mag dazu noch durch die schlechte Aufnahme bestimmt worden sein, die das Ministerium als allbulgarisches im Auslande fand (S. 191). Die Fehler der Regierung, die Umtriebe ihrer Gegner und der Tod Alexanders II. entschieden das Schicksal der bulgarischen Verfassung. Gesichert durch die Zustimmung Alexanders III. (S. 259) und von Wien, wo er sich auf der Rückreise von Petersburg aufgehalten hatte, ermutigt, schritt der Fürst zu dem Staatsstreich vom 27. April (9. Mai) 1881, der Aufhebung der Konstitution von Tirnovo (S. 269). Zwei Monate später votierte ihm eine in Sistov berufene, ausschließlich konservative Nationalversammlung die sogenannten „Plnomoštija“ (Vollmachten) (S. 301). Leider sind auch hier Lücken in der Darstellung festzustellen.

Unter dem neuen Regime blieben die Konservativen und die Russen Herren der Situation; allein sie konnten nicht lange gemeinsam arbeiten. Ebensowenig dauerhaft war die Freundschaft des Fürsten mit dem russischen Agenten Chitrovo, der ja die Liberalen nicht darum wegschaffte, um des Fürsten Macht zu verstärken; er begann nun bald, eine Annäherung an die Opposition zu suchen (S. 317) und gegen den Fürsten in St. Petersburg zu intrigieren (S. 331). Der russische General Remlingen, Minister des Innern, verwendete jetzt gegen seine eigenen Bundesgenossen die Repressalien, mit denen die Liberalen unterdrückt wurden. „Die Nagajka wurde in das Fürstentum übertragen, sowie die Geheimpolizei, an deren Spitze ein Abenteurer, ein gewesener russischer Offizier Namens de Coligny stand: das System funktionierte als eine vollständige Nachahmung der russischen Traditionen.“

„Bulgarien schien nun einer russischen Provinz ähnlich. Der Versuch der Vollmachten ließ ein Polizeiregiment entstehen, bei dem die Person des Fürsten hinter der Uniform Remlingens verschwand. In ihrem eigenen Lande wurden die Bulgaren wie ein unterjochtes Fremdvolk unterdrückt. Bald sollte sich auch der Herrscher selbst als der erste Knecht in seinem eigenen Staate fühlen“ (S. 331).

An dieser Stelle aber macht der Verfasser einen Sprung und spricht von der Enthebung Remlingens von dem Posten eines Ministers des Innern und der Ernennung Načovičs (S. 333) an seiner Stelle. Da begann die liberale Partei, ihren Kampf gegen die Konservativen wieder zu organisieren, während Chitrovo seine Umtriebe gegen den Fürsten fortsetzte und ihn bei den Slavophilen in Rußland als einen Slavenfeind schilderte, weil er sich geweigert hatte, an der Subskription teilzunehmen, welche Chitrovo, diplomatischer Vertreter einer Großmacht, in Sofia eröffnet hatte, um für Bosnien ein Korps von Freiwilligen zu rüsten und dorthin zu senden (S. 339). Durch diese gefährliche Agitation und durch den Aufschwung der liberalen Kräfte wurde die Regierung in große Verlegenheit versetzt, und so faßte der Fürst den Beschluß, die innere Verwaltung des Staates einem russischen General anzuvertrauen, der imstande wäre, gleichzeitig die liberale Opposition und die Intrigen Chitrovos

zu bekämpfen (S. 343). Er bekam sogar zwei, Sobolev (Inneres) und Kaulbars (Krieg), die ihm von den Slavophilen anempfohlen wurden (S. 348).

Dieser Versuch war jedoch von keinem Glücke begleitet. Zwischen den Generalen und den bulgarischen Ministern brachen Konflikte aus, die mit dem Rücktritt Stoilovs, Načovičs und Grekovs endeten. Die Russen vereinigten nun die ganze Macht in ihren Händen; Sobolev nahm die „von ihm ersehnte Stellung eines Kanzlers ein" (S. 373) und suchte den Fürsten aller Macht zu berauben. Da Alexander gegen die Eisenbahnprojekte eines moskovitischen Kapitalisten Ginzburg (die seit 1879 eine Plage der verschiedenen bulgarischen Kabinette waren und endlich von der Kammer abgelehnt wurden) Stellung nahm, berichtete Sobolev dem Caren, der Fürst sei Österreich und dem Baron Hirsch verkauft (S. 383), so daß dieser, als er sich anläßlich der Krönung Alexanders III. in Rußland aufhielt, nicht ohne Besorgnis die Früchte dieser Agitation seines Ministers wahrnahm. Sobolev und Kaulbars gingen noch weiter: im Sommer 1883 machten sie den Versuch, den Fürsten zu entthronen, jedoch ohne Erfolg (S. 407 f.).

Indessen stellte ein Manifest vom 30. August (11. September) 1883 die Verfassung wieder her und Sobolev, von Cankov und Načovič geprellt, mußte die Regierung aufgeben und wütend Bulgarien verlassen (S. 412).

Durch die Wiederherstellung der Verfassung und die Lahmlegung der Opposition wurde das Land beruhigt, allerdings nicht ohne heftige Kämpfe, bis die extremen Liberalen unter Karavelovs Führung sich von Cankov trennten und bald darauf von der Macht Besitz ergriffen; das einzige beunruhigende Moment der Lage war die verdächtige Haltung Rußlands (S. 456). Der neue russische diplomatische Vertreter, Kojander, setzte die Politik seines Vorgängers Utin fort, der seinerseits der Haltung Chitrovos treu geblieben war. Wie diese wollte auch Kojander den Fürsten durch die liberale Partei stürzen (S. 457).

Hier gibt Radev eine kurze Skizze der damaligen wirtschaftlichen Zustände in Bulgarien und erwähnt die Krise, welche das Land infolge seiner Annäherung an das kapitalistische Europa heimsuchte (S. 477). Folgenschwer für die nächste

Zukunft des Fürstentums waren zwei andere Tatsachen politischer Natur: das Erscheinen einer russenfeindlichen Strömung unter den Jungen (S. 479) und der Übergang Cankovs, des ehemals unversöhnlichen Russenfeindes, zu den Russophilen, da er es für eine Torheit hielt, gegen den Caren zu sein (S. 481). Die Entthronung des Fürsten erscheint schon als etwas Unvermeidliches.

Bald aber wurden diese Befürchtungen durch ein großes und erfreuliches Ereignis zerstreut. Am 6. (18.) September 1885 wurde in Philippopel die Vereinigung Ost-Rumeliens mit Bulgarien proklamiert, und Fürst Alexander wurde berufen, sich an die Spitze der nationalen Bewegung zu stellen (dieses Ereignis ist bei Radev mit großen Details, stellenweise anekdotisch geschildert).

Die Revolution von Philippopel war für die Regierung in Sofia eine Überraschung, sogar eine unangenehme, allein Karavelov sah ein, daß jeder Widerstand gegen die Begeisterung, die alle Schichten des Volkes ergriffen hatte, eine Unmöglichkeit gewesen wäre (S. 559). Rußland war auch überrascht. Während sein Agent in Sofia, ohne Weisungen, gegen die Vereinigung wirkte, ging sein Konsul in Philippopel dem Fürsten entgegen, und der Militärattaché in dieser Stadt, Oberst Čičagov, organisierte gemeinsam mit dem Fürsten die Verteidigung der Südgrenze gegen die Türkei und entwarf den Plan eines Feldzuges (S. 565). Dann folgte aber seitens der Petersburger Diplomatie eine demonstrative Mißbilligung des fait accompli: die russischen Offiziere im bulgarischen Dienste wurden abberufen (S. 566). Die im Orient ausgebrochene Krise wurde durch die Haltung Rußlands verschärft.

Hier bietet uns der Verfasser zwei der schönsten und inhaltreichsten Kapitel seines Werkes: die Vereinigung (Ost-Rumeliens mit Bulgarien) und Rußland (S. 557—580), die Vereinigung und die Großmächte (S 581—625) und eine meisterhafte Schilderung der politischen Lage in Europa und des Zweikampfes Rußlands und Englands auf der Konferenz von Konstantinopel (S. 620 f.).

Wie bekannt, hat König Milan von Serbien, der sich von Anfang an sehr ungeduldig zeigte, die Beschlüsse der Konferenz

nicht abgewartet und an seinem Verlangen nach einer territorialen Kompensation (die Idee war ihm von Kalnoky eingeflüstert worden) festgehalten. In der Nacht vom 1. auf 2. (12.—13.) November erklärte er Bulgarien den Krieg, und seine Truppen überschritten die ungeschützte Grenze des Fürstentums (S. 629).

Der serbo-bulgarische Krieg ist bei Radev, in bezug auf den Verlauf der Operationen, nach Major Venedikovs Istorija na srbsko-blgarskata vojna (Geschichte des serbo-bulgarischen Krieges), einem später (1911) erschienenen Werke, geschildert. Die politische Geschichte ist auch mit großer Ausführlichkeit behandelt. Bei Slivnica, Dragoman und Pirot geschlagen, wollte Milan, dessen Pläne ein jämmerliches Ende fanden, abdanken und bereitete seinen Ministern eine tragikomische Szene, wie dies Vukašin Petrovič, einer der Minister, erzählt (S. 726—728). Das war am 15. (27.) November. Am 16. erschien im bulgarischen Hauptquartier zu Pirot der österreichisch-ungarische Gesandte in Belgrad, Graf Khevenhüller-Metsch, und teilte dem Fürsten Alexander mit, daß er, wenn er die Feindseligkeiten nicht gleich einstelle, auf dem Wege nach Nisch auf kaiserlich österreichische Truppen stoßen werde (S. 729)[1]).

Der Sieg von Slivnica, der eine moralische Bestätigung der Vereinigung Ost-Rumeliens mit Bulgarien bildete, störte die Pläne der Konstantinopeler Botschafterkonferenz, er befriedigte aber auch die Bulgaren nicht vollständig. Weder der in Bukarest geschlossene Friede mit Serbien noch die Vereinbarung mit der Türkei bezüglich Rumeliens (S. 766) waren durchaus vorteilhaft. Ein Gefühl des Mißbehagens blieb im Lande, verschärft durch das Scheitern eines Versöhnungsversuches mit Rußland: dem vom Heldenmut des Fürsten Alexander begeisterten und dessen Sache verteidigenden Oberst Kaulbars (Militärattaché in Wien) erklärte Kaiser Alexander kurz, er wolle mit dem Fürsten keine Beziehungen unterhalten (S. 761).

[1]) Radev gibt in bulgarischer Übersetzung den Text der Äußerungen Khevenhüllers, wie sie nachträglich dem Ministerium in Sofia vom österreichisch-ungarischen Agenten überreicht wurden.

Die unbedeutenden Früchte des siegreichen Krieges und die Hartnäckigkeit der russischen Diplomatie brachten der russophilen Agitation im Fürstentum neues Brennmaterial: „Es geht nicht ohne Rußland“ (S. 770). Freilich erhob sich gegenüber dieser Losung eine zweite: „Kein Battenberg, kein Bulgarien“ (S. 771). Aber die regierende Partei war durch innere Gegensätze und Kämpfe sehr geschwächt. Bald bemächtigte sich des Chefs der Regierung, Karavelovs, eine Niedergeschlagenheit; auf einen Schritt, den er gemeinsam mit Stambulov (Präsident der Sobranie) beim russischen Agenten unternahm, bekam er eine Woche später aus Petersburg eine Antwort, die keine Hoffnung mehr gestattete: Rußland erklärte, daß, so lange „der Prinz von Battenberg“ auf dem Throne sitze, es keinen Schritt tun wollte, um eine Annäherung mit Bulgarien zu ermöglichen. Die Russophilen sahen nunmehr die Rettung des Landes in einer russischen Okkupation (S. 790).

Nach dem Kriege erhielt die Opposition gegen den Fürsten neue Bundesgenossen; es waren unzufriedene Offiziere, die ihre persönliche Unzufriedenheit mit patriotischen Besorgnissen verknüpften. Eine Verschwörung gab es aber bis Mai 1886 nicht. Die Gerüchte über angebliche Rüstungen Serbiens, die entmutigende Haltung Europas und die Umtriebe der russischen Agenten führten die Offiziere zu der Idee, den Fürsten preiszugeben, um das Land zu retten. So wurde die Verschwörung zustande gebracht, wobei der russische Militärattaché in Sofia, Sacharov, und der russische Vertreter Kojander eine hervorragende Rolle spielten (S. 811). Auf Grund der Aussagen von Beteiligten stellt Radev fest, daß die meisten Offiziere die Sache nur darum unterstützten, weil sie die Überzeugung gewonnen hatten, daß es keine andere Lösung der Krise gebe. In der Nacht vom 8. auf 9. (24./25.) August 1886 wurde das Palais von Militär besetzt, und Fürst Alexander mußte seine Abdankung unterzeichnen. Die Verschwörer eskortierten ihn bis Rahovo an der Donau und von da auf einem Boote bis Reni, wo sie ihn den russischen Behörden übergaben. Von Reni setzte der Fürst seine Reise nach Lemberg fort.

II.

So entstand für Bulgarien eine schwere Krise, die das Land heftig erschütterte und auch durch die Thronbesteigung Ferdinands von Sachsen-Koburg (2./14. August 1887) kein Ende nahm.

Bis zur Entthronung Alexanders von Battenberg war das innere Leben des Fürstentums ganz von dem Streite zwischen Liberalen und Konservativen erfüllt; und darüber schwebte der Zorn Alexanders III. und die Feindseligkeit der Petersburger Diplomatie gegen den jungen und — seit dem Tode Alexanders II. — unbeholfenen Fürsten. Jetzt begann ein Kampf um die Selbsterhaltung der Nation gegen fremde Ansprüche. Und wir sehen Načovič, der einst den Staatsstreich von 1881 gefördert und Cankov verfolgt hatte, mit Stambulov, dem extremen Liberalen, der eine nationale Miliz mit gewählten Offizieren schaffen wollte, nebeneinander sitzen.

Leider ist der zweite Band der Stroitelite na sovremenna Blgarija unvollendet. Die Schilderung der Ereignisse reicht nur bis März 1887 und schließt mit dem Ansuchen Cankovs, nunmehr Führers der Russophilen und Flüchtlings, an den Großvezir, in Rumelien türkische Truppen eindringen zu lassen. Das ist aber ein zu sehr literarischer Schluß. Denn die Geschichte der Regentschaft reicht bis zum August desselben Jahres.

Immerhin ist dieser kurze Zeitraum mit Ausführlichkeit und Talent beschrieben. Zahlreiche Dokumente sowie Berichte von Zeitgenossen und direkt Beteiligten werden benützt. Die Darstellung ist aber sehr stark erzählend, und wir wissen nicht, ob das Bild die Wirklichkeit genau wiedergibt.

Fassen wir nun den Inhalt des zweiten Bandes kurz zusammen.

Die Urheber der Verschwörung vom 9. August hatten keinen festen Plan. Sie glaubten nur an das Wohlwollen Rußlands und an die Unterstützung des Volkes (S. 3). Das erste zu prüfen hatten sie aber keine Zeit gehabt, weil das zweite ihnen sofort schmerzliche Überraschungen bereitete. Die ersten beunruhigenden Berichte kamen aus der Provinz. Stambulov meldete sich in Tirnovo, während in Philippopel, wo der Fürst

sehr beliebt war, Militär und Bürgertum sich gegen den Staatsstreich erklärten. Sich auf das Heer stützend (denn nur durch die Armee konnte eine Militärrevolution beseitigt werden), veröffentlichte Stambulov am 11. (23.) August eine Proklamation, worin er die provisorische Regierung des Metropoliten Kliment als außerhalb der Gesetze erklärte und den Oberstleutnant Mutkurov, Führer der Gegenrevolution in Philippopel, zum Oberbefehlshaber der Armee ernannte. Um aber einen Zusammenstoß mit der Garnison der Hauptstadt und eine Katastrophe zu vermeiden, setzte er seine Verhandlungen mit den Führern in Sofia fort. Letztere waren schon sehr entmutigt, als ein tapferer Offizier, der Major Ch. Popov, sich Sofias bemächtigte und die Lage selbst in der Hauptstadt bedrohte. Die Führer, Benderev, Gruev und Radko Dimitriev, ergriffen die Flucht oder wurden verhaftet (S. 221). Die Gegenrevolution blieb siegreich. Am 17. August verkündigte Fürst Alexander durch eine in Rustschuk erlassene Proklamation seine Wiederkehr (S. 214). Sein erster Schritt war aber ein großer politischer Fehler: aus Rustschuk sandte er dem Caren ein Telegramm, worin er sagte: „Von Rußland habe ich meine Krone erhalten und bin bereit, sie wieder in die Hände seines Herrschers zu legen“ (S. 217). Das ist ein Beweis dafür, daß Alexander nach Bulgarien mit der Absicht zurückkam, es wieder zu verlassen. Drei Tage später erhielt er die Antwort Alexanders III., worin es hieß, es sei dem Kaiser unmöglich, seine Rückkehr nach Bulgarien zu billigen (S. 227). Da sich der Fürst einmal dazu entschlossen hatte, war ihm diese Nachricht gleichgültig. Gleich nach seiner Ankunft in Sofia gab er seinen Entschluß, abzudanken, kund, da durch die Gegenrevolution die Ehre der Nation und seine eigene Ehre gerettet worden seien (S. 249 f., 269 f.).

Alle weinten, der Fürst und alle Politiker, Offiziere und Diplomaten, das ganze Volk, das sich am 26. August (7. September) vor dem Palais versammelte, um von seinem Herrscher Abschied zu nehmen. Da spielten sich Szenen ab, die den Leser tief rühren (S. 271—277).

Der Fürst verließ das Land, dessen Verwaltung er einer Regentschaft, bestehend aus Stambulov, Karavelov und dem

Oberstleutnant Mutkurov, übertrug. Wie bekannt, war Stambułov die führende Persönlichkeit dieser Zeit, und als seine Hauptmitarbeiter erscheinen Načovič, Minister des Äußern, Radoslavov, Minister des Innern, sowie Stoilov und Grekov, die wohlbekannten bulgarischen Staatsmänner. Karavelov, dessen Rolle im Gewaltakte vom 9. August etwas zweideutig war, trennte sich bald von seinen Kollegen und wurde durch Georgi Živkov, Präsident der Sobranie, ersetzt.

Der bulgarischen Regierung fiel nun eine ungemein schwierige Aufgabe zu; sie sah die Selbständigkeit des Landes bedroht und mußte daher durch alle Mittel das nationale Selbstvertrauen heben und auf irgendwelche Weise eine fremde Unterstützung gewinnen (S. 281).

Die fremde Unterstützung kam ihr von seiten Englands und Österreichs, deren Interessen sich mit den bulgarischen deckten, infolge der unglaublichen Fehler der russischen Diplomatie.

In der Stimmung Europas trat eine Wendung zugunsten Bulgariens ein, als der außerordentliche Gesandte des Caren, General von Kaulbars, seine Stellung vergessend, in Sofia als Straßenagitator auftrat (S. 365) und das Land durchzog, um die russophile Opposition zu hetzen und die Regentschaft als ungesetzlich zu diskreditieren (S. 367). Seine Mission scheiterte jedoch fast gänzlich, und so begann zwischen ihm und der bulgarischen Regierung ein Notenkrieg, dessen Resultat der Bruch zwischen Rußland und dem Fürstentum war.

Indessen musste die Nationalversammlung in Tirnovo einberufen werden, um einen neuen Fürsten zu wählen. Die Lage wurde sehr gefährlich. Hie und da brachen Putschversuche aus, welche die Regierung ohne Verwendung von zu scharfen Maßnahmen unterdrücken mußte, da die russischen Vertreter alles benützten, um einen Konflikt hervorzurufen. Nach vielen Zwischenfällen (die Abgeordneten wollten wieder Alexander von Battenberg, während Rußland auf die Kandidatur eines Fürsten von Mingrelien bestand), wurde Waldemar von Dänemark zum Fürsten proklamiert, der aber diese gefährliche Ehre ablehnte. Zu gleicher Zeit wurde eine Abordnung (Stoilov, Grekov und Kalčev) ins Ausland entsendet mit dem Auftrage, die Groß-

mächte über die Situation des Landes zu unterrichten. Die Mission Stoilovs und Grekovs begann unter günstigen Umständen. Salisbury hatte schon eine Rede gehalten, die eine Mahnung an Rußland war und die Hoffnungen der Bulgaren belebte. Kurz darauf folgte die Rede Kalnokys in den Delegationen (S. 528 f.). Die Drohungen Kaulbars' machten nicht mehr so großen Eindruck, und der General, dessen Treiben Rußland nur Schaden verursachte, brach alle Beziehungen mit der Regierung von Sofia ab und verließ Bulgarien (S. 535).

Über die Stimmung, die in jenen gefahrvollen Tagen im Fürstentum herrschte, bringt Radev eine kleine Skizze, die Bildung von „patriotischen Genossenschaften" mit dem Wahlspruch „Bulgarien für sich, frei und unabhängig" (S. 548) in den Städten schildernd.

Wie im ganzen Werke, so gibt uns Radev auch hier eine klare Darstellung der bulgarischen Frage in Europa und schildert mit zahlreichen Auszügen aus dem Archive des Ministeriums des Äußern in Sofia die Mission Stoilovs und Grekovs in Wien, Paris, London, Rom und Konstantinopel (S. 561—657). Die bulgarischen Vertreter wurden im allgemeinen mit Sympathie empfangen, praktische Resultate erzielten sie jedoch nicht (bei dem Aufenthalt der Mission in Wien tauchte zum ersten Male die Kandidatur des Fürsten Ferdinand auf), und infolgedessen machte sich im Fürstentum eine Entmutigung bemerkbar (S. 568).

Bald folgten aber Vorkommnisse, die das Land stutzig machten; dies waren die Aufstände in Silistria (15./16 [27./28.] Februar 1887) und zwei Tage später in Rustschuk, die auf einer Verschwörung der politischen Emigranten in Rumänien, Rußland und der Türkei (Gruev und Benderev waren auf Forderung Kaulbars' freigesprochen worden) und anderer im Lande gebliebenen Mißvergnügten beruhten (S. 677 f.). Die Regentschaft ging jetzt aber sehr energisch vor. Stambulov schrieb dem Bezirksvorsteher von Rustschuk: „Es bleibt uns nur ein Ausweg: siegen und Bulgarien aus der jetzigen Krise herausziehen." Die Aufstände wurden rasch unterdrückt und die Führer mit äußerster Strenge bestraft. Bei der Führung des Prozesses in Rustschuk sprach der Staatsanwalt zum

Militärgericht das Wort: „Köpfe, Köpfe verlange ich von ihnen!" (S. 719), und in der Tat, es gelang niemand, auch der Vermittlung Stambulovs nicht (S. 721—723), die Vollziehung der gefällten Todesurteile abzuwenden.

Die Regentschaft bestand eine Probe ihrer Kraft und überstand mit Erfolg eine schwere Krise. Ihren Gegnern blieb nun keine Hoffnung mehr, sie durch innere Komplotte zu stürzen; sie nahmen daher keinen Anstand, um fremde Besetzung des Landes zu bitten (S. 733).

Wie sich dann die Ereignisse bis August 1887 (Thronbesteigung des Fürsten Ferdinand) entwickelt haben, ist leider bei Radev nicht zu lesen. Wie gesagt, reicht sein zweiter Band nur bis März des Jahres 1887, und das ist eine Lücke, die hoffentlich bald ausgefüllt werden wird.

Als Beilagen zum zweiten Band werden in Faksimile Auszüge gegeben aus dem Tagebuche Stambulovs vom Herbst 1886, als man in Bulgarien an die Unvermeidlichkeit einer russischen Besetzung glaubte, drei Depeschen Stambulovs bezüglich des Prozesses von Rustschuk und ein Brief Stoilovs an Načovič, geschrieben in Konstantinopel und sehr wichtig für die Beurteilung der damaligen russischen Politik gegenüber Bulgarien. Die zwei Bände enthalten auch zahlreiche Bilder.

II. Kritiken, Referate, Selbstanzeigen.

Florovskij, A. V., Iz istorii Ekaterininskoj zakonodatel'noj kommissii 1767. goda: Vopros o krěpostnom pravě. — Aus der Geschichte der gesetzgebenden Kommission Katharinas 1767: Die Frage der Leibeigenschaft. Odessa 1910.

Pappadato, L., Neizdannaja francuzskaja rukopis' Nakaza Imperatricy Ekateriny II. — Eine noch nicht veröffentlichte französische Handschrift des Nakaz der Kaiserin Katharina II. (Arbeiten der Hörerinnen der Odessaer Höheren Frauenkurse her. von I. A. Linničenko I, 1, S. 135—157.) Odessa 1910.

Lappo-Danilevskij, A. S., Ekaterina II. i krest'janskij vopros. Katharina II. und die Bauernfrage. (In: Velikaja Reforma, Russkoe obščestvo i krest'janskij vopros v prošlom i nastojaščem; Jubiläumsausgabe der Historischen Kommission des „Učebny otděl O. R. T. Z.“, unter Redaktion von A. K. Dživilegoy, S. I. Mel'gunoy und V. I. Pičet. I, S. 163—190.) Moskau 1910.

Nur das völlig mittelalterliche Beharrungsvermögen der ständischen und gesellschaftlichen Verhältnisse Rußlands war die Ursache davon, daß gerade dieser Staat dem Europa der Aufklärung noch zwanzig Jahre vor der Berufung der französischen Notabeln in der Katharinäischen Gesetzkommissoin die erste Fiktion eines parlamentarischen Regierungsversuchs vorführen durfte. Allein das russische Selbstherrschertum konnte aus eignem Entschluß wagen, ein neues Gesetzbuch mit gewählten Vertretern aller Reichsstände zu beraten. Die Regierungsvorlage, der große Nakaz Katharinas II., galt als Grenze ihrer Zuständigkeit, und nichts ist irriger als die seit Castéras Biographie der Kaiserin geläufige Überlieferung, sie

habe die Kommission aus Furcht vor revolutionären Schritten aufgelöst. Aber ebenso war auf der andern Seite die Sozialverfassung des Landes in seinen Wirtschaftszuständen und Rechtsanschauungen viel zu tief begründet, als daß der Gedanke einer Reform in der umgekehrten Richtung von oben her zur Wirkung hätte gelangen können. Die Privilegien des adligen Oberstandes, die mit Beschränkung des mittleren und Entrechtung des unteren die Gesellschaftsschichtung ein für allemal festlegten, bedingten das Dasein der monarchischen Gewalt ebenso notwendig, wie sie selbst wieder von ihr bedingt waren. Im Vergleiche mit dem aufgeklärten Despotismus Westeuropas, dessen Klassenabhängigkeit heute bekannt ist, war der carische nicht absoluter, sondern in Wirklichkeit gebundener nach dem Maße der Rückständigkeit der russischen Gesellschaftsentwicklung, und nur dadurch, daß auch die herrschende Klasse selbst noch in die Unbeweglichkeit einer primitiven Wirtschaftsordnung gebannt war, entstand der Schein ihrer autokratischen Beherrschung.

Für die Erkenntnis dieser Tatsache hat die Aussprache der russischen Stände in der Katharinäischen Kommission geradezu unschätzbaren Wert. Eine Übersicht des Gesellschaftszustandes gleichsam von innen, wie sie für das gleichzeitige Westeuropa größtenteils erst die mühsamste Einzelforschung ergeben kann, liegt in ihren Denkschriften, Reden und Debatten fertig am Tage. Ihre Veröffentlichung, die die Kaiserliche Historische Gesellschaft seit 1869 in ihrem Sbornik betreibt, ist zwar noch nicht abgeschlossen, umfaßt aber doch bereits den größten Teil der beiden ausführlichsten Gruppen, der Instruktionen der Abgeordneten und der Sitzungsberichte der Plenarkommission. Die systematische Benutzung, der sie in dem Buche von Florovskij unterworfen sind, ist um so weniger verfrüht, als — besonders für die Tätigkeit der Sonderkommissionen, die das Plenum zur Bearbeitung einzelner Rechtsfragen auszuscheiden angewiesen wurde — auch die ungedruckten Akten herangezogen wurden, aus denen größere Auszüge einen stattlichen Anhang füllen.

Die „Bauernfrage", deren Erörterung in der Kommission den Gegenstand des Buches bildet, war als solche keiner ihrer

Verhandlungen, wie denn auch keine Sonderkommission ausdrücklich darüber niedergesetzt wurde. Die hörige Bauernschaft und damit die große Masse des ganzen Standes war in der Kommission unvertreten. Um so unabweislicher aber wurde das Problem ihrer Lage von den Umständen und dem schlechten Gewissen der Gesellschaft hervorgedrängt und so tatsächlich zum Mittelpunkte jeder belangreichen Diskussion gemacht.

Die Arbeitskraft der Leibeignen war die einzige dem russischen Wirtschaftsleben in größerem Umfang verfügbare. Daher war das Eigentumsrecht über sie in allen Klassen das begehrteste, zwischen ihnen das umstrittenste. Die Instruktionen der ständischen Körperschaften für ihre Vertreter berühren die Bauernfrage fast ausschließlich unter dem Gesichtspunkte dieses Rechts und seiner Verwertung. Seine Einschränkung auf den Adel, wie sie dieser selbst immer wieder als ein uraltes Vorrecht grundsätzlich in Anspruch nahm, in Wirklichkeit jedoch schon im Interesse der Beweglichkeit des eignen Vermögens weitgehend preisgegeben hatte, wurde von allen übrigen freien Ständen aufs heftigste angegriffen. Das Streben der nichtadligen Landbesitzer, der Einhöfer, Beamten, Kazaken und andern Militärgrenzsiedler nach einer gesetzlichen Gewähr ihrer Leibeignenherrschaft war häufig eine Sache bloßer Macht- und Rangsucht. (Das zeigt seine offne Verleugnung durch den Kazakendeputierten der Novochopersker Festung Andrej Alejnikov, Florovskij 75 ff.) Merkwürdiger ist schon die einmütige Klage des städtischen Mittelstandes, der Kaufleute und Gewerbetreibenden, über die Unmöglichkeit ihres Geschäfts ohne unfreie Arbeit, deren Zufuhr ihnen die Regierung seit einiger Zeit durch gesetzliche Kaufverbote abschnitt. Der einfache Aufbau der russischen Gesellschaft gibt hier ein äußerst lehrreiches Beispiel der engen Beziehung, in der jeder mehr als handwerkliche Gewerbefleiß, alle Manufaktur und Industrie einer Gesellschaft anfänglich zu ihrer Agrarverfassung stehn müssen, weil in dieser zuerst alle Produktionsmittel jener neuen Wirtschaftszweige beschlossen liegen. Unter den Auseinandersetzungen des Adels mit diesem Ansturm von Arbeitsbedarf begegnet (im Nakaz der Krapivensker Korporation Fl. 44) der bemerkenswerte Gedanke, die industrielle Nutzung

leibeigner Arbeit in Zukunft auf dem Verwaltungswege lediglich zur Erzeugung von Hilfsmitteln der einheimischen Wirtschaft, wie landwirtschaftlichen Geräten, zu gestatten und dadurch das Inland von ausländischen Waren unabhängig zu machen. In den Kommissionen schwankte der Streit um die Leibeigentumsfähigkeit zwischen den ökonomischen Forderungen und den juristischen Überlieferungen, und es ist ein seltsamer Ausnahmefall, daß sich die Sonderkommission für Hüttenwesen, Waldwirtschaft und Handel darauf einigte, in ihrem „Projekt“ über die erste dieser Produktionen den einzelnen Betriebsarten nach ihrer Bedeutung in verschiedenen Grenzen die Beschäftigung von Leibeignen zuzugestehn (Fl. 218: bis zu 250 einem Hochofen, 74 einem Hammer, 54 einem Kupferschmelzwerk).

Wie die Vorteile wurden auch die Schäden der Leibeignenwirtschaft durchweg vom Standpunkte der Herren, als Ursache der überhandnehmenden Landflucht, besprochen, und es kam so über diese noch weniger als über jene zu einer erschöpfenden oder auch nur zusammenhängenden Rechenschaft. Es ist daher vielleicht zu bedauern, daß sich Florovskijs Darstellung dem Gange der Diskussionen im wesentlichen eng anschließt, auch gelegentliche sachliche Einteilungen den Zufälligkeiten des Geschäftsplanes entnimmt und bloß am Schluß der Kapitel seine Ergebnisse so selbständig zergliedert, wie es schon für die eigentliche Untersuchung fruchtbar gewesen wäre. Auch die innere Reform der bäuerlichen Rechtsverhältnisse mußte vor der nationalen Tradition als revolutionär erscheinen. Die Rechtsfähigkeit des dritten Standes, auf deren Erweiterung jede wahrhaft durchgreifende Maßregel hinauslaufen mußte, war an sich schon ein Widerspruch gegen das Recht des ersten, der jenen selbst als sein Eigentum betrachtete (bewegliches oder Bestandteil von beweglichem, wie in der Sonderkommission für Vermögensrecht Fl. 212 f. tatsächlich konstruiert wurde). Dem verhaßten Sachwalter der Bauern, dem Kozlovsker Adelsabgeordneten Grigorij Korobjin, der der Anregung des kaiserlichen Nakaz folgend ihre Ausstattung mit Eigentum wenigstens an Fahrhabe empfahl, wurde mit einer gewissen Konsequenz die Unverträglichkeit eines solchen Rechts mit der persönlichen Hörigkeit eingewandt, die auch er aufrecht-

erhalten wolle (Fl. 116); es stand eben nicht die tatsächliche Lösbarkeit dieser Schwierigkeit in Frage, wie sie seit dem römischen Sklavenrecht die verschiedensten Sozialverfassungen in den halbfreien Ständen dargetan hatten, sondern die logische Unerbittlichkeit der hergebrachten Rechtsauffassung. Wie freilich diese selber wiederum gelegentlich der Rücksicht auf die sie begründende ökonomische Zuständlichkeit weichen mußte, lehren die Angriffe gerade der konservativen Gegner Korobjins, voran des Fürsten Ščerbatov, auf die Bestimmungen des Adelsrechtsprojekts über die Befreiung von Bauerngütern (Fl. 132 ff.), die doch eine gleich unvermeidliche Folge der gutsherrlichen Allmacht war wie die so eifrig gehandhabte „Freilassung“ von Bauern ohne Land. Auf nicht geringere Gegnerschaft als die Regelung des Besitzrechts mußte die des Arbeitsrechts stoßen, die ja sogar die Kaiserin in der endgültigen Fassung des Nakaz aus ihrem ursprünglichen Reformprogramm hatte verschwinden lassen. Die Ersetzung der ungemessenen Dienste und Abgaben durch gesetzlich bestimmte wurde überall als schlechtweg undurchführbar abgelehnt auf Grund der Mannigfaltigkeit der landschaftlichen und örtlichen Wirtschaftsbedingungen. Diesen Grund erkannte auch der baltische Adelsdeputierte Ungern-Sternberg an in dem Projekt der Rechte des dritten Standes, mit dessen Ausarbeitung ihn die Sonderkommission für ständische Rechte betraute. Für eine Übertragung des revisionsmäßig fixierten Abgabensystems aus den Ostseeprovinzen nach dem eigentlichen Rußland fehlte es nach seiner Meinung an der wichtigsten Voraussetzung, einer eingehenden urbarialen Aufnahme des Grundbesitzes. Vor der Hand befürwortete er eine bezirksweise Einigung der Grundherren über die Höhe der Abgaben auf eine Reihe von Jahren (Fl. 168 f.). Die Tragweite des ganzen Gedankenganges zeigt der Vorschlag des Bělogorodsker Einhöferabgeordneten Maslov, zwischen Bauer und Herr ein besonderes Regierungskollegium mit provinzialen Kanzleien einzuschieben, dem nicht nur die Eintreibung der Staatslasten, sondern auch die der grundherrlichen zu übertragen sei: nichts mehr und nichts weniger als eine Bauernbefreiung eingreifendster Art (Fl. 125). Oder die von Ungern-Sternberg benutzte Denkschrift des

Barons Wolf, der die alte Einrichtung der gewählten Ältestengerichte in den Dorfgemeinden amtlich zu einer ähnlichen unparteiischen Instanz zwischen Herrschaft und Untertanen beleben wollte (Fl. 162, dadurch sollte wenigstens der privatrechtliche Teil der gutsherrlichen Strafgewalt, deren Ausschreitungen sonst nur auf dem schwierigen Wege der Vormundschaftsbestellung zu begegnen war, in Schranken gehalten werden).

Die Dunkelheit, in der die persönliche Stellung Katharinas II. zu ihrer Gesetzkommission liegt, vermag auch Florovskij mit den Überlegungen seines Schlußkapitels nur wenig aufzuhellen. Wenn es sicher falsch ist, die Kaiserin für noch reaktionärer zu halten als ihre Stände, so wird es anderseits ratsam sein, die Bedeutung ihres durch die Redaktionen des Nakaz bis zum Načertanie von 1768 immer mehr abgeschwächten Freisinns nicht zu überschätzen. Die Kritiken, die in ihrem Auftrage der Konsultant des Generalprokurors Vjazemskij, der Franzose de Villiers, an den Kommissionsprojekten der Standesrechte übte (Fl. 185 ff., 221 ff.), verraten bei allem Radikalismus der Form eine Oberflächlichkeit und Unkenntnis der russischen Gesellschaft, von der ihre herrschenden Klassen nichts zu befürchten brauchten. Es ist das Verdienst des hübschen Aufsatzes von Pappadato im ersten Hefte von Professor Linničenkos Abiturientinnenarbeiten der Odessaer Frauenhochschule, den Geist von Katharinas aufklärerischer Umgebung durch glückliche Zusammenstellungen enger umschrieben zu haben. Nicht bloß jene noch von Čečulin Diderot zugeschriebene Handschrift aus der Bibliothek der Eremitage, „L'esprit de l'instruction de Sa Majesté l'Impératrice de Russie", sondern die ganze schmeichlerisch-gewinnsüchtige Tätigkeit ihres wahrscheinlichen Verfassers de Villiers und seines Meisters, des Physiokraten La Rivière, erscheinen nun von dem feurigen Geiste des großen Enzyklopädisten scharf getrennt.

Nachdruck auf die Untüchtigkeit von Katharinas Regierung selbst legt mit Recht auch die jüngste zusammenfassende Skizze ihrer Agrarpolitik, die Lappo-Danilevskij anläßlich der Quinquagenarfeier der russischen Bauernbefreiung entworfen hat. Nicht einmal was man von

Friedrichs des Großen Bauerngesetzgebung gesagt hat, daß dadurch die Staatsgewalt zum mindesten eine Verschlimmerung der gesellschaftlichen Machtverteilung verhinderte, wird sich danach der Kaiserin nachrühmen lassen, deren Pläne die ganze Bauernbevölkerung bald allmählich bei Besitzwechsel der Güter, bald auf einmal von einer gewissen Generation (1785) ab befreien wollten. Die Säkularisation der Kirchengüter, mit der sie ihre Herrschaft begann, schuf keine vollfreien Bauern, und bald wurde die Zahl dieser durch die Domanialisierung der Einhöfer vermindert. Was konnten einige Maßregeln z. B. der Steuer- und Heeresgesetzgebung wirken, die die Revisionsverschreibungen in Knechtschaft erschwerten und auch den Rekrutenkindern die Freiheit gaben, wenn (nach Semevskij) im ersten Jahrzehnt Katharinas rund 80 000 Domänenbauern leibeigen verschenkt oder in Industriebetriebe verschrieben wurden. Ja Lappo zeigt, daß auf große Reichsteile, wie Weiß- und Kleinrußland, das Leibeigentum erst unter ihr, dort 1775 durch Entscheidung des Senats gegen den Generalgouverneur für das Verkaufsrecht des Adels, hier durch Steuerukaz vom 3. Mai 1783, gesetzlich ausgedehnt worden ist.

Berlin. Carl Brinkmann.

Landau, *H.*, Das Budgetrecht in Rußland. Eine dogmatisch-kritische Darstellung auf rechtsgeschichtlicher und rechtsvergleichender Grundlage. IX und 288 Seiten. Berlin. O. Hering. 1912.

Dieses Buch macht den methodisch sehr dankenswerten Versuch, die Budgetregeln vom 8. März 1906 dogmatisch und im Vergleich mit den Zuständen anderer Staaten darzustellen. Die besonderen Züge des russischen Budgetrechts, wie es seit dem Eintritt Rußlands in die konstitutionelle Ära auch herausgearbeitet wurde, kommen gut heraus, besonders die Unsicherheit, in der das wichtigste Recht der Duma sich noch befindet, und das Streben der Regierungskreise, mit manchmal spitzfindigen juristischen Deduktionen die Verfügungsgewalt des Monarchen über die Staatseinkünfte und -ausgaben möglichst weit auszudehnen. Besonders tritt hervor, daß die Duma eine

Budget-Initiative nicht hat und daß aller Fortgang auf den schwerfälligen Weg der Gesetzgebung gewiesen ist. Am lehrreichsten und wertvollsten ist das Kapitel über die sogenannten gepanzerten Kredite (S. 67 ff.) und die Erörterung über den Artikel 16/17 der „Budgetregeln", über Etatüberschreitungen und außeretatmäßige Ausgaben. Wichtig ist ferner auch, daß mit Geschick das Budgetreglement vom 22. Mai 1862, also die Normen, die der Absolutismus sich selbst für die jährliche Finanzgebarung setzte, in Zusammenhang und ständigen Vergleich mit der heutigen Rechtslage gebracht wird. Ebenso ist das Kapitel über die Rechnungskontrolle und das über Budgetverweigerung und Nichtzustandekommen des Budgets von Wert. Gegen die historische Einleitung ist freilich mancherlei einzuwenden. Gut und richtig aber ist darin der Hinweis, daß der Verfassungskampf in Rußland kaum heftiger war und ist als irgendwo anders, und wie wenig berechtigt die ganz einseitige Polemik Max Webers gegen den sogenannten Scheinkonstitutionalismus ist. Das Buch hätte wesentlich gewonnen, wenn der Verfasser etwas weniger wortreich wäre und seine Gelehrsamkeit über die Zustände anderer Staaten nicht so ausführlich an den Mann brächte; Erörterungen wie S. 36 ff. gehören gar nicht herein oder könnten sehr viel kürzer abgemacht werden. Auch der Stil ist von Nachlässigkeiten nicht frei. Gegen die Transkription ist auch manches zu sagen. Mehrfach wird eine Denkschrift von Ehrgardt erwähnt; das ist doch der bisherige Dumaabgeordnete für Riga, Ehrhardt. Die Übersetzung von „Neglasnyj Komitet" in „Unlauteres Komitee" (S. 23) ist ein sehr komischer Lapsus.

Otto Hoetzsch.

Gribowski, W., Das Staatsrecht des Russischen Reiches (Das öffentliche Recht der Gegenwart Bd. 17). Tübingen 1912. J. C. B. Mohr. XI und 197 Seiten.

Der Versuch, das seit 1905 neu entstandene Staatsrecht Rußlands dogmatisch und systematisch darzustellen, ist unter allen Umständen ein wissenschaftliches Verdienst. (S. diese Zeitschrift I S. 255 ff.) Gribowski, Professor der Rechte an der Universität Odessa, hat es übernommen, in dieser Sammlung,

die ja im ganzen das große Marquardsensche Handbuch ersetzen soll, das bekannte Buch von Engelmann über das russische Staatsrecht zu ersetzen. Das Buch ist zugleich russisch und deutsch erschienen. Die vorliegende deutsche Ausgabe läßt jedoch in keiner Weise erkennen, daß es sich um eine Übersetzung handelt; es ist ihr aber die Übersetzung aus dem Russischen gelegentlich (S. 20, 46 und öfter) sehr anzumerken. War es nicht möglich, das Deutsch der Übersetzung einigermaßen revidieren zu lassen? Inwieweit die russische Ausgabe sich von der deutschen im einzelnen unterscheidet, kann ich nicht beurteilen, da sie mir noch nicht vorliegt und ich sie nur aus einer Besprechung im „Věstnik Evropy" (1912 Nr. 2 S. 762 ff.) kenne. Die Aufgabe, aus der unübersichtlichen und widerspruchsvollen Masse neuer Gesetze das Staatsrecht des konstitutionellen Rußlands darzustellen, ist so schwer, daß kein billig Denkender übertriebene Ansprüche stellen wird. Naturgemäß enthalten von den üblichen Teilen des Staatsrechts der zweite (die staatsrechtliche Natur des russischen Reiches) und der fünfte (die Staatsgewalt) die stärksten Veränderungen gegen den Rechtszustand, wie ihn Engelmann schilderte. Ein Vergleich der beiden Bücher lehrt recht interessant, wie viele Gebiete des Rechtslebens durch die Umwandlung seit 1905 noch nicht oder nicht wesentlich ergriffen sind, also ganz besonders natürlich Abschnitt 7—11 (Verwaltung, Gericht, Staatsdienst). Die großen Lücken aus der absoluten Zeit, wie das Fehlen einer starken Lokalverwaltungsstelle, einer Verwaltungsgerichtsbarkeit und des Rechtsschutzes, treten darum besonders stark hervor. Dankenswert und gut ist die Übersicht über das verwickelte Wahlrecht der Duma. Der Verfasser bemüht sich, objektiv die Rechtsnormen darzustellen, kann sich gleichwohl aber von Kritik der bestehenden Einrichtungen nicht freihalten (so S. 128, 131, 164, 175). So sehr ich nun den Nutzen eines solchen Werkes namentlich für den westeuropäischen Leser anerkenne, so wenig kann ich gerade deshalb erhebliche Bedenken gegen dieses verschweigen. Es macht den Eindruck, als wenn es zu rasch gearbeitet sei, und ist trotzdem an manchen Stellen bereits veraltet. Das Kapitel über die besonderen Zweige der Verwaltung ist entweder nicht lang oder nicht kurz genug. Die Terminologie der staatsrechtlichen Begriffe ist, was vielleicht

auf die Übersetzung kommen mag, durchaus nicht scharf, manches auch nicht genau genug (so S. 35 ff.: die Erörterungen über den Bauernstand im Kapitel über die ständische Einteilung). Die Bemerkungen über die Gouvernementsverfassung und ihre Entstehung sind nicht ausreichend. Seite 81 mußte die Frage, was seit der Entstehung der Duma das Recht der authentischen Gesetzesinterpretation des Senats bedeutet, gestreift werden. Gut und juristisch klar ist die Erörterung über den Begriff der unbeschränkten Selbstherrschaft. Die Streitfrage der staatsrechtlichen Natur des Großfürstentums Finnland ist dagegen auf einer halben Seite zu knapp abgemacht. Am wenigsten gefällt die historische Einleitung (besonders Seite 12 oben; der Satz Seite 13 über den Nakaz ist auch nicht sehr scharf gefaßt), die eine ausreichende Vorstellung von der Verfassungsgeschichte Rußlands jedenfalls nicht gibt. Der Übergang zum konstitutionellen Leben ist darin vollends übermäßig kurz abgemacht. Auch von einzelnen Schönheitsfehlern, die in einem solchen Buche nicht vorkommen dürften, ist es nicht frei. Seite 37 ist als das Jahr der Entstehung des Instituts der Landhauptleute 1899 statt 1889 genannt, Seite 104 steht das richtige Jahr. Seite 70 kehrt ein ganzer Absatz beinahe wörtlich von Seite 47 wieder. Seite 139 fehlt in dem Satze über die Ablösungssummen die Mitteilung, daß diese doch erlassen worden sind. Auch Druckfehler finden sich. Gegen die Transkription ist, woran ja sicherlich der Verfasser nicht schuldig ist, auch Erhebliches einzuwenden; warum wird in einem solchen Werke nicht die Transkription der preußischen Bibliotheksverwaltung angenommen, die vielleicht auch nicht ideal ist, aber jedenfalls besser als die hier verwendete?

Im ganzen wiederhole ich, daß die Bearbeitung des Themas in dieser Form sicherlich nützlich ist, daß sich aber trotz der großen Schwierigkeiten des gewissermaßen schwammigen und unbestimmten Stoffes, wie ihn heute das neue Gesetzesmaterial Rußlands noch darstellt, doch auch heute schon erheblich Besseres hätte schaffen lassen. Als Manko muß schließlich noch bemerkt werden, daß zwar eine — ziemlich karge und unvollständige — Literaturübersicht gegeben ist, im Werke selbst aber mit Literaturangaben ungebührlich sparsam umgegangen

wird und man Auseinandersetzungen mit der neuen wissenschaftlichen Literatur, wie etwa Nolde u. a., ganz vermißt. Sehr entschieden muß schließlich protestiert werden gegen den Preis des Buches, der bei 7 M. für 197 Seiten sehr einfachen Satzes ohne russische Schriftzeichen übermäßig hoch erscheint.

O. Hoetzsch.

Heinrich Friedjung, Österreich von 1848—1860. 2. Bd. I. Abteilung. XII und 569 Seiten. Stuttgart und Berlin. J. G. Cotta. 1912.

Heinrich Friedjung führt sein Werk über Österreich in der Revolution und der Reaktion mit diesem zweiten Bande weiter, vollendet es aber noch nicht. Der Band stellt die auswärtige Politik bis zum Ende des Krimkrieges dar und schildert dann in einem weiteren Buche den Kaiser, den Hof, die soziale Schichtung, dann das geistige Leben in Deutsch-Österreich sehr ausführlich, wobei sowohl die großen Dichter wie die dramatische Dichtung im Burgtheater und im Volksstück zu ihrem Rechte kommen, die bildenden Künste und die Wiener Stadterweiterung, und schließt mit der Darstellung der Kirchenpolitik bis zur Aufhebung der Gesetze Josephs II. 1859. Es bleibt mithin die auswärtige Politik der letzten fünf Jahre und die Darstellung der inneren Entwicklung vor allem der slavischen Völker sowie die Weiterführung des ungarischen Problems. Der Band zeigt die gewohnten großen Vorzüge der Friedjungschen Geschichtsdarstellung und ist wie die andern Bände besonders für den die preußische Darstellung gewöhnten Leser eine sehr lehrreiche und anziehende Ergänzung. Das selbständige innere Recht der österreichisch-ungarischen Monarchie auf ihre Existenz kommt dabei doch schlagend zum Ausdruck, wie die große Schwierigkeit der fünfziger und sechziger Jahre, an der das Haus Habsburg damals scheitern mußte: „Es ging über die Kraft auch des (durch die Stadion-Bachschen Reformen) verjüngten Reiches, die Herrschaft zugleich über Italien, Deutschland und Ungarn zu behalten“ (Einleitung S. 4). Die Objektivität Friedjungs auch gegenüber seinem eigenem Vaterlande ist bekannt und tritt auch hier hervor. Das Hauptinteresse dieses Bandes nimmt die äußere Politik in Anspruch. Friedjung ergänzt

das bekannte Material durch Papiere des Fürsten Schwarzenberg; im Anhang I ist eine Anzahl (28) Briefe dieses Staatsmannes veröffentlicht, den Friedjung mit einer gewissen Liebe, aber ohne Übertreibung in seiner glänzenden Politik gegenüber Preußen schildert. Schwarzenberg erscheint größer in den von ihm ergriffenen Mitteln zur Abwehr als in dem Aufbau einer politischen neuen Welt (S. 132) — das ist die Summe der Charakteristik dieses Staatsmannes, dem doch der Blick auf die allgemeinen Zusammenhänge abging. Dabei wird der Verdienstanteil von Bruck sehr schön hervorgehoben. Auch der Vergleich Schwarzenbergs mit Metternich, Kübeck, Bismarck ist sehr anziehend. Im Kapitel über den Krimkrieg werden naturgemäß die Gedanken wiederholt, die Friedjung selbst in seinem Buche über den Krimkrieg und die österreichische Politik bereits entwickelt hatte. Auf einzelnes namentlich zum zweiten Buche (Zusammenkünfte in Warschau, Olmütz usw.) werde ich bei Gelegenheit meiner Publikation der Papiere des russischen Botschafters Barons Peter Meyendorff [1]) zurückkommen. Wichtig ist, daß 1852 nach dem Tode Schwarzenbergs die maßgebende Herrschaft Kaiser Franz Josephs beginnt, dem kein Ministerpräsident und kein einheitliches Gesamtministerium zur Seite steht und dessen auswärtige Politik dann in der großen Krisis des Krimkrieges die Orientierung verliert. Zu den Partien über die soziale Schichtung hat man denselben Wunsch wie zu den Kapiteln über das innere Leben im ersten Bande, daß sie noch ausführlicher sein möchten. Nicht verschweigen möchte ich, daß sich gegen die Gliederung des Werkes im ganzen wohl mancherlei einwenden läßt; man hat gelegentlich das Gefühl, daß das ganze Werk nicht nicht so in dem großen Zuge konzipiert ist, der Friedjungs „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland" das Gepräge gibt. Aber der Historiker, der sich bemüht, die osteuropäische Geschichte in ihrem großen Zusammenhang zu erfassen, wird auch aus diesem Bande sehr viel Wertvolles schöpfen und an ihm nicht vorbeigehen dürfen. Die Lebensbedingungen und Lebensnotwendigkeiten der Donaumonarchie wissenschaftlich so aufzudecken und deutlich zu

---

[1]) M. schreibt sich mit ff, nicht f, wie Friedjung schreibt.

machen, wie es Friedjung vermag und tut, ist nicht nur für die deutsche, sondern auch für die osteuropäische Geschichte im ganzen ein großes wissenschaftliches Verdienst. Wir sind darum auf die Fortsetzung ganz besonders in ihren Partien über die slavische Welt dieser 12 Jahre sehr gespannt.

O. Hoetzsch.

Leonid Arbusow, Die Beziehungen des Deutschen Ordens zum Ablaßhandel seit dem 15. Jahrhundert (Göttinger Dissertation 1909). In: Mitteilungen aus der livländischen Geschichte XX, 3. Aufl., S. 367—478 (Riga 1908).

Diese Göttinger Dissertation kann durchaus nicht mit gewöhnlichen Dissertationen in eine Reihe gestellt werden, denn sie macht nicht den Eindruck einer Erstlingsarbeit, sondern einer reifen, wissenschaftlichen Untersuchung. Von den ersten Seiten an ist zu spüren, daß der Verfasser Quellen und Literatur nicht nur völlig erschöpft, sondern auch verarbeitet hat, daß ihm auch bei der kleinsten Frage das Ganze seines Materials immer gegenwärtig und die Grundlage zur Schlußfolgerung gewesen ist. In der Einleitung gibt der Verfasser eine klare Übersicht über die Entwicklung des Ablasses zu einem Mittel des Gelderwerbs für Päpste und Fürsten und geht dann über auf die erstmalige finanzielle Ausnutzung eines fremden Ablasses durch den Deutschen Orden, — desjenigen Ablasses, den das Basler Konzil 1436 auf zwei Jahre für die gesamte Christenheit ausgeschrieben hatte. Der Streit zwischen Konzil und Papst bot dem Hochmeister einen erwünschten Anlaß, die Auslieferung des auch in Preußen und Livland gesammelten Geldes immer mehr zu verzögern, einen Teil davon für die Bedürfnisse des von den Russen bedrängten Livland zu verbrauchen, und schließlich dem Konzil nichts, dem Papste nur einen Teil auszuliefern. 1450 scheiterten die Bemühungen des Ordens, das Jubeljahr in den Ordenslanden selbst predigen zu lassen, und wir hören fast 50 Jahre hindurch nichts von Beziehungen des Ordens zum Ablaßhandel. War früher der Ablaß in das Land hineingetragen worden, so wurde er nun, um die Wende des 15. zum 16. Jahrhundert, zu einem Mittel des Gelderwerbes für das Ordensland selbst, und zwar speziell für das

von den Russen bedrängte Livland. Die genaue Erforschung der beiden für Livland erlassenen Jubiläen, 1503—1506 und 1507—1510, ist die eigentliche Aufgabe, die sich der Verfasser gestellt hat. Schritt für Schritt, aber mit Klarheit und Übersichtlichkeit, erfahren wir von den Verhandlungen des Ordens mit der Kurie um Verleihung eines Ablasses für Livland, die sich von 1496 bis 1503 hinziehen. Erst dauerte es bis 1501, bis überhaupt aus der Absicht, eine Kreuzbulle für Livland zu erwerben, der Wunsch nach einer Ablaßbulle wurde, und die Erlangung dieser wurde durch verschiedene Zufälligkeiten und durch Gegenbemühungen Polens und Rußlands bis 1503 unmöglich gemacht. Endlich, natürlich nicht ohne die nötigen Handsalben, wurde am 15. Februar die Bulle erlassen. Im dritten Abschnitt seiner Arbeit gibt der Verfasser eine ausgezeichnete Schilderung des Verlaufes der Ablaßpredigt, die leider durch den Tod des Papstes bis zum Jahre 1504 unterbrochen wurde; sonst wäre ihr finanzielles Ergebnis, das den Gegenstand des 4. Abschnittes bildet, wohl noch besser gewesen. Der 5. Abschnitt handelt über den zweiten für Livland ergangenen Ablaß und ist der wichtigste der ganzen Arbeit. Wie schon der Organisation und Predigt des ersten Ablasses mit hervorragendem Fleiß nachgespürt wurde, so noch mehr dem Gange der Predigt des zweiten. Der Verfasser folgt geradezu mit Detektivgewandtheit den Wanderungen der Kommissare, darunter des berühmten Tetzel, der aber nie nach Livland selbst gekommen ist. Als Hauptperson tritt uns in beiden Ablässen Christian Bomhower, aus Reval gebürtig, später Bischof von Dorpat, entgegen; seiner Wirksamkeit in erster Linie ist das Zustandekommen auch der ersten Bulle zuzuschreiben. — Von größter Wichtigkeit sind die Untersuchungen Arbusows über Bomhowers Ablaßinstruktion für die Unterkommissare, sowie über die „Schöne Historie“, ihre zwei gedruckten Vorlagen und ihre Abfassungszeit (S. 413—418; Exkurse S. 447—475). Es wird nachgewiesen, daß die „Schöne Historie“ und die „Errores Atrocissimorum Ruthenorum“ gleichzeitig entstanden sind und höchstwahrscheinlich von einem und demselben Verfasser, nämlich Christian Bomhower, stammen. Bisher wurden die „Errores“ als die Quelle der

„Schönen Historie“ angesehen; diese Annahme ist nicht mehr zu halten, vielmehr hat Arbusow gezeigt, daß beide Schriften auf des Krakauer Domherrn Joh. Sacranus „Elucidarius errorum ritus Ruthenici“ zurückgehen. Die „Schöne Historie“, für das größere, ungebildete Publikum bestimmt, konnte weniger auf die gelehrte Quelle zurückgreifen und ist somit ein originelleres Produkt Bomhowers, als die „Errores“, die für einen gebildeteren Leserkreis bestimmt waren. — Der 6. Abschnitt der Arbeit behandelt die geldgeschäftliche Seite des zweiten livländischen Jubiläums, der 7. die letzten Ausläufer des Ablaßhandels in den Ordenslanden, das Scheitern eines preußischen Versuches zum Ablaßhandel an dem wenig annehmbaren Inhalt der erlangten Bulle.

Der Verfasser hat seine Aufgabe ausgezeichnet gelöst. Nur ein Wunsch wird beim Durcharbeiten der sehr oft sich auf ungedrucktes Material (das hoffentlich bald im Livld. Urkundenbuch, Serie II, Bd. 3 u. f. vorliegen wird) stützenden Arbeit rege: es ist schade, daß Arbusow nicht eine Zusammenstellung der benutzten Literatur, die recht häufig auf seltenere Werke vergangener Jahrhunderte zurückgeht, gegeben hat. Diese Liste, die sonst bei Dissertationen meist nur zur Kontrolle dient, hätte hier eine wichtige Bereicherung der kirchenhistorischen und livländischen Bibliographie ergeben.

Zum Schluß darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Arbeit auch gut geschrieben ist. Man liest sie mit Vergnügen, da der Verfasser dem Humor, und nicht nur dem in den Quellen gefundenen, durchaus nicht abhold ist. Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis, in welchem beinahe jede Seite einzeln spezifiziert ist, erleichtert die Benutzung der Arbeit außerordentlich.

P. v. d. Osten-Sacken.

III. Zeitschriftenschau.

Abkürzungen der Zeitschriften, über die berichtet wird:

Altpreußische Monatsschrift (AM)
Archiv für slavische Philologie (AslPh)
Baltische Monatsschrift (BM)
Baltische Studien (BSt)
Biblioteka Warszawska (BW)
Byzantinische Zeitschrift (BZ)
Bulletin International de l'Academie des Sciences de Cracovie, classe de Philologie, classe d'Histoire et de Philosophie (B)
Česky Časopis Historicky (Č)
Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte (F)
Hansische Geschichtsblätter (HG)
Historische Vierteljahrsschrift (HV)
Historische Zeitschrift (HZ)
Istoričeskij Věstnik (IV)
Izvěstija und Zapiski der Kaiserl. Akademie zu Petersburg (IA bez. ZA)
Journal des Ministeriums der Volksaufklärung (J)
Kwartalnik Historyczny (KwH)
Mitteilungen der Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften (MS)
Mitteilungen der Ukrainischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kiew (MKUG)
Mitteilungen des westpreußischen Geschichtsvereins (MWpr)
Mitteilungen der literarischen Gesellschaft Masowiens (MMas)
Monatsblätter des Pommerschen Geschichtsvereins (MPom)
Monatsblätter der historischen Gesellschaft der Provinz Posen (MPos)
Oberländische Geschichtsblätter (OG)
Pommersche Jahrbücher (PJ)
Przegląd Historyczny (PH)
Revue historique (RH)
Rocznik tow. przyjaciól nauk poznańskich (Rtp)
Rocznik tow. naukowego w Toruniu (RtT)
Russkaja Mysl' (RM)
Russkaja Starina (RSt)
Russkij Archiv (RA)

Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands in Riga (SBRig)
Věstnik Evropy (VE)
Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte (VSW)
Zapiski towarzystwa toruńskiego (ZapTT)
Zeitschrift des Vereins für die Geschichte Schlesiens (ZSch)
Zeitschrift des historischen Vereins für den Regierungsbezirk Marienwerder (ZMar)
Zeitschrift der historischen Gesellschaft der Provinz Posen (ZP)
Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertumskunde des Ermlandes (ZE)
Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins (ZWpr)

Die Chiffern der Mitarbeiter bedeuten:
B. B. = Landesarchivdirektor Prof. Dr. B. Bretholz in Brünn.
L. G. = Prof. Dr. Leop. K. Goetz in Bonn;
O. H. = Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin;
M. K. = Prof. Dr. M. Korduba in Czernowitz;
A. L. = Oberlehrer Arthur Luther in Moskau;
J. P. = Archivrat Dr. J. Paczkowski in Berlin;
P. O. S. = Ritterschaftsarchivar Dr. Paul Baron v. d. Osten-Sacken in Reval;
W. R. = Dr. Walter Recke in Posen:
R. S. = Dr. Richard Salomon in Berlin;
M. G. S. = Prof. Dr. Schybergson in Helsingfors;
H. Ue. = Prof. Dr. H. Uebersberger in Wien;
E. Z. = Dr. Erich Zechlin in Posen.

I. Allgemeines.

Kgl. Staatsarchiv in Danzig.

Mitteilungen der Kgl. Preuß. Archivverwaltung Heft 21.

Geh. Archivrat Dr. *Max Bär*, der bisherige Direktor des Danziger Staatsarchivs, gibt eine eingehende Darstellung der Begründung, der Einrichtungen und der Bestände seines Archivs. Die wertvolle Einleitung stellt kurz zusammen, was die preußische Besitznahmekommission 1772 an polnischen Akten vorfand (das Nähere s. bei Bär, Westpreußen unter Friedrich d. Gr. II, 529 ff.), und gibt einen kurzen Überblick über deren Schicksale. Leider ist von dem Wenigen, das sich fand, auch noch ein erheblicher Teil in preußischer Zeit verloren gegangen; von den Gerichtsakten sind nur noch die der Woiwodschaft Marienburg, nämlich die Christburger Grundakten, die Stuhmer Landgerichtsakten und die der Marienburger Ökonomiegerichte erhalten; dazu kommen dann noch besonders eine Anzahl städtischer Schöffenbücher (namentlich Konitz, Berent) und einige Stadt- und Klosterarchive. Die für die osteuropäische

Geschichte weitaus wichtigste Gruppe ist das im Staatsarchiv deponierte Archiv der Stadt Danzig. Der Verf. sagt darüber S. 10: „Es ist nicht zuviel gesagt: das Archiv der Stadt Danzig ist für die politische Geschichte das Archiv von Westpreußen, mehr noch von Polen und vom europäischen Osten. Es ist, von einigen schweren, aber nur auf die Stadtgeschichte bezüglichen Verlusten (die namentlich das Archiv der Altstadt Danzig betroffen haben) abgesehen, gut erhalten. Bei der einstigen zwar nicht staatsrechtlichen, aber doch tatsächlichen Selbständigkeit der Stadt und ihren weitverzweigten politischen Beziehungen ragt es weit hinaus über den Rahmen eines gewöhnlichen Stadtarchivs und erhält durch dieses Hinausragen seine europäische Bedeutung. Denn nicht nur für die Geschichte der eigenen Stadt und der Provinz und des Deutschen Ordens ist das Archiv von der allergrößten Wichtigkeit, es läßt uns die Wege der hansischen Politik und der europäischen Staatengeschichte verfolgen und ist eine nie zu umgehende Quelle für die Erforschung der polnischen Geschichte aller Zeiten und auf allen Gebieten." Auf die Geschichte des Danziger Stadtarchivs geht Verf. nicht ein. — Er behandelt dann weiter die für die Begründung des westpreußischen Staatsarchivs maßgebenden Gesichtspunkte, die Baulichkeiten, die Auseinandersetzung mit dem Staatsarchiv zu Königsberg und die Deponierung von Stadt-, Kirchen-, Dorf- und Gutsarchiven, ferner die Ordnungsarbeiten, von denen in der kurzen Zeit des Bestehens des Staatsarchivs (seit 1901) eine sehr große Zahl vorgenommen und erledigt ist. Von den im Staatsarchiv befindlichen Stadtarchiven, sind neben Danzig besonders Kulm und Marienburg von Bedeutung, ferner Konitz, Berent und Schöneck wegen der für die Geschichte des Adels und des adligen Grundbesitzes wertvollen Schöffenbücher. Von den Ordnungsarbeiten seien hier namentlich genannt die der Akten der Herzoglich Warschauischen Behörden, die (noch nicht ganz vollendete) Ordnung der Abt. 53 des Danziger Stadtarchivs (Auswärtige Beziehungen) und die „Hilfsverzeichnisse", d. h. Namen- und Sachregister zu besonders wichtigen und viel benutzten Aktengruppen, so zu den Gerichtsbüchern der polnischen Zeit und den gradezu als Grodakten bezeichneten Büchern des Gerichts der Altstadt Danzig, zu den Danziger Bürgerbüchern, den Akten der Herzoglich Warschauischen Behörden usw.; sie sind sämtlich S. 56 f. aufgezählt. Eine Ausführung über die Benutzungen und eine Übersicht über sämtliche Bestände des Archivs macht den Beschluß des Heftes. Es wird sicher allen denen, die auf dem Gebiet der osteuropäischen Geschichte arbeiten und das Danziger Staatsarchiv benutzen wollen, sehr willkommen sein. E. Z.

II. Vormongolisches Rußland.

III. Die Moskauer Periode.

1612. Patriarch Hermogen.

RSt 1912, VII, 118—125.

Aus Anlaß der 300jährigen Wiederkehr des Todesjahres des Patri-

archen Hermogen versucht *A. Krukovskij* eine Charakteristik seiner Persönlichkeit zu entwerfen. Hermogen war der Typus eines Großrussen: eine unbeugsame, leidenschaftliche Kampfnatur von tiefer Religiosität. Er verkörperte in der Zeit der vollständigen Desorganisation die guten Traditionen der Vergangenheit. Als Metropolit in Kazań taucht er auf. Hier schon gleichsam auf national vorgeschobenem Posten. Dann sehen wir ihn in Moskau unter dem ersten Demetrius in leidenschaftlichem Kampfe gegen die ketzerischen Bestrebungen der Marina Mnišek. Er wird verbannt, tritt aber wieder als Patriarch unter Vasilij Šujskij auf, auf dessen Seite er steht, obwohl er seine lavierende Politik nicht billigte. In der nach Šujskijs Sturz einsetzenden Zeit der Wirren steht Hermogen auf der Warte als der Hüter der Ordnung und des nationalen Gedankens. Er kämpft gegen die polnische Invasion und gegen die polenfreundlichen Tendenzen im russischen hohen Adel. Gegen den Hauptführer dieser Richtung Michail Saltykov schleudert er den Bann. Da der hohe Adel dem nationalen Gedanken teilnahmslos gegenübersteht, ruft er vom Čudov-Kloster aus die Massen des Volks auf zur Befreiung des Vaterlandes und segnet die unter Ljapunov ins Feld ziehenden Volkshaufen.

Es war ihm nicht mehr vergönnt, den Siegeszug Minins und Požarskijs zu erleben; er starb, der Überlieferung nach, den Hungertod. W. R.

IV. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

1748. Der Sturz des Grafen Lestocq.

J 1912, IV, 185—247.

V. Fursenko gibt, gestützt auf wertvolles archivalisches Material aus dem Reichsarchiv zu Petersburg, eine sehr interessante und ergebnisreiche Darstellung der Vorgänge, die zum Sturze des Grafen Lestocq führten.

L. war bekanntlich der Urheber der Palastrevolution von 1741, die Elisabeth auf den Thron führte, und daher in den ersten Jahren der neuen Regierung die allmächtige Person. Er betrieb gemeinsam mit Chétardie die Annäherung zwischen Rußland und Frankreich und damit auch zwischen Rußland und Preußen. Im Jahre 1744 erreichte die französisch-preußische Partei ihren Höhepunkt. Es gehörten zu ihr noch der Generalprokuror Nik. Ju. Trubeckoj, der General en chef A. J. Rumjancev und die junge Großfürstin Katharina. Der geschworene Feind dieser Partei war der Vizekanzler Bestužev. Er stand in englischem und österreichischem Solde und hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die preußische Politik bei Elisabeth zu verdächtigen und die französisch-preußische Partei am Hofe zu sprengen. Mit einer unheimlichen Konsequenz verstand es dieser dämonische Mensch, sich in das Vertrauen Elisabeths einzudrängen. Die Verbannung Chétardies war die erste Bresche, die er der französisch-preußischen Partei zufügte. Jetzt war seine Stellung schon sehr gefestigt, was auch äußerlich in der Ernennung zum Großkanzler zum Ausdruck

kam. Er begann einen systematischen Vernichtungskampf gegen seine Feinde, als welche er vor allem Lestocq, neben ihm den Vizekanzler Voroncov und den preußischen Gesandten, den verschlagenen Mardefeld, erkannt hatte. Vor allem diente ihm dazu eine wohlorganisierte Spionage: die gesamte Korrespondenz der fremden Gesandten mit ihren Höfen (die Briefe Friedrichs II. waren auf besonderen Befehl Elisabeths zum großen Kummer Bestuževs davon ausgeschlossen) wurde einer Perlustration unterzogen, die B. zu einem besonders kunstvollen System ausgebildet hatte, und wobei ihm in schwierigen Fällen die österreichische Regierung behilflich war, die schon damals im Rufe der Unwiderstehlichkeit diplomatischen Chiffern gegenüber stand. Diese perlustrierten Depeschen (über die preußischen diplomatischen Berichte aus den Jahren 1746—1750 werden im Petersburger Archiv 7 Bände Akten aufbewahrt!) wurden in ihren wichtigtsen Stellen abgeschrieben, von Bestužev mit erläuternden Erklarungen versehen und so der Kaiserin vorgelegt. Damit hatte die Kaiserin scheinbar authentisches Material. In Wirklichkeit aber waren es oft aus dem Zusammenhang gerissene Satze, die so zusammengefügt wurden, daß der von Bestužev beabsichtigte Sinn sich ergab.

So gelang es Bestužev, langsam aber sicher die Stellung seiner Gegner zu untergraben. Lestocq verlor immer mehr Einfluß und konnte schon 1746 nichts mehr für Friedrich d. Gr. tun, Voroncov befand sich in Ungnade, und Mardefeld, der in russischen Fragen so erfahren war, mußte auf Verlangen der russischen Regierung abberufen werden. Besonders gefährlich wurde die Situation für Friedrich d. Gr., als es den Anschein gewann, daß England und Rußland einen Subsidienvertrag abschließen würden. Denn solange Rußland kein Geld hatte, war es ungefährlich. Friedrich suchte durch Gegenverhandlungen mit England zuvorzukommen, und als diese erfolglos waren, den englischen Einfluß in Rußland zu schwachen. Er ließ durch Finckenstein, der an Mardefelds Stelle getreten war, in Rußland zu bedenken geben, wie erniedrigend es doch für eine so große Macht sei, für Geld ihre Truppen in fremde Lander zu schicken, und wie gefährlich für die Rechtglaubigkeit der Russen der lange Aufenthalt in fremden Ländern sei. Dies sollte der Kaiserin durch Letsocq und Voroncov beigebracht werden. Bestužev, der natürlich diese Depesche auffing, schrieb daneben, daß es von Peters d. Gr. Zeiten an Rußlands Aufgabe sei, an den europaischen Angelegenheiten teilzunehmen. Und er benutzte diese Depesche, um der Kaiserin zu beweisen, daß „die Hauptfreunde der preußischen Sache ohne Zweifel der Wichtige und der Kühne sind".

Damit spielte er boshaft auf die von Friedrich gewählten Namen für Voroncov und Lestocq (amy important und amy intrépide) an, deren wahre Bedeutung er längst erkannt hatte.

Friedrich hatte mit der Sendung Finckensteins den letzten Versuch machen wollen, Rußland für sich zu gewinnen. Er hatte in ihm einen seiner besten Diplomaten hingeschickt mit der Weisung, entweder mit

allen Mitteln zu versuchen, Bestužev zu gewinnen oder ihn zu stürzen. Gerade die Sendung Finckensteins sollte den Sturz Lestocqs herbeiführen und damit die letzten Hoffnungen des preußischen Königs vernichten. Am 24. April 1747 kam Finckenstein in Petersburg an, und schon am 29. schickte er umfangreiche Relationen über die Lage der Dinge. Sie wurden alle aufgefangen und perlustriert. Es ist ein eigenartiges Bild, Bestužev zu beobachten, wie er die Anschläge seiner Gegner aus den Berichten Finckensteins gleichsam belauscht, wie er sich sorgsam Auszüge macht und mit Bemerkungen versieht, die ihren Eindruck auf die Carin nicht verfehlen konnten. Jetzt besaß er genug Material, um gegen Lestocq und Voroncov als Ankläger auftreten zu können. Und um die Carin, die sich noch immer nicht entschließen konnte, ihren ehemaligen Beschützer fallen zu lassen, ganz von ihm abzuwenden, interpretierte er die in Finckensteins Berichten vorkommenden Stellen von einer bevorstehenden Revolution, womit, wie er selbst wohl wußte, sein eigener Sturz gemeint war, in dem Sinne, als ob die Absetzung Elisabeths geplant sei. Er schlägt vor, Lestocq unverzüglich zu verhaften und zur Strafe nach Kamčatka zu schicken, ebenso seinen Mitwisser Voroncov. Für diesen sei es noch eine große Gnade, wenn er nach Astrachań als Generalgouverneur geschickt werde. Mit Finckenstein wollte er noch etwas warten, bis einige seiner Depeschen aus Wien, wohin sie zum Dechiffrieren geschickt worden waren, zurück seien. Dann wollte er Finckenstein mehrere Originale vorlegen und ihn verhaften lassen. Er rechnete selbst mit einer Kriegserklärung von preußischer Seite und wollte sich deshalb mit Österreich in Verbindung setzen. Alle diese Berichte an die Carin setzt Fursenko im Gegensatz zu Ščepkin, der sie in die Mitte des Dezember verweist, vor den 9. November (Verhaftung Chapisots, des Adjutanten von Lestocq) oder, wie uns scheinen will, mit noch mehr Recht vor den 18. Oktober.

Denn an diesem Datum erfolgte die entscheidende Resolution der Carin: „es besteht ein offenbarer Verdacht, daß Lestocq und der Vizekanzler Voroncov mit Finckenstein, einem fremden Minister, eine ungehörige Vertraulichkeit zeigen, so daß Finckenstein alle Geheimnisse der hiesigen Staatsangelegenheiten weiß, und daß offenbar diese Leute irgendwelche schädliche und gefährliche Plane ausführen wollen, weil Finckenstein seinem König von einer hier bald stattfindenden Revolution berichtet hat. Und sintemalen Finckenstein in seinen Briefen an den König, abgesehen davon, daß er die hohe Person Ihrer Majestät mit boshaften Schmähungen beleidigt hat, auch noch an der von ihm erhofften Revolution teilnehmen wird, deswegen soll man mit ihm, nach Beschaffung genügenden Beweismaterials, noch strenger als mit Chétardie verfahren und ihn nicht nur mit allen seinen Papieren verhaften, sondern auch weit fort in die Verbannung schicken und dem König offen melden, in welche Schandtaten er sich eingelassen hat.“ Die Carin hatte in ihrer ersten Zornesaufwallung ganz vergessen, daß Chétardie als Privatmann in Ruß-

land gelebt hatte, während Finckenstein als Gesandter sakrosankt war. Elisabeth konnte sich nur schwer dazu entschließen, Bestuževs Vorschläge wegen Lestocqs und Voroncovs zu billigen. Sie gab nur Befehl, Lestocq zu verhaften; Voroncov blieb trotz den Protesten Bestuževs in Freiheit.

Am 10. November wurde Chapisot und am 13. Lestocq verhaftet. Lestocq wurde mehrere Male einem Verhöre unterzogen, dem anfangs 15, später 24 Anklagepunkte zugrunde lagen. Da er nichts aussagte, wurde er gefoltert, aber erfolglos. Er blieb fest und leugnete jede Schuld. Man verurteilte ihn zum Tode, begnadigte ihn dann aber. Bis 1753 wurde er zusammen mit seiner jungen Frau in der Festung zu Petersburg gefangen gehalten und dann nach Ustjug Velikij verschickt.

Erst unter Katharina II. kehrte Lestocq nach Petersburg zurück. Voroncov blieb unangetastet, obwohl er nach Bestuževs Meinung mindestens die gleiche Strafe verdient hatte wie Lestocq. In Berlin war man über Lestocqs Verhaftung sehr bestürzt. Auch Finckenstein wurde der Boden zu heiß. Da schon sein Nachfolger (Golz) ernannt war und er die Abberufungsschreiben erhalten hatte, begab er sich am Abend des ersten Verhörstages zu Bestužev und meldete ihm seine Abberufung. Bestužev drückte ihm sein Bedauern aus, das diesmal ehrlich gemeint war, denn er schrieb der Carin: „es ist sehr zu bedauern, daß er (Finckenstein) durch die Abreise der Reise nach Sibirien entgeht, denn bevor aus Wien der Schlüssel zu seinem letzten Bericht kommt, ist er vielleicht schon abgereist“. W. R.

V. Katharina II.

1774. Instruktion für Kompagniechefs. *RA 1912, II, 142—155.*

Eine Ergänzung zum „Archiv der Fürsten Voroncov“ gibt *Bartenev* durch die Veröffentlichung einer vom Grafen Semen Romanovič Voroncov herrührenden Instruktion für die Kompagniechefs des ersten Grenadierregiments aus dem Jahre 1774. Der bekannte Politiker, der in den letzten Jahren Katharinas und unter ihren beiden Nachfolgern den Londoner Botschafterposten innehatte, war in jüngeren Jahren Offizier; er hat als solcher den Türkenkrieg 1768—1774 mitgemacht und am Kaghul (1770) mit Auszeichnung gefochten. Wann er das Kommando des Regiments übernahm, geht aus der Publikation nicht hervor. Die Instruktion behandelt in 17 Paragraphen die Aufrechterhaltung der Disziplin, Gesundheitspflege, Anforderungen an die geistige Bildung des Soldaten, Rekrutenausbildung, Wachtdienst, Obliegenheiten der Vorgesetzten und Strafen. R. S.

VI. Rußland im 19. Jahrhundert.

1812. Feldzug Napoleons gegen Rußland. *BW 1912, 286, 23—58.*

Ein polnischer Arzt Dr. *Józef Peszke* gibt zur Erinnerung an den

Feldzug Napoleons gegen Rußland die Denkwürdigkeiten seines an dem Feldzuge als Militärarzt beteiligten Großvaters Samuel Traugott heraus. Dieser stammte aus der sächsischen Oberlausitz, aus Bautzen, und stand zunächst in sächsischen Diensten. Nachdem er dann in den Dienst des Herzogtums Warschau getreten war, zog er als Sanitätsoffizier mit dem 10. Kavallerie-Regiment, den sogenannten goldenen Husaren, in den russischen Feldzug. Aus Moskau durch Betrüger hinausgelockt, geriet er in russische Gefangenschaft. Aus dieser befreit, kehrte er nach Polen zurück und ließ sich in Plock nieder, wo er 1837 gestorben ist. Den Hauptinhalt der hier veröffentlichten Denkwürdigkeiten bilden seine wechselvollen, zumeist tragischen Erlebnisse in der russischen Gefangenschaft. Als ihm der russische General v. Benckendorff in wohlmeinender Weise nahelegte, im russischen Heere Dienste zu nehmen, da entgegnete er, daß er sich hierzu unter keinen Umständen verstehen könnte. Er sei aus seinem Heeresverbande nicht entlassen worden, und so würde ein Übergang zu einer fremden Truppe der Fahnenflucht gleichen. Er fügt dann hinzu: Wer der Fahne und seiner Religion — er war, wie ich annehme, evangelisch — nicht treu bleibt, der ist ein gemeiner Mensch. Wir erfahren, daß das Original deutsch verfaßt ist. Demnach dürften die Erben und Enkel ihrem Ahnen ein schönes Denkmal setzen, wenn sie die Aufzeichnungen auch in ihrem Urtext herausgeben würden. J. P.

1812. Munizipalität und Kommissare in Moskau.

IV 1912, VIII, 582—614.

Auf Grund von archivalischem Material aus dem Senats-Archiv gibt *M. Kločkov* eine sehr eingehende und interessante Schilderung von den im Jahre 1812 durch die Franzosen in Moskau errichteten Behörden. Es sind dies: die Munizipalitat und die Kommissariatsbehörden. Es würde irreführen, wollte man eine strenge Scheidung vornehmen und die erstere als die Zivil- und die zweite als die Polizeiverwaltung bezeichnen. Sie waren beide nur provisorisch, durch die Not des Augenblicks geschaffen und sollten hauptsächlich der Befriedung Moskaus dienen. Dabei hatte die Munizipalität mehr die allgemeinen Anordnungen zu treffen, während die Kommissare die ausführenden Organe waren.

An die Spitze Moskaus stellte Napoleon den Marschall Morthier als Generalgouverneur. Dessen Gehilfe für die Zivilverwaltung (Intendant) wurde Lesseps, der ehemalige Generalkonsul in Petersburg. Dieser arbeitete für die Munizipalität eine umfangreiche Instruktion aus, die in zwölf Punkten die einzelnen Funktionen aufzählte: u. a. Versorgung der Truppen mit Quartier; Verpflegung der Stadt; Aufsicht über die Hospitäler, Instandhaltung der Wege und Brücken; Sorge für die öffentliche Ruhe und Ordnung; Ausübung der Polizeigewalt; Sorge für Handwerk; Schutz für den Gottesdienst. An der Spitze der Munizipalität stand ein Maire, der von 25 Beigeordneten unterstützt wurde. Aber alle diese wurden nicht gewählt, sondern von Lesseps auf Grund einer Liste er-

nannt, wobei man sogar mit dem Zorn Napoleons drohen mußte, um sie zur Annahme des Amtes zu bestimmen. Fast die Hälfte der Mitglieder trug keinen russischen Namen; dem Stande nach waren es überwiegend Kaufleute, daneben ein Universitätsprofessor (Stelzer) und zwei ehemalige Offiziere. Die Konstituierung der neuen Behörde erfolgte äußerst schnell: die Instruktion datierte von 12. September und am 16. fand schon die erste Sitzung statt. Er wurden sechs Ausschüsse für die in der Instruktion aufgezählten Aufgaben gebildet, die mindestens zweimal wöchentlich zur Plenarsitzung zusammenkommen sollten. Durch ein in der Universitätsdruckerei hergestelltes Manifest wurde den Einwohnern Moskaus die neue Behörde angekündigt, die der Ruhe und Ordnung dienen solle. Hier erfahren wir auch, daß die Mitglieder der Behörde während ihrer Amtstätigkeit eine rote Schärpe auf der Schulter trugen und sonst durch eine rote Binde um den linken Arm kenntlich waren.

Die Kommissare waren durch eine weiße Binde um den linken Arm kenntlich gemacht. Moskau war in 20 Bezirke eingeteilt, deren jeder von einem Kommissar verwaltet wurde. Auch diese waren wie die Mitglieder der Munizipalität gewaltsam ernannt worden, und zwar aus den in Moskau lebenden Ausländern.

Sie mußten alle neben der russischen Sprache die französische oder deutsche beherrschen, was auf den eigenartigen Charakter ihrer Tätigkeit hinweist. Wie die Kriegskommissare des 17. Jahrhunderts hatten sie eine doppelte Aufgabe: einmal für die Unterbringung der Truppen zu sorgen und daneben für das Wohlergehen der Bürger, ohne welches eine Einquartierung nicht möglich war. Einerseits hatten sie für Ruhe, Ordnung und Sicherheit zu sorgen, damit der Bürger wieder Mut bekam, die verlassenen Häuser zu beziehen. Sie sollten den Bürger vor Bedrückung und Vergewaltigung durch die einquartierten Soldaten schützen, darauf achten, daß keine Brände entstehen, und sogar dafür sorgen, daß die Kirchen von Soldaten und Pferden gesäubert und in ihnen wieder Gottesdienst abgehalten werde. Andererseits war es aber auch ihre Aufgabe, die Bürger zu veranlassen, daß sie die Soldaten gut verpflegten, und auch selbst Lebensmittel in der Stadt und Umgegend aufzutreiben. Sehr wichtig für die Erkenntnis der Zustände in Moskau nach dem Brande sind die Berichte der einzelnen Kommissare, von denen Kločkov zahlreiche Auszüge mitteilt; sie verdienen unzweifelhaft den Vorzug vor den Memoiren der Zeitgenossen. Man erkennt aus ihnen, wie viele Brände in Moskau noch nach dem großen Brande entstanden, und zwar entweder durch Brandstiftung oder noch eher durch die Unvorsichtigkeit der Franzosen. So beschwert sich ein Bürger darüber, daß die Franzosen offenes Licht in den mit Stroh angefüllten Pferdeställen, die aus Holz gebaut waren, brennen und die Öfen bis zur Glut einheizen. Die Tätigkeit der Munizipalität und der Kommissare war durchaus segensreich, was auch der Senat anerkannte, vor dem sich die Mitglieder später wegen Hochverrates zu verantworten hatten. Zum Teil wurden sie freigesprochen, den übrigen wurde die Strafe durch Amnestie erlassen. W. R.

1812. Tagebuch des Staatssekretärs Willamov.

RSt 1912, VII, 88—94.

Das Tagebuch des Privatsekretars der Kaiserin-Mutter Maria Feodorovna umfaßt für das Jahr 1812 nur die Zeit vom 10.—21. Juli. Ein großer Verlust für den Historiker, denn Willamov ist ein scharfer Beobachter und ein wegen seiner günstigen Beziehungen vortrefflich orientierter Berichterstatter. Er schildert die Stimmung in Petersburg, da die ersten Nachrichten von dem bedrohlichen Anmarsche der Franzosen eintreffen. Als die Großfürstin Ekaterina Pavlovna von ihrem Gatten die Aufforderung erhalt, Petersburg zu verlassen und sich in das Innere des Landes zu begeben, ist das Signal zur allgemeinen Erregung gegeben. Am meisten bestürzt ist die Kaiserin-Mutter, obwohl gerade sie den Schein vollkommener Ruhe und Zuversicht wahren möchte. So schreibt sie dem Kaiser, daß allgemeine Aufregung herrsche, sie selbst aber sei ruhig und fest überzeugt, daß man den Feind nicht bis Petersburg kommen lassen werde. Der Feldmarschall Saltykov, dem Willamov diesen Brief zeigen muß, findet ihn vortrefflich, meint aber, man müsse doch Vorbereitungen zur Abreise treffen. Als Willamov diese Worte der Kaiserin-Mutter meldet, ruft sie emphatisch: „Niemals!“ Alles übrige möge fortgeschafft werden, sie selbst jedoch wolle auf ihrem Posten als Letzte ausharren, bis alles in Sicherheit sei. Willamov vermerkt dazu boshaft in seinem Tagebuche: „ich mußte bei diesen Worten an die Leute denken, welche aus Furcht vor der Dunkelheit zu singen oder laut zu sprechen anfangen, um ihre Furcht zu verscheuchen und sich Mut zu machen“. Unterdessen trifft aber Maria Feodorovna alle Vorbereitungen zur Abreise. In fieberhafter Eile werden die Papiere und Briefschaften durchgesehen; Willamov ist damit eine ganze Nacht hindurch bis an den frühen Morgen beschäftigt. Am folgenden Tage ist die Kaiserin-Mutter schon ruhiger. Der Kaiser hat ihr einen zuversichtlichen Brief geschrieben. In den nächsten Tagen ist sie damit beschäftigt, ihre Papiere durchzusehen. Sie zeigt Willamov die Briefe, die Paul I. ihr in Verwahrung gab vor seiner Abreise nach Kazań. Darunter ist ein Brief Pauls I. an Katharina II., in welchem er die Harmlosigkeit seines Verhältnisses zu der Nelidova zu erweisen sucht und die Hofdame verteidigt. Ein Brief der Nelidova an Paul I. enthielt die Stelle: „Man meint, daß man niemals einem Manne sagen soll, wie sehr man ihn liebt, denn sie sind alle undankbar, aber daß Sie bis jetzt für mich ein Mann gewesen, das, gestehe ich offen, ist mir noch nie in den Sinn gekommen, und es ist mir so, als ob Sie mein Bruder seien.“

Die Kaiserin sprach noch lange mit Willamov über diese Angelegenheit, auch über die Beziehungen Pauls zur Lopuchina. Die Nelidova habe ihr viel Kummer bereitet. Katharina II. habe sich in der ganzen Angelegenheit unaufrichtig gezeigt. Ihr selbst gegenüber habe sie ihren Unwillen über diese Beziehungen Pauls ausgedrückt, der Nelidova aber

habe sie mitteilen lassen, daß sie nichts dagegen habe, wenn das Hoffräulein den Großfürsten auf die Datsche begleite.

Über die Entfernung des Großfürsten Konstantin von der Armee weiß Willamov zu berichten, daß dies zwischen dem Kaiser und Barklay verabredet war, um den Großfürsten nicht in Gefahr zu bringen. Dieser selbst war außer sich darüber. Endlich findet sich noch die interessante Notiz, daß die Moskauer zum Kaiser Alexander gesagt haben sollen, sie würden bei Ankunft der Franzosen ihre Heiligenbilder nehmen und fortziehen und seien sogar bereit, ihre Häuser in Brand zu stecken.

W. R.

1812. Šiškov, der Verfasser der Manifeste.

RSt 1912, VI, 477—491.

M. Palicyn handelt in einer aufschlußreichen Studie von der Entstehung und dem Inhalte der einzelnen Manifeste, die in den Jahren 1812—13 erlassen worden sind. Ihr Verf. ist Šiškov. Kaiser Alexander war auf ihn durch einen Artikel in der „Beseda“ aufmerksam geworden, in dem Šiškov von der Notwendigkeit der Vaterlandsliebe und des Nationalstolzes handelte. Der Kaiser ernannte ihn zum Staatssekretär und gab ihm den Auftrag, alle in seinem Namen erscheinenden Manifeste zu verfassen. Wie glücklich die Wahl des Caren war, kann man daraus erkennen, daß die Manifeste in Rußland und auch in Deutschland von ungeheurer Wirkung waren und selbst einen Mann des kühlen „politischen Kalküls“ wie Gentz zu der Bemerkung veranlaßten, die russischen Aufrufe seien „von einer Bitterkeit, die den Leser zittern läßt“. Sie wurden sogleich nach ihrem Erscheinen ins Deutsche und Französische übersetzt und fanden in Deutschland begeisterte Aufnahme. Worauf beruhte nun ihre Wirkung? Bald bittend, bald drohend, bald triumphierend drangen dem Hörer die Sätze in schwungvoller Sprache mit Anklängen an die wuchtige und feierliche Kirchensprache ans Ohr. Stellen aus Jesaias, Jeremias und Hesekiel waren hinein verwoben und Moskaus Fall wurde sogar mit dem Jerusalems verglichen. Die nationale Begeisterung sollte aufs höchste entflammt werden für diesen heiligen Krieg gegen die ungläubigen Tempelschänder. Auch der Nationalstolz, über dessen enge Beziehungen zur Vaterlandsliebe Šiškov ja in der „Beseda“ gehandelt hatte, wurde angestachelt.

Šiškov hat es verstanden, die Töne anzuschlagen, die auch in dem Herzen des einfachen Mannes kräftigen Widerhall fanden, ihn zu Tränen rührten, mit unauslöschlichem Haß gegen den Feind erfüllten und zu heiliger Begeisterung entflammten. W. R.

1812/13. Rußland und Österreich.

Deutsche Rundschau 1912, Heft 11, S. 261—275; Heft 12, S. 439—462.

Das von *Ernst Salzer* mitgeteilte „Ungedruckte aus dem Brief-

wechsel zwischen Gentz und Metternich in den Jahren 1803—1813“ enthält im zweiten Teile einige Briefe von Gentz, die sehr wertvoll sind zur Geschichte der Beziehungen zwischen Österreich und Rußland während der Jahre 1812/13. Bekannt ist, daß Gentz und Metternich in dem russischen Kriege ein verfrühtes und deshalb auch für Österreich verhängnisvolles Losschlagen sahen. So schreibt Gentz am 24. Juli 1812 an Metternich: „Die vollendetste Narrheit, die es je in der Nähe eines Thrones gegeben haben kann, hat allen Warnungen der Weisen zum Trotz diesen Sturm mutwillig zusammengeblasen, der nun freilich Österreich und ganz Europa in eine noch kritischere Lage versetzt als zuvor, der die Hoffnung auf den allgemeinen Frieden dämpft, wo nicht ganz niederschlagt, und hierdurch allein schon Verhältnisse herbeiführen kann, auf die ich nicht den Mut habe, die Augen zu fixieren“. Daher ergeht er sich auch in äußerst scharfen Wendungen über den von Stein verfaßten Aufruf an die Deutschen zur Bildung einer deutschen Legion, der von Barklay de Tolly unterzeichnet war: „Die Proklamation an die Deutschen hat dem, der sie unterzeichnet, in meinen Augen den letzten Gnadenstoß gegeben. Man kann unmöglich ein großer Feldherr sein, wenn man ein so ganz elender Staatsmann ist. Es gehört ein eigner Grad von Unverschämtheit dazu, seine Nachbarn zu einem gemeinschaftlichen Kampfe einzuladen, nachdem man sie samt und sonders getäuscht, verlassen, verraten, verkauft und geplündert hat; und durchaus einzig ist es, von einem Kriege, den man selbst als einen bloßen Verteidigungskrieg darstellte und fortdauernd darstellt, und den man mit einem Rückzuge hinter die Dwina und den Dniepr anfängt, zu sagen, die Befreiung Deutschlands sei der erste Zweck desselben.“

Zu Beginn des Jahres 1813 hat sich Gentz’ Anschauung gewandelt; er sieht für Österreich den Zeitpunkt gekommen, zwar noch nicht an der Seite Rußlands zu kämpfen, aber doch zum wenigsten die Allianz mit Frankreich zu lösen. In einer geheimen Korrespondenz mit Nesselrode rät er diesem, als Vorbedingung für den Frieden von Österreich die bündige Erklärung zu verlangen, daß es im Falle der Fortsetzung des Krieges neutral bleiben werde, und nach einigen Tagen empfiehlt er ihm sogar, Österreich vor die Alternative zu stellen, entweder öffentlich zu erklären, daß es am Krieg nicht mehr teilnehme, oder sich insgeheim zu verpflichten, ohne Rücksicht auf den Ausgang der Friedensverhandlungen, mit Rußland gemeinsame Sache zu machen, sobald die Unmöglichkeit des Friedens anerkannt sei. Hatte sich Österreich von Frankreich gelöst, dann war es imstande, zwischen den beiden Parteien zu vermitteln. Diplomatische Verhandlungen, nicht kriegerische Aktionen sollten zum Frieden führen, von dem sich Gentz für Österreich große Vorteile versprach. „Können wir die Auflösung des Herzogtums Warschau, die Wiederherstellung Preußens (die, nach meiner Ansicht, nicht sowohl durch diese oder jene Vergrößerung an Gebiet, sondern einzig durch den Wiederbesitz von Magdeburg und die Freiheit Hamburgs begründet wird), — endlich die Restitution einiger uns abgenommenen Länder, wenigstens

der illyrischen Provinzen bewirken, — so halte ich dies für einen sehr glücklichen Waffenstillstand und schlage zu. Gelingt es aber auch nur, Napoleon zur Verzichtleistung auf Polen zu bewegen, so sage ich: Autant de gagné!“ (Brief vom 10. Juni 1813). Obwohl Gentz die Stellung Napoleons schon lange für erschüttert hielt, „nicht etwa durch den russischen Feldzug oder seit dem russischen Feldzuge“, erschien es ihm vorläufig doch zu gewagt, dem Korsen bewaffnet gegenüberzutreten, zumal da er an der Zuverlässigkeit der russischen Bundesgenossenschaft die größten Zweifel hegte. Österreich muß sich hüten, Napoleon Gelegenheit zu geben, seine sichere Stellung ins Schwanken zu bringen. „Denn an Österreich sind Gegenwart und Zukunft geknüpft. Alles andere ist halb oder ganz zerrüttet, niedergetreten, entseelt oder verfault. Wird die Kraft von Österreich auch nur momentan noch einmal zersprengt, so gibt es für alles übrige nicht einen Vereinigungspunkt mehr.“ (Brief vom 6. Juli 1813.)

Inzwischen hatte Metternich, dem schon längst Gentz’ allzu große Besorgnis komisch erschienen war (vgl. Metternichs Brief an die Gräfin Wrbna, zit. bei Salzer, a. a. O. 462, Anm. 1), den Entschluß gefaßt, an der Seite der Verbündeten zu kämpfen. Noch aber sollte Gentz die Genugtuung erleben, alle diese Ideen, die ihn bewegten, dem eigentlichen Leiter der Geschicke Europas, dem Kaiser Alexander selbst, entwickeln zu dürfen. Am 16. Juni 1813 ließ ihn der Kaiser durch Nesselrode zu sich bitten, lud ihn zur Tafel und zog ihn nachher in ein längeres Gespräch. Gentz berichtet darüber am 24. Juni 1813: „Ich fand den Kaiser im ganzen gerecht, billig und vernünftig, bei gewissen Wendungen des Gesprächs jedoch sehr montiert; ich bemerkte wohl, daß die Idee, vom Kriege abzulassen, ohne die großen Zwecke, mit welchen man sich schmeichelte, erreicht zu haben, ihm an der Seele nagte, und daß er (seinem Gefühl nach) ein Königreich darum geben würde, wenn er Österreich bewegen könnte, o h n e irgendeinen Friedensversuch die Waffen zu ergreifen. Doch scheint er von der anderen Seite vollkommen einzusehen, daß es reiner Unsinn wäre, den Krieg ohne Österreichs Beitritt fortsetzen zu wollen. ...... Denn er machte unter anderem selbst die Bemerkung, der Unterschied zwischen den Gegenständen, auf welche Österreich insistieren wollte, und denen, welche Preußen und er für wesentlich hielten, verlöre ja ohnehin sein ganzes Gewicht, wenn es denn doch einmal entschieden wäre, daß man Deutschland, Italien und Holland nicht befreien könnte“. Gentz führte dann aus, warum Österreich eher für einen Frieden als für Teilnahme am Kriege sein müsse. Und wenn Alexander ihn um Rat fragen sollte, dann würde er ihm antworten: „Plutôt la paix — quelque répugnances qu’elle inspire à Votre Majesté, — que de vous séparer de nouveau de l’Autriche“ —. „Durch dieses Räsonnement“ (berichtet Gentz weiter) „schien er sehr frappiert, hörte es (wie überhaupt jedes meiner Worte) mit gespannter Aufmerksamkeit an und antwortete mir: „C’est très vrai, c’est très beau, voilà ce qui s’appelle parler

en homme d'état. L'union est plus nécessaire que tout le reste etc.“ Das Gespräch kam auch auf Metternich. „Der Kaiser gestand mit Freimütigkeit, man hätte ihm über Ihre politischen Grundsätze und Ihren politischen Charakter allerlei nachteilige Eindrücke beizubringen gesucht (er gab zu verstehen, daß dies hauptsächlich von Romantzoff herrührte) und er hätte daher lange Mißtrauen genährt.“ Zum Schluß des Schreibens macht Gentz noch einige Bemerkungen über zwei russische Diplomaten, die nicht unerwähnt bleiben mögen: „Nesselrode wird uns keine Schwierigkeiten in den Weg legen. Er ist äußerst lenksam und gelehrig, nicht aus innerer Gewandtheit sowohl als aus Schwäche. Ich fand ihn allerdings, wie Ew. Exz. es mir vorher gesagt hatten, weit unter meiner Erwartung. Bei dem allem sind wir gewiß sehr dabei interessiert, daß Nesselrode seinen Kredit nicht verliere. Denn hinter ihm steht einer der bösesten und gefährlichsten Menschen und einer der bittersten Feinde Österreichs, nämlich Anstedt, der Tag und Nacht auf Mittel sinnt, Nesselrode zu stürzen, und dem es nach einigen, mir zugekommenen Winken auch wohl gelingen könnte.“ W. R.

1814. Die Verschwörung zu Tomsk.

IV 1912, VIII, 622—644.

Ein Anonymus berichtet auf Grund von Material aus dem Senatsarchiv über eine Episode, die des historischen Interesses durchaus nicht entbehrt, aber wohl nicht eine so eingehende, breitfließende Darstellung verdient hätte.

Es handelt sich um den im Jahre 1814 geplanten Versuch der in Tomsk untergebrachten polnischen Kriegsgefangenen und Verbannten, sich gewaltsam zu befreien, eine Verfassung zu verkünden, sich mit ihren in Sibirien verstreuten Volksgenossen zu vereinen und dann von Sibirien aus in das Innere Rußlands zu ziehen, „Napoleon zu Hilfe, der mit vier Armeen in Rußland einfallen wird“. Auch hier war es das glanzende Phantom der Befreiung Polens durch Napoleon, das diese unglücklichen Menschen blendete und mit phantastischen Ideen erfüllte. Wie Napoleon dem Volksempfinden sich darstellte, welche Hoffnungen man an sein Erscheinen knüpfte, zeigt ein bei der Untersuchung zutage gefördertes Schriftstück, das „Manifest Napoleons“, das in französischer Sprache zu den Polen gelangt, von ihnen ins Polnische übersetzt und vielfach abgeschrieben worden war. Man erkennt aus seinem Inhalte, daß diese Verschwörung weit mehr aus sozialen als aus nationalen Wünschen entstanden war.

Napoleon war nicht so sehr der Befreier aus der Fremdherrschaft eines anderen Volkes, sondern viel eher der Erlöser für die bedrückte und entrechtete Menschheit. So verkündigt er in seinem „Manifest“ „1. Es wird jedem Fürsten, Grafen, Edelmann, Kaufmann, Bürger und Bauern, wes Volkes er sei — abgabenfreier Handel gestattet. 2. Wir befehlen, von nun ab keine Kopfsteuer mehr zu bezahlen. 3. Jedem soll es erlaubt sein, zu rauchen, Wein zu trinken und Salz zu gebrauchen, ohne davon

Abgaben zu bezahlen, denn von Adam stammen sie ab und sollen alle gleich sein.“ 4. (Freiheit des religiösen Bekenntnisses.) 5. „Die Edelleute und Gutsbesitzer sollen keine Bauern mehr besitzen dürfen, sondern nur mieten. Und ferner hat jeder das Recht, mit 6 Pferden vor dem Wagen zu fahren. 6. Die Übeltäter nach rechtem Gericht zu verurteilen, innerhalb von drei Tagen auf Grund eines Gesetzbuchs, ohne Ansehn der Person.“ 7. (Die Richter sollen gewählt werden.) 8. (Versammlungs- und Vereinsfreiheit.) 9. (Von jedem Hause, mit Ausnahme der Geistlichen, soll eine Steuer von 2.50 Rubel erhoben werden.) 10. (Das Stempelpapier soll abgeschafft werden.) 11. (Freizügigkeit.) 12. „Wenn jemand diese Punkte nicht beachtet und wagen sollte, ihnen ungehorsam zu sein oder gar ihnen zu widersprechen, der soll nach diesem Verbrechen nicht länger als zwei Tage am Leben bleiben.“

In heimlichen Versammlungen, in denen diese Proklamation von Hand zu Hand ging und die Gemüter erhitzte, und in denen man recht oft auf das Wohl Napoleons trank, wurde alles für den Aufstand besprochen, der am Tage des heiligen Nikolaus des Wundertäters, wo die Bevölkerung durch die Prozession in Anspruch genommen war, ausbrechen sollte. Es kam jedoch nicht dazu: die Behörden, von einem Verräter benachrichtigt, nahmen noch rechtzeitig die Haupträdelsführer gefangen. Vierzig Personen wurden vor Gericht gestellt und schwer bestraft. W. R.

1844. Geheime Verabredung zwischen Nikolaus I. und der englischen Regierung über die orientalische Frage.

Izvěstija Ministerstva Inostrannych Děl 1912, Heft 3.

Im Jahre 1902 drangen bei einer Polemik, die der Rezensent der „Times“ gegen Georges Peel, den Verfasser des Werkes „The Enemies of England“, führte, Nachrichten in die Öffentlichkeit über eine geheime Abmachung, die im Jahre 1844 zwischen Kaiser Nikolaus während seines Aufenthaltes in London mit Wellington, Robert Peel und Lord Aberdeen geschlossen worden sei. Die englischen Minister hätten dem Kaiser versprochen, ihren persönlichen Einfluß zugunsten der griechischen Kirche in Jerusalem und der russischen Ansprüche auf den Besitz der heiligen Stätten gegenüber den französischen geltend zu machen. Diese Mitteilungen erregten großes Aufsehen, da durch sie auf die Haltung Englands Rußland gegenüber in der Zeit vor dem Krimkriege ein eigenartiges Licht fiel. Es kam darüber sogar zu einer Interpellation im Parlament, die der Unterstaatssekretär Cranborn dahin beantwortete, daß weder in den Archiven des englischen Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten noch in der von der russischen Regierung herausgegebenen Sammlung von Staatsverträgen und Konventionen zwischen Rußland und England irgendeine Spur irgendeiner geheimen Abmachung sich erhalten habe.

Peel ergriff noch einmal das Wort in der „Times“ und machte Mit-

teilungen, die schon mehr der Wirklichkeit entsprachen. Aber noch immer ergingen sich englische Historiker und Publizisten in vagen Vermutungen. Erst dem Direktor des Reichsarchivs und des Petersburger Hauptarchivs *S. M. Gorjainov* ist es gelungen, gestützt auf bisher unzugängliches Material im Reichsarchiv eine vollständige Aufklärung über die im Jahre 1844 getroffenen Abmachungen und ihr weiteres Schicksal zu geben.

Bekannt ist der Anlaß zu der berühmten Reise des Kaisers Nikolaus nach England (1844). Er wollte England von dem für ihn bedrohlichen Zusammengehen mit Frankreich lösen und seinen Wünschen dienstbar machen. Scheinbar fanden seine in Unterhaltungen mit englischen Staatsmännern geäußerten Pläne über die Lösung der orientalischen Frage bei ihnen volle Zustimmung. Und dem Grafen Nesselrode, der zwei Monate später auf der Reise nach Brighton in London haltmachte, um seinerseits die Konferenzen fortzusetzen, gelang es ohne Mühe, die mündlichen Abmachungen in einem schriftlichen Memorandum zu fixieren. In diesem Memorandum, das durch Gorjainov zum ersten Male bekannt wird, ist von der Frage der heiligen Stätten nicht die Rede, wie in der „Times“ irrtümlich behauptet wurde. Die Abmachungen tragen mehr allgemeinen Charakter: Davon ausgehend, daß beide Mächte ein Interesse an der Aufrechterhaltung der Türkei haben, wollen sie ihre gemeinsamen Bemühungen darauf richten, ohne die Türkei mit Kleinigkeiten zu belästigen, daß die Pforte gewissenhaft alle in den Verträgen übernommenen Verpflichtungen erfülle. Ferner wollen sie gemeinsam die christlichen Untertanen des Sultans in ihren Schutz nehmen und nur gemeinsam in ihrem Interesse Vorstellungen machen. Zum Schluß wird die Möglichkeit eines Zusammenbruches der Türkei ins Auge gefaßt; man einigt sich auf die beiden Punkte: 1. Chercher à maintenir l'existence de l'Empire Ottoman dans son état actuel, aussi longtemps que cette combinaison politique sera possible. 2. S'il croule, se concerter préalablement surtout ce qui concerne l'établissement d'un nouvel ordre des choses .... Der Kaiser war mit der Fassung des Memorandums durchaus einverstanden, nur hatte er drei wichtige Wünsche. Der Punkt 2 sollte nicht lauten: „S'il croule“, sondern „Si nous prévoyons qu'il doit crouler“. Wir werden nachher sehen, welche Bedeutung diese Änderung, die Nesselrode eine „legère modification d'un passage où l'incorrection portait plûtôt sur les termes que sur le sens même“ nannte, für die Entwicklung der englisch-russischen Beziehungen und den Ausbruch des Krimkrieges selbst haben sollte. Ferner wünschte der Kaiser die schriftliche Fixierung der mündlichen Abmachungen auf Grund des Memorandums und endlich die Behandlung dieser Fixierung als eines Staatsvertrages.

Wie verhielt sich Lord Aberdeen, der damalige Minister des Auswärtigen zu diesen Forderungen?

Die „legère modification“ billigte er scheinbar vollkommen, nachdem ihm Brunnow noch zur Erläuterung eine Stelle aus einem Privatbrief

Nesselrodes an ihn vorgelesen hatte: „L'Empereur pense toujours qu'il ne faudrait pas attendre que le malade fût mort et enterré, pour s'occuper de ce qu'il y aurait à faire de sa succession". Er ließ aber diesen Nachtrag durch Brunnow selbst in das für England bestimmte Exemplar eintragen und sprach dabei sehr bedeutsame Worte, die offenbar zur Weitergabe an den Kaiser bestimmt waren: „Si plus tard ce mémoire passait en d'autres mains que les miennes, ou pourrait dire que cette seconde version, intercalée dans le texte original, indique de la part de votre cabinet une certaine impatience à aller au devant des événements, un désir d'anticiper sur une catastrophe qu'il est de notre intérêt d'éviter".

Zu der Frage, ob die mündlichen Abmachungen schriftlich fixiert werden sollten, verhielt sich Aberdeen zunächst ablehnend; er meinte, es genüge vielleicht, die Angelegenheit auf mündlichen Besprechungen beruhen zu lassen. Denn er hatte der russischen Forderung gegenüber einen schweren Stand, da Robert Peel sogar gegen eine schriftliche Fixierung formell protestiert hatte und auch Stratford Canning nicht verfehlte, von Konstantinopel aus seine warnende Stimme ertönen zu lassen. Schließlich nahm Aberdeen aber doch das russische Memorandum entgegen.

Die dritte Forderung des Kaisers, daß das Memorandum als offizieller Staatsvertrag behandelt werde, getraute sich Brunnow gar nicht, dem englischen Minister mitzuteilen. Er machte nur den Vorschlag, daß man sich darauf beschränken wolle, durch einen konfidentiellen Briefwechsel zwischen Aberdeen und Nesselrode das Vorhandensein des Memorandums in den Archiven beider Ministerien des Auswärtigen festzustellen.

Aber auch dies schien für Aberdeen noch viel zu weit gegangen zu sein; er erbat sich erst einige Tage Bedenkzeit, nach deren Ablauf er sich mit Brunnows Vorschlag einverstanden erklärte.

Am 16./28. Dezember 1844 richtete nun Nesselrode den von Brunnow vorgesehenen vertraulichen Brief an Aberdeen, in welchem er ihm die vollstandige Zustimmung des Kaisers zu dem Memorandum mitteilt. Dieser Brief wurde am 9./21. Januar 1845 durch Brunnow an Aberdeen ausgehändigt, der noch am gleichen Tage in ähnlichem Sinne antwortete. Es sei bemerkt, daß die Frage der Aufbewahrung in keiner Weise berührt wurde. Zugleich mit dem Antwortschreiben übergab der englische Minister dem russischen Botschafter das für Rußland bestimmte Exemplar des Memorandums, aber ohne den von Nikolai gewünschten Zusatz.

Als Ergebnis der diplomatischen Verhandlungen stellen wir also fest (bei Gorjainov haben wir eine solche Präzisierung vermißt):

1. Der englische Minister des Auswärtigen nimmt den vom Kaiser von Rußland gewünschten wichtigen Zusatz zum Memorandum nicht in das für Rußland bestimmte Exemplar auf. 2. Er nimmt den russischen Zusatz gleichsam nur zur Kenntnisnahme (Brunnow mußte ihn selbst

in das für England bestimmte Exemplar nachtragen !). 3. Das russische Exemplar wird nicht als Staatsvertrag behandelt, sondern als ein die persönliche Zusage des gegenwärtigen Ministers des Auswärtigen fixierendes Schriftstück, das dementsprechend auch in persönlicher Verwahrung des Ministers bleibt.

Der Kaiser war mit dem Abschluß der Verhandlungen zufrieden; er glaubte, sich den Weg nach seinem Wunsche geebnet zu haben. Vorläufig zeigten sich auch keine Schwierigkeiten; die auf Aberdeen folgenden Minister des Auswärtigen erkannten das Memorandum an und nahmen es in ihre persönliche Verwahrung. Die ganze Frage wurde akut durch den Streit um die heiligen Stätten. Der Kaiser hielt jetzt den — seiner Meinung nach im Memorandum von 1844 vorgesehenen — Augenblick für gekommen, England an die übernommenen Verpflichtungen zu erinnern. Es ist die berühmte Unterredung vom 9. Januar 1853 zwischen dem Kaiser und dem englischen Gesandten Hamilton Seymour, in welcher zum erstenmal öffentlich das Wort vom „kranken Mann“ ausgesprochen wurde. Während es bisher dem Grafen Nesselrode, der übrigens zu dieser und den folgenden Unterredungen mit Seymour nicht hinzugezogen wurde, gelungen war, die wahren Absichten der russischen Politik, die dem Memorandum von 1844 zugrunde gelegen hatten, durch die Sprache der Diplomatie zu verschleiern, zerriß jetzt die „Offenherzigkeit“ Nikolais (so nennt es Gorjainov) den letzten Schleier und zeigte England unverhüllt, was der Kaiser wollte. Zugleich sollten sich jetzt die verhängnisvollen Folgen der von der russischen Diplomatie bei den Verhandlungen über das Memorandum begangenen Fehler [1]) zeigen.

England bestritt zunächst energisch, daß die Frage der heiligen Stätten dem im Memorandum vorgesehenen Falle entspreche. Eine gemeinsame Aktion Rußlands und Englands könne nur den Gang eines Prozesses beschleunigen, den zu verhindern der Zweck des Memorandums sei. Lord Russel drohte, die geheimen Abmachungen mit Rußland und die vertraulichen Mitteilungen von seiten des Kaisers den übrigen Nationen mitteilen zu müssen, und mahnte zum Schlusse den Kaiser zur Versöhnlichkeit und Besonnenheit.

Kaiser Nikolaus war jedoch schon zu weit gegangen, um zurückzukönnen. Er glaubte sich von England betrogen; der Bruch war unvermeidlich geworden.

Es liegt ein eigenartiges Spiel des Schicksals darin, daß gerade das Memorandum von 1844, durch das der Kaiser die Grundlage zu einem friedlichen Zusammengehen mit England in der orientalischen Frage gelegt zu haben glaubte, den vollständigen Bruch herbeiführte. Die Schuld daran trugen der Kaiser selbst und seine verantwortlichen Diplomaten Nesselrode und Brunnow, die in den Verhandlungen mit England zu wenig Sorgfalt und Vorsicht gezeigt hatten. Denn versucht man erst,

---

[1]) Es sei betont, daß wir nicht über Gorjainovs Urteil referieren, sondern unser eigenes aussprechen.

den Maßstab völkerrechtlicher Verträge an dieses Memorandum zu legen, so erkennt man seine durchaus monströse Gestalt: es fehlen ihm fast alle notwendigen Merkmale eines Staatsvertrages. Zunächst ist zu bemerken — worauf auch Gorjainov noch ausdrücklich hinweist —, daß, während der Kaiser als Selbstherrscher für seine im Memorandum ausgedrückte Willenserklärung verantwortlich war, der englische Minister des Auswärtigen (noch nicht einmal das Kabinett) nur eine persönliche — Gorjainov nennt sie moralische — Verantwortung übernommen hatte, durch die er selbst und auch die englische Regierung völkerrechtlich in keiner Weise gebunden waren. Dann aber fehlte — und das ist u. E. der wichtigste Punkt, den Gorjainov nicht klar zum Ausdruck gebracht hat — dem Memorandum überhaupt der grundlegende Charakter eines Staatsvertrages: die wechselseitige Erklärung des auf denselben Zweck gerichteten, übereinstimmenden Willens der Parteien.

Wir sahen oben, daß die beiden in London und Petersburg aufbewahrten Fassungen nicht den gleichen Wortlaut hatten. Die russische hatte auf besonderen Wunsch des Kaisers den von Brunnow in das für den englischen Minister bestimmte Exemplar hineingefügten wichtigen Zusatz erhalten, während die englische Fassung, die an Brunnow ausgehändigt wurde, ohne den Zusatz geblieben war. Beide Parteien gingen darnach in der Auffassung des Zeitpunktes, wann das im Memorandum verabredete gemeinsame Vorgehen gegen die Türken erfolgen sollte, beträchtlich auseinander. Es war u. E. nicht verschiedene Interpretation des gleichen Schriftstückes (wie Gorjainov meint), welche den Bruch herbeiführte, sondern der durch die Unachtsamkeit der russischen Diplomaten verursachte Irrtum Nikolais, der ihn wähnen ließ, England auf Grund des Memorandums an seiner Seite mit in die Wirren der orientalischen Frage reißen zu können.

Die englische Politik hatte es trotz den wechselnden Ministerien mit bewunderungswürdiger Konsequenz und Geschicklichkeit verstanden, die im Memorandum von 1844 drohenden Fesseln von sich fernzuhalten. Und Lord Derby hatte das Recht auf seiner Seite, als er am 31. März 1854 im Hause der Lords sagte: „Dieses Memorandum war überhaupt kein offizieller Akt, sondern eine rein private Verbindlichkeit, die allein den edlen Grafen Aberdeen band, der im Jahre 1844 erster Staatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten war, und in keiner Weise die folgende Regierung. Dieses Aktenstück wurde im Ministerium nicht mit den anderen entsprechenden Aktenstücken aufbewahrt, sondern jedem neu das Amt eines Staatssekretärs Antretenden übergeben, wobei eine Kopie von ihm im Ministerium nicht aufbewahrt wurde." W. R.

Krimkrieg.

RA 1912, II, 254—281.

Ein trauriges Kapitel aus der Geschichte des Krimkrieges behandelt das Memoire eines Mitkämpfers von Sebastopol, *J. Lebedev:* die unzulängliche Fürsorge für die Verwundeten und Invaliden. Allerdings ge-

winnt man den Eindruck, daß der Verf. in mehr oder weniger gerechtfertigter Verbitterung sehr schwarz malt, aber die Tatsache, daß das „Invalidenfürsorgekomitee“ mit den ihm anvertrauten Geldmitteln gewissenlos umging und mit phrasenhaften, inhaltlosen Rechenschaftsberichten, von denen hier einige Proben gegeben sind, manche fragwürdigen Manipulationen bemäntelt, wird schwerlich in Abrede zu stellen sein.

R. S.

Sektenwesen in Südrußland.

RA 1912, II, 234—239.

Auf Grund von Akten aus dem Gouvernementsarchiv in Astrachań handelt *P. Iudin* über eine Raskolnikensekte aus den 20 er Jahren des 19. Jahrhunderts, die Jkonoborcen (Bilderstürmer). In dem großen Dorfe Prišib an der Achtuba begann 1817 der zugewanderte Bauer Michael Surikov, der bei einem Aufenthalt im Kaukasus mit verschiedenen Sekten in Berührung gekommen war, gegen die Bilderverehrung zu predigen. Der Umstand, daß Surikovs Vater zum Dorfältesten gewählt wurde, begünstigte die Ausbreitung der Lehre unter den Dorfgenossen. Die neue Sekte verwarf die Verehrung der Heiligen vollständig und erkannte nur Jesus Christus, die Propheten, die Apostel und Johannes den Täufer an. Kirchen und Priester hatte sie nicht, die Taufe ersetzte sie durch „Buße und Lossagung von der Sünde“, das Abendmahl durch die Verkündung von Gottes Wort. Die unausbleiblichen Konflikte mit der orthodoxen Geistlichkeit begannen 1821, und da die Sektierer aggressiv vorgingen, sah sich die Gouvernementsregierung 1822 (nicht 1892, wie die Überschrift des Aufsatzes irrtümlich angibt) zum Einschreiten genötigt. Die Ausbreitung der Sekte wurde dadurch nicht gehindert; nach einer amtlichen Feststellung hatte sie 1824 bereits in 18 Dörfern des Gouvernements, das sonst von der Raskolbewegung fast frei geblieben war, Fuß gefaßt und sogar unter den Kosaken des Astrachanischen Heeres hier und da Anklang gefunden. Ein zunachst erzwungener Widerruf der Führer erwies sich als unnütz; von der Verhandlung in Astrachań nach Prišib zurückgekehrt, nahm die Familie Surikov ihre alte agitatorische Tätigkeit sofort wieder auf. Nun griff das Ministerkomitee ein und verwies die Angelegenheit vor ein Kriminalgericht. Die Sektierer — im ganzen 297 Köpfe — unterwarfen sich diesmal jedoch nicht und ließen das Urteil — Verschickung ins taurische Gouvernement — ruhig über sich ergehen. Sie wurden 1826 in die Gegend von Melitopol’ deportiert; was dort aus ihnen geworden ist, gibt Judins Aufsatz nicht an. R. S.

VII. Rußland im 20. Jahrhundert.

VIII. Ukraine.

Ende 16. bis Mitte 17. Jahrh. Organisation der Lemberger Stauropigialbrüderschaft.

MS CVI, 25—40; CVIII, 5—38.

Nach den bekannten Arbeiten von Zubryćkyj, Hołovaćkyj, Petruševyč, Šaranevyč und Mylkovyč über die Organisation und Geschichte der Lemberger Stauropigialbrüderschaft lieferte zuletzt im Jahre 1904 Krylovśkyj eine umfangreiche Monographie über dieses Thema und gab die darauf bezüglichen Akten im Archiv Jugo-Zapadnoj Rossii Teil I, Bd. X—XII, heraus. Schon bei der Besprechung der letztgenannten Publikation (vgl. MS. LXXV) wies *Fedir Sribnyj* nach, daß Krylovśkyj nicht einmal das von ihm selbst edierte Material gehörig ausgenützt habe, und unternimmt nun den Versuch durch eigene Nachforschungen die Lücken der bisherigen Bearbeitungen auszufüllen. Zunächst beschäftigt er sich mit der Eximierung der Brüderschaft von der Oberhoheit der Lemberger Bischöfe. Diese erfolgte bekanntlich durch das Privileg, welches der Brüderschaft von dem Antiochier Patriarchen Joachim am 1. Jänner 1586 erteilt wurde. Alle bisherigen Forscher erblickten in dieser Eximierung die Quelle der späteren heftigen Streitigkeiten zwischen der Brüderschaft und den Lemberger Bischöfen. Sribnyj geht von der ganz richtigen Ansicht aus, daß die Brüderschaft sich eben infolge früherer Streitigkeiten mit den Bischöfen um ein derartiges Privileg bemühte, daß folglich die Eximierung nicht die Ursache, sondern die Folge der Streitigkeiten war, und führt zur Unterstützung seiner Ansicht einige Beweise an. Hierauf untersucht er die Zusammensetzung der Brüderschaft und sucht auf Grund der vorhandenen Mitgliederverzeichnisse, die Zahl der Mitglieder festzustellen. Das Verzeichnis vom Jahre 1586 enthält bloß 12 Namen, doch meint der Verf., daß in dieses nur hervorragende Patrizier, die sich um die Reform der Brüderschaft bemüht haben, Aufnahme fanden. In den 90er Jahren des 16. Jahrhunderts zählte die Brüderschaft ca. 50 Mitglieder, in den ersten Dezennien des 17. Jahrhunderts 30—36, gegen Mitte des Jahrhunderts sank diese Zahl auf 20 und zur Zeit der Kriege mit Chmelnyćkyj gar auf 16. Daß eine Organisation mit so geringer Mitgliederzahl eine so bedeutende kulturelle und nationale Tätigkeit entwickeln und über ganz bedeutende Geldmittel verfügen konnte, erklärt sich dadurch, daß die Brüderschaft als Zentralausschuß der ganzen ukrainischen Bevölkerung von Lemberg angesehen und von derselben immer unterstützt wurde. Im dritten Teile der Abhandlung bespricht Sribny die Rolle der Griechen in der Brüderschaft. Auf Grund der Lemberger Konsularakten stellt er fest, daß die Zahl der in Lemberg fest angesiedelten Griechen sehr gering war, und daß die Griechen sich erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts dort niederzulassen begannen. Dementsprechend bildeten sie unter den Mitgliedern der Brüderschaft nur einen verschwindend kleinen Teil. In Mitgliederverzeichnissen aus verschiedenen Jahren finden wir nur je 3—5 griechische Namen, am meisten im Verzeichnisse von 1633: 9 unter 36 Mitgliedern. Auch die Tätigkeit der Griechen in der Brüderschaft selbst war nur unbedeutend. Die Druckerei wurde von den ruthenischen Mitgliedern gegründet, desgleichen auch die Schule der Brüderschaft; der Anteil der Griechen an der Erbauung der neuen Kirche wird gewöhnlich stark übertrieben; an den Kämpfen

der Brüderschaft gegen die Lemberger Bischöfe, gegen den Magistrat, an verschiedenen Gesandtschaften und Deputationen an die Provinzial- und General-Landtage beteiligten sich fast ausschließlich die ruthenischen Mitglieder. So gelingt es dem Verf. die Grundlosigkeit der weit verbreiteten Ansicht von einer dominierenden Rolle des griechischen Elements in der Stauropigialbrüderschaft an den Tag zu bringen. Nur das eine darf nicht geleugnet werden, nämlich daß die Griechen durch ihre reichen Schenkungen zugunsten der Brüderschaft derselben materielle Mittel zur Verfügung stellten, ohne die eine intensivere Tatigkeit kaum möglich gewesen wäre. M. K.

1658. Die Union von Hadjač.

MKUG VII (1910), 65—85; VIII (1911), 5—39.

Die Union von Hadjač, in welcher Polen die politische Sonderstellung der Vojevodschaften von Kiev, Černyhiv und Braclav als Groß-Herzogtum Rus' in aller Form anerkannte, wurde in der populären ukrainischen Historiographie der neuesten Zeit als großer Erfolg der diplomatischen Kunst und politischen Geschicklichkeit des Hetmans Vyhovśkyj gepriesen und zugleich auch die Person des Hetmans von einem Nimbus umhüllt. Als Reaktion gegen eine derartige Auffassung ist die vorliegende Arbeit von *Mykola Stadnyk* anzusehen. Nach kurzer Übersicht der aus den Arbeiten Kostomarovs, Kubalas u. a. bereits bekannten Bemühungen Polens, durch diplomatische Verhandlungen die Ukraine wiederzugewinnen, schildert der Verf. eingehend die politischen Verhältnisse, welche den Abschluß der Union herbeiführten. In seiner Stellung als provisorischer Hetman von den Zaporoger Kozaken unter Barabaš sowie von der starken Fraktion Martin Puškars bedroht, von Rußland mit Mißtrauen begegnet, befand sich Vyhovśkyj in einer Zwangslage, die ihn den Polen in die Arme trieb. So entsprach die am 16. September 1658 zu Hadjač abgeschlossene Union mehr den persönlichen Interessen des Hetmans als denen des Landes. Hierauf unterzieht Stadnyk die Bestimmungen der Union einer eingehenden Analyse und kommt zum Resultat, daß sie für die Ukraine sowohl in staatsrechtlicher wie in national-politischer Beziehung bei weitem nicht so günstig waren, wie es auf den ersten Blick scheinen kann und gewöhnlich angenommen wird. M. K.

17.—18. Jahrhundert. Ein Glückspilz.

MS CV, 148—165.

In der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert war Polen Schauplatz verschiedenartiger Kämpfe, in welche alle Teile des Reiches, insbesondere aber die ukrainischen und weißrussischen Länder, hineingezogen wurden. Die Einwohner jener Gebiete mußten in zahllosen auswärtigen Kriegen fechten, und so mancher Edelmann wurde infolge fortwährender Einfälle der kosakischen, türkischen, tatarischen und moskovitischen Scharen von harten Schicksalsschlägen getroffen, ja an den Bettelstab gebracht. Umso seltsamer berührt uns das unter der oben

angeführten Spitzmarke von Dr. *Ivan Franko* veröffentlichte autobiographische Gedicht eines weißrussischen Edelmannes aus jener Zeit, das uns ein nahezu idyllisches Bild eines glücklichen Familienlebens ausmalt. Der Verf. des Gedichtes, Thomas Konstantin Dusjackyj-Rudomin (geb. 1654, gest. 1726), war Landrichter des Braclaver Bezirkes. Außer seiner eigenen Lebensgeschichte gibt er (auch in poetischer Form) Verzeichnisse der litauischen Hetmane und der Bischöfe von Vil'na aus den Jahren 1665—1726. M. K.

1702. Hajdamaken-Aufstand.

MS CVII, 10—38; CVIII, 39—56.

Ivan Franko veröffentlicht und erläutert ein historisches Gedicht in ukrainischer Sprache, das uns mitten in die anarchischen Zustände der polnischen Republik in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts einführt. Das Gedicht ist um so interessanter, als es die noch wenig bekannten Anfänge jener Aufstände der ukrainischen Volksmassen im 18. Jahrhundert zum Gegenstande hat, welche unter dem Gesamtnamen der Hajdamaken-Bewegung zusammengefaßt werden. Im Gegensatz zu den Kosakenaufständen des 17. Jahrhunderts charakterisiert sich diese Bewegung durch impulsive Ausbrüche, durch Mangel an einer festeren Organisation und durch Buntscheckigheit der Elemente, welche sich an derselben beteiligen. Das Gedicht schildert uns einige Episoden des Volksaufstandes unter Führung der kosakischen Obersten Samuś, Iskra und Abazyn im Jahre 1702. Da weder die neueste Monographie über die Hajdamaken-Bewegung von Fr. Rawita-Gawroński, noch die ältere von Antonovyč über die Vorkommnisse des Jahres 1702 zuverlässige Angaben enthalten, sieht sich Dr. Franko gezwungen, bei Erklärung des Gedichtes unmittelbar auf die Quellen zurückzugreifen. Auf diese Weise kommt er in die Lage, die Schilderung Antonovyčs in vielen Punkten zu berichtigen und zu ergänzen. M. K.

17.—18. Jahrh. Zur Verfassungsgeschichte des unter russischer Oberhoheit verbleibenden Teiles der Ukraine.

MS CVIII, 103—116.

Vor drei Jahren erschien eine umfangreiche Arbeit von M. E. Slabčenko, welche die innere Verfassung und Verwaltung des unter russischer Oberhoheit verbleibenden Teiles der Ukraine, der sog. Hetmanščyna, zum Gegenstande hatte. Unter dem oben angeführten Titel veröffentlicht *Mykola Vasylenko* einen Aufsatz, in welchem er die Arbeit Slabčenkos einer eingehenden Besprechung unterzieht. Er beweist die Haltlosigkeit der Ansichten Slabčenkos, daß der Vorsteherschaft einer Hundertschaft (sotnji) nur die dort wohnenden Kosaken unterstanden, und daß die Magistratur eines Regimentsrichters (polkovyj sudja) erst nach 1669 auftritt, bestreitet, daß das Zeitalter der Hetmane Mnowohrišnyj und Samijlovyc hervorragendere Bedeutung für die Entwicklung des Gerichts-

wesens gehabt hätte, und weist die Behauptung, die administrative Einteilung der Hetmanščyna sei der polnischen ganz nachgebildet, als vollkommen unbegründet und den Tatsachen widersprechend zurück. Zum Schlusse wirft er dem Verf. vor, daß er nicht einmal das bereits gedruckte Aktenmaterial ganz ausgenützt hätte und spricht seiner Arbeit jeden wissenschaftlichen Wert ab. M. K.

1710—1730. Die Wirtschaftspolitik der russischen Regierung gegenüber der Ukraine in den Jahren 1710—1730.

MS XCVIII, 55—74; CI, 63—100; CIII, 54—97; CV, 50—91.

Trotz der Lückenhaftigkeit des zur Verfügung stehenden Quellenmaterials versucht *Ivan Džydžora* Einblick in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Ukraine zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu gewinnen, indem er außer publizierten Quellen auch Aktenstücke des Charkover Archivs, des Rumjancev-Museums und des Moskauer Archivs des russischen Justizministeriums benützt. In seinen einleitenden Bemerkungen stellt der Verf. fest, daß an der Wende des 17. zum 18. Jahrhundert in der Ukraine sich ein intensiverer Übergang zur Geldwirtschaft bemerkbar mache, sowie daß in den ersten Jahren der Hetmanschaft Skoropadskyjs (bis 1715) der auswärtige Handel der Ukraine in starkem Aufschwunge begriffen sei. Ohne für die Richtigkeit seiner Thesen irgendwelche Beweise angeführt zu haben — alle im weiteren Verlaufe der Abhandlung angeführten Tatsachen scheinen gerade für das Gegenteil davon zu sprechen — versucht er die Ursachen jenes Aufschwunges zu ergründen. Als solche gelten ihm die massenhaften Güterkonfiskationen, welche Peter der Große nach der Schlacht bei Poltawa vorgenommen hatte, sowie die schweren materiellen Lasten, welche durch Verlegung von zehn russischen Dragonerregimentern in die ukrainischen Orte dem Lande aufgebürdet wurden; die erstgenannte Maßregel führte zur Konzentration der Produktionsmittel, die letztere zwang die Bevölkerung, sich den ertragreicheren Beschäftigungsarten, der Industrie und dem Handel, zuzuwenden! Daß diese Ansicht, welche Güterkonfiskationen und Dragonaden als Mittel zur Industrialisierung eines Landes gelten lassen will, unter allen bisherigen sozialökonomischen Theorien vereinzelt dasteht, braucht nicht erst gesagt zu werden. Interessanter, als jene höchst naiven Erörterungen und Kombinationen ist das im weiteren Verlaufe der Abhandlung — freilich nur in ganz rohen Strichen gezeichnete — Bild der Handelstätigkeit der Ukraine zu jener Zeit. Die ukrainischen Kaufleute zogen auf alten Handelswegen durch Polen nach Breslau und Danzig, durch Lithauen nach Königsberg. Unter den Ausfuhrartikeln nahmen die Ochsen die erste Stelle ein, welche hauptsächlich nach Breslau getrieben wurden, wobei einzelne polnische Magnaten, insbesondere der Kronschatzmeister, das Konvoi der einzelnen Transporte übernahmen, welches ihnen große Einkünfte brachte. In weiterer Reihe kamen Tabak, Getreide,

Selchwaren, Hanf, Salpeter, Pelzwaren, Wachs, Leder u. a. als Exportartikel in Betracht. Sehr bedeutend war in der Ukraine auch die Spirituosen-Industrie, doch wurden ihre Erzeugnisse zum guten Teil an Ort und Stelle verbraucht. Leider liefert das vom Verf. benützte Material keine statistischen Daten, welche uns die Höhe und den Wert der Ausfuhr wenigstens annähernd zu schätzen gestatteten. Nicht gering war auch der Handel mit der Krim, doch die Repressalien Peters d. Gr. hemmten ihn ganz bedeutend. Den Exporthandel trieben zum Teil die Mitglieder der kosakischen Vorsteherschaft auf eigene Faust, wobei sie sich sogar bestrebten, den Handel in einzelnen Artikeln und Gebieten in ihren Händen zu monopolisieren, zum Teil besondere Engrossisten. Der Kaufmannsstand war stark entwickelt und wohlhabend. Als Einfuhrartikel aus Deutschland werden vor allem Tuche, eiserne Werkzeuge für den Ackerbau, Waffen, silbernes und kristallenes Geschirr, Kupfer u. a. genannt. Auch hier fehlen statistische Daten; die überlieferten Einzelangaben lassen aber auf ganz bedeutende Werte schließen. Doch dieser Handel spielte sich unter großen Schwierigkeiten ab. Die höchst mangelhafte Sicherheit auf den Verkehrsstraßen in Polen, Mißbräuche der polnischen Beamten und Würdentrager, Unbeholfenheit des gesamten Gerichtswesens sowie die Unsitte, unbefriedigte Rechtsansprüche dem Auslande gegenüber an den Kaufleuten jenes Landes durch gewaltsame Konfiskation von Waren geltend zu machen, hemmten die Entwicklung des Handels. Die beinahe vollständige Annexion der linksseitigen Ukraine (östl. vom Dněpr) nach der Schlacht bei Poltava durch Rußland gewährte dem ukrainischen auswartigen Handel keinen besseren Schutz, obwohl Peter d. Gr. sich eines großen Einflusses in Polen erfreute. Ja, das Bestreben des Caren, außer der politischen auch die wirtschaftliche Autonomie der Ukraine zu beseitigen und den ukrainischen Handel in den Rahmen des allgemeinen russischen Handels einzuzwängen, versetzten dem ersteren den Todesstoß. Die allgemeinen Gesichtspunkte der Handelpolitik Peters d. Gr., welche sich im großen und ganzen im Rahmen des damals in ganz Europa herrschenden merkantilen Systems hielt, sind schon von mehreren russischen Forschern wie Miljukov, Thirsov, Kizevetter und Semenov eingehend untersucht worden. Džydžora lenkt die Aufmerksamkeit speziell auf jene Erlasse, welche den Handel der Ukraine betrafen. Er teilt sie in vier Kategorien ein: 1. Verbote, gewisse Waren auf bisher üblichen Verkehrsstraßen an bisher übliche Handelszentren auszuführen, zugleich mit Anordnungen, die russischen Hafenorte (Azov, Archangel'sk, Petersburg) zu benützen; 2. Einfuhrverbote gewisser ausländischer Waren; 3. Einschränkungen oder vollständige Ausschließungen gewisser Artikel aus dem privaten Handelsumsatz; 4. Maßregeln zur praktischen Durchführung der oben genannten Erlasse. Fast alle Handelsgesetze Peters d. Gr. erwiesen sich für die Ukraine als schadlich. Das Verzeichnis der Waren, deren Einfuhr verboten wurde, stimmt mit dem vom Gf. Kinsky abgefaßten Verzeichnisse der wichtigsten Handels-

artikel des schlesisch-ukrainischen Handels fast vollkommen überein. Der Straßenzwang involvierte neue ganz empfindliche Lasten, denn außer den einheimischen sog. Indukten und Edukten (ca. 2% des Wertes) mußten die ukrainischen Kaufleute auch russische Zölle und Hafengelder zahlen, welche bei manchen von protegierten russischen Fabriken produzierten Waren ganz bedeutend waren. Sehr empfindlich wurde der ukrainische Handel auch durch die Verfügung getroffen, welche die Kommandanten der Grenzposten mit der Durchführung der handelspolitischen Anordnungen betraute. Beim Überschreiten der Demarkationslinie waren die Kaufleute den unerhörtesten Schikanen und Mißbräuchen ausgesetzt. Diese Zustände brachten den legalen Außenhandel bald zum Stillstande, und der immer weiter um sich greifende Schleichhandel zwang die russische Regierung im Jahre 1721, die Zölle an der polnischen Grenze in Privatpacht zu geben. — Alle Bemühungen des Hetmans Skoropadśkyj, den Caren zur Zurücknahme der schädlichsten Verfügungen zu bewegen, blieben erfolglos. Die ukrainische Kaufmannschaft findet aber ganz unverhofft einen einflußreichen Verbündeten in der Person des deutschen Kaisers Karls VI. Im Jahre 1714 überreichten die schlesischen Kaufleute der österreichischen Regierung eine Denkschrift, in welcher sie, auf die große Bedeutung des Handels mit der Ukraine hinweisend, um Einflußnahme auf Beseitigung der von russischer und polnischer Seite eingeführten Hemmnisse baten. Die ersten daraufbezüglichen Verhandlungen eröffnete die österreichische Regierung mit dem russischen Gesandten in Wien, Jagušinskij, im Jahre 1720. Später wurden sie nach St. Petersburg verlegt und mit ihrer Weiterführung der österreichische Gesandte Graf Kinsky betraut. Er verlangte vollkommene Freigebung des ukrainisch-schlesischen Handels und machte davon die politische Haltung seines Hofes abhängig. Als Folge dieser Verhandlungen ist der Ukaz vom Jahre 1723 anzusehen, welcher den Handel mit Breslau, doch hauptsächlich nur mit Artikeln russischer Provenienz, freigab, die Einfuhr einzelner bisher nicht verbotener Waren aus Schlesien gestattete und die Einfuhrzölle für dieselben in der Höhe der russischen Hafenzölle statuierte. Er bedeutete hiermit für den ukrainischen Handel keine Erleichterung, ja in mancher Beziehung gar eine Erschwerung der bestehenden Zustände. Deshalb trachtete die österreichische Regierung einstweilen, den polnischen Staat zur Gewährung von Vergünstigungen für den ukrainischen Transithandel nach Schlesien zu veranlassen, um wenigstens den Handel mit Artikeln, deren Ein- und Ausfuhr von der russischen Regierung freigelassen wurde, aufrecht zu erhalten. In diesem Sinne wirkte der kaiserliche Gesandte Graf Wratislaw auf dem Landtage zu Warschau 1724 und zu Grodno 1727. Die Folge seiner Bemühungen war der am 19. April 1727 mit Polen abgeschlossene Handelsvertrag. Hier wurde den schlesischen Kaufleuten, welche in die Ukraine reisten, wie auch den ukrainischen, die ihre Waren nach Schlesien ausführten, freier Durchzug durch Polen verbürgt, und sie wurden zugleich vom Stapelrechte einzelner polnischer Städte eximiert.

Für die schlesischen Kaufleute galt Wieruszew, für die ukrainischen Luck als Zollstätte; die Zollsätze wurden genau festgestellt, alle Mißbräuche mit schweren Strafen bedroht. Zum Schlusse beschäftigt sich der Verf. mit Äußerungen der Unzufriedenheit, welche aus den Kreisen der ukrainischen Kaufmannschaft selbst hervorgingen und eine Änderung der bestehenden Zustände herbeizuführen trachteten. Diese wurden besonders seit dem Jahre 1727 laut, als der Regierungsantritt Peters II. Hoffnungen auf einen Systemwechsel des russischen Hofes der Ukraine gegenüber erweckte. Von den Versammlungen der ukrainischen Kaufmannschaft gingen Bitt- und Denkschriften, Vorschläge u. a. Schriftstücke an die russische Regierung ab, in denen die wichtigsten Forderungen in Punkten formuliert erscheinen. Auch der neue Hetman, Apostol, nahm sich der Sache eifrig an und bemühte sich, einerseits durch Vorstellungen an den russischen Hof eine Änderung der bisherigen Handelspolitik zu erwirken, andererseits durch Beschirmung des Handels im eigenen Lande die von den Erlassen Peters d. Gr. geschlagenen Schäden möglichst zu neutralisieren. Auf seine Anregung versammlten sich im Jahre 1728 die angesehensten Vertreter der ukrainischen Kaufmannschaft aus verschiedenen Städten und arbeiteten eine Denkschrift über die notwendigen Maßregeln zur Hebung des Handels aus. Diese Denkschrift diente dem Hetman als Leitfaden für seine handelspolitischen Verordnungen, und der Verf. hebt seine segensreiche Tätigkeit rühmend hervor. Doch der erhoffte Systemwechsel des russischen Hofes blieb aus. Ja, die russische Kommerzkommission beschloß, für Rußland und die Ukraine an der Reichsgrenze gemeinsame Zollschranken zu errichten und die russischen Grenzzölle sowohl von den russischen wie auch von den ukrainischen Kaufleuten zu erheben; dafür sollte den Ukrainern der bisherige Zoll, die Indukte, erlassen werden. Doch dieser Beschluß griff in die autonome Stellung der Ukraine zu tief ein und wurde von dem Senat zurückgewiesen. Erst 21 Jahre später erwiesen sich diese Rücksichten als nicht mehr notwendig, und die von der Kommission vorgeschlagene Maßregel erhielt die Sanktion des Caren. M. K.

1720—1730. Zur Geschichte der kosakischen General-Militärkanzlei.

MS CVII 39—51.

Die Organisation der Verwaltung in dem seit 1654 unter russischer Oberhoheit verbleibenden Teile der Ukraine (in der sog. Hetmanščyna) gehört zu den am wenigsten erforschten Gebieten der ukrainischen Geschichte. Erst in der neuesten Zeit wandten die Forscher ihre Aufmerksamkeit auch dieser Frage zu, und diesem Umstande haben wir die umfangreiche Arbeit über „Das ukrainische „Polk“ in administrativer Beziehung“ von Slabčenko (Odessa 1909) zu verdanken. Nun unternimmt *Ivan Džydžora* auf Grund einiger Aktenstücke aus den 20 er und 30 er Jahren des 18. Jahrhunderts den Versuch, einiges Licht auf die Einrichtung und Geschäftsführung des wichtigsten Zentralamtes der Hetman-

ščyna, der sog. General-Militärkanzlei, zu werfen. Einem dem Fürsten Šachovskoj vorgelegten Referate aus dem Jahre 1734 entnimmt der Verf., daß die General-Militärkanzlei nur ein Aushilfs- und Exekutiv-Organ des hetmanischen Amtes und von den Hetmanen ganz abhängig war. Unter allen Mitgliedern der Kanzlei nahm der General-Sekretär die einflußreichste Stellung ein, indem er über den wichtigeren Einlauf dem Hetman referierte und einzelne Geschäfte unter die Kanzleibeamten zur Erledigung verteilte. Um die Machtstellung der Hetmane zu beschränken, wollte Peter d. Gr. die General-Militärkanzlei zu einer autonomen Körperschaft umformen, deren Entscheidungen der Hetman nur im Appellationsfalle aufheben könnte. Diese Reform blieb aber unausgeführt. Im Jahre 1728 wurde die oberste Gerichtsbarkeit von der Militärkanzlei abgesondert und dem Generalgerichte zugewiesen, in welchem der Hetman nur die Rolle eines Präsidenten spielte; ähnliches geschah auch mit der Finanzleitung. Trotzdem galt die Militärkanzlei auch weiterhin als das wichtigste Zentralamt. Neben dem Generalsekretär erfreute sich in ihr der sog. Regent als Sachverständiger in Rechts- und Verwaltungssachen bedeutenderen Einflusses. Die Stellung eines Beamten in der General-Militärkanzlei galt als Vorstufe für höhere Würden; deshalb wurde hier bei Aufnahme von Beamten nicht nur auf Abstammung, sondern auch auf höhere Bildung gesehen. Als Geschäftsbücher wurden Gestionsprotokolle und Diarien geführt; in den Diarien fanden alle wichtigeren Vorkommnisse am Hofe des Hetmans Aufnahme. M. K.

1795—98 Ein Soldatenlied von Suvorov.

MS CVI, 169—175.

In einer handschriftlichen Sammlung der ukrainischen Volkslieder von dem bekannten Sammler der Volkssprüche Hryhorij Ilkevyč befindet sich ein russisches Soldatenlied über die Erstürmung Warschaus durch Suvorov. Dasselbe Lied wurde bereits von Holovaćkyj im dritten Bande seiner Volksliedersammlung veröffentlicht. Dr. *Ivan Franko* bestreitet die Ansicht Holovaćkyjs, daß manche russische Lieder beim ukrainischen Volke in Galizien Eingang gefunden hätten. Derartige Lieder waren nur in galizischen Priesterfamilien bekannt und fanden nur auf diesem Wege Anfnahme in Liedersammlungen . Da der Text des Liedes in verstümmeltem Zustande aufgezeichnet wurde, versucht Franko den ursprünglichen Wortlaut zu rekonstruieren. Mit Rücksicht auf die Andeutung auf einen bevorstehenden Feldzug nach Frankreich setzt er die Entstehungszeit des Liedes in die Jahre 1795—1798. M. K.

18. Jahrh. Ukrainische annalistische Aufzeichnungen in Ungarn.

MS CIV, 73—82.

In den ukrainischen Kirchen im nordöstlichen Ungarn befinden sich zahlreiche wichtige und interessante geschichtliche und literarische Denkmäler. Schon eine oberflächliche Durchforschung eines einzigen Komitats,

Marmaros, förderte 20 kostbare Handschriften aus dem 17. und 18. Jahrhundert an das Tageslicht; viele Handschriften gingen und gehen infolge der Teilnahmslosigkeit der Ortspriester verloren. *J. Bileńkyj* veröffentlicht die sog. „Huklyvśka litopyś" (aus dem Dorfe Huklyvyj, magy. Zugó), welche zerstreute Aufzeichnungen aus den Jahren 1660—1780 und von 1783 an zusammenhängende Nachrichten enthält, — sowie Aufzeichnungen auf einem Exemplar der Ostroger Bibel aus dem Dorfe Bedevla. M. K.

1837. Über den Verlag der „Rusalka Dnistrova".

MS CVIII, 117—139.

Neben der Person des Markijan Šaškevyč erregt auch das Schicksal der von ihm herausgegebenen Antologie „Rusalka Dnistrova", der ersten Publikation in der ukrainischen Volkssprache auf österreichischem Boden, allgemeines Interesse. Diese Publikation wurde aus Rücksicht auf die feindliche Stellung der österreichischen Zensur in Budapest gedruckt, aber auf Veranlassung des Zensors V. Levyćkyj nahm die österreichische Polizei die nach Österreich geschickten Exemplare in Beschlag. *Mychajlo Teršakoveć* versucht auf Grund der Briefe Holovackyjs, Petrovyčs u. a. die Druckkosten und die Höhe der Auflage, ferner die Anzahl der in Österreich konfiszierten sowie der in Ungarn verkauften Exemplare der „Rusalka Dnistrova" festzustellen. M. K.

1830—1843. Zur Lebensgeschichte Markijan Šaškevyčs.

MS CV, 92—115; CVI, 77—134.

Markijan Šaškevyč hat für die galizische Ukraine außergewöhnliche Bedeutung, nicht so sehr als Dichter, wie vielmehr als Apostel der nationalen Wiedergeburt, als Vorkämpfer für die nationale Selbständigkeit des ukrainischen Volkes, als Bahnbrecher der Richtung, welche das nationale Leben des ukrainischen Volkes in Galizien später eingeschlagen hat. Die 100 jährige Wiederkehr seines Geburtstages im vergangenen Jahre (1911) wurde deshalb in Galizien und in der Bukowina festlich gefeiert und gab zu zahlreichen Publikationen Anlaß, in welchen das Leben, die Tätigkeit und die Bedeutung des Dichters gewürdigt wurden. In der vorliegenden Arbeit bringt *Mychajlo Teraškoveć* eine Handvoll neuer, bis jetzt unbekannter Tatsachen aus Markijans Lebensgeschichte, die er aus dem Registratur-Archiv des Lemberger gr.-kath. Metropolitan-Konsistoriums geschöpft hat, und veröffentlicht zugleich die wichtigsten Aktenstücke aus demselben als Beilagen. Teršakoveć schildert eingehend die Bemühungen Šaškevyčs, der am 21. Februar 1830 wegen geringfügigen Disziplinvergehens aus dem gr.-kath. Priesterseminar ausgeschlossen wurde, seine philosophischen und theologischen Studien zu vollenden, versucht auf Grund neuer Daten, Aufschluß über seinen Aufenthalt zu jener Zeit sowie über seinen weiteren Studiengang zu geben, widerlegt die von M. Ustyjanovyč verbreitete

falsche Nachricht über die Haltung des Dichters dem polnischen Aufstande vom Jahre 1830/31 gegenüber und bringt einige neue Tatsachen über Šaškevyč als Seelsorger zu Humnyska, zu Nestanyći und zuletzt zu Novosilky. M. K.

Kleine Beiträge zur Charakteristik Markijan Šaškevyčs.

MS CV, 165—168.

M. Voznjak veröffentlicht aus dem Nachlasse Holovaćkyjs dessen Aufzeichnungen zur vergleichenden Charakteristik der Dichter M. Šaškevyč und M. Ustyjanovyć sowie die Beschreibung von vier slawischen Handschriften, welche sich im Besitze Šaškevyčs befanden. M. K.

1849—1850. Ukrainisches Bergschützen-Bataillon in Galizien.

MS CVII, 52—72.

Die Nachricht von dem Ausbruche des ungarischen Aufstandes im Jahre 1849 fand bei einzelnen Teilen der Bevölkerung Galiziens verschiedene Aufnahme. Während die polnische Intelligenz mit den Aufständischen sympathisierte und scharenweise unter die ungarischen Fahnen eilte, bewahrte das ukrainische Volk seinem Kaiser Treue, ja es stellte ein Bataillon freiwilliger Bergschützen auf, um auch seinerseits zur Unterwerfung der Rebellen beizutragen. Die Formierung und die Schicksale dieses Bataillons werden nun von *Ivan Krevećkyj* auf Grund gleichzeitiger Zeitungsberichte geschildert. Die Initiative zur Aufstellung des Bataillons ging von der damaligen obersten nationalen Organisation des ukrainischen Volkes, von dem „Zentralen Ruthenischen Rate“ (Holovna Ruśka Rada), aus, welcher am 1. Jänner 1849 einen Aufruf an die Bevölkerung erließ und gleichzeitig die kaiserliche Bewilligung zur Bildung eines Freiwilligen-Korps erwirkte. Es meldeten sich 3460 Freiwillige an, aus denen von den Offizieren 1410 Mann ausgewahlt und in 6 Kompagnien eingeteilt wurden. Der Verf. gibt uns hierauf ein Verzeichnis der im besagten Bataillon angestellten Offiziere und schildert eingehend alle Festlichkeiten, die aus Anlaß der Versammlung des Bataillons in Lemberg sowie seines Abmarsches nach Ungarn veranstaltet wurden. Zur Fahnenmutter des Bataillons wurde die Mutter des Kaisers, Erzherzogin Sophie, erkoren, welche eine prächtige Fahnenschärpe stiftete. Zur Uniformierung der Freiwilligen trugen die jüdischen Schneider in Lemberg durch ihre Spenden wesentlich bei. Am 6. September verließ das Bataillon Lemberg und wurde über Peremyšl nach Kaschau geführt. Über seine Haltung erstattete der Kommandeur, Major Waterflit, dem „Zentralen Ruthenischen Rate“ regelmäßige Berichte. Trotz der Bemühungen dieses Rats, das Freiwilligen-Korps ständig zu erhalten, wurde es im Jänner 1850 aufgelöst und die Formierung eines neuen Bataillons, infolge ungünstiger Begutachtung von seiten des Statthalters Grafen Gołuchoswki, nicht bewilligt.

M. K.

1850—1851. Hinter den Redaktionskulissen des Wiener „Vistnyk“ und der „Zorja Halyćka“.

MS CVII 73—109.

Auf Grund der Redaktionspapiere der Wiener Zeitung „Vistnyk“ sowie der Briefe J. Lozynśkyjs gibt *Mychajlo Voznjak* Beiträge zur intimen Geschichte der ukrainischen Presse in den 50 er Jahren des 19. Jahrhunderts. M. K.

1851—1911. Dem Andenken Jakiv Šulhyns.

MS CVII, 5—9.

Dem Andenken des am 27. November 1911 verstorbenen ukrainischen Gelehrten Jakiv Šulhyn widmet Prof. *M. Hruševśkyj* einen warmen Nachruf. Der Verstorbene gehörte zu den fortschrittlich gesinnten Trägern der ukrainischen Intelligenz in Rußland, stand zu Drahomaniv und zu den ukrainischen Emigranten in Genf in engen Beziehungen und war Mitarbeiter der ukrainischen Publikationen in Genf. Die administrative Deportation nach Sibirien im Jahre 1879 nahm ihm die Möglichkeit, eine amtliche Stellung in Rußland anzustreben; erst einige Jahre vor seinem Tode wurde er zum Lehrer am I. Gymnasium zu Kiev ernannt. Er veröffentlichte mehrere historische Arbeiten über Beziehungen der russischen Regierung zur Ukraine nach dem Jahre 1654; sein Hauptwerk war eine umfangreiche Arbeit über die letzte Episode der Hajdamakenbewegung, die sog. Koliivščyna vom Jahre 1768. M. K.

1883—1889. Ein Beitrag zur Geschichte der ukrainischen Bewegung.

In der bekannten Sammlung der Briefe Drahomanovs an Ivan Franko erschienen auch seine „Bemerkungen zum Programm der sozialistisch-föderalistischen Ukrainer“. Das Programm selbst, auf welches sich jene Bemerkungen beziehen, fehlt in der Sammlung und war bis jetzt den uneingeweihten Kreisen unbekannt. *Mychajlo Vasyljev* druckt nun dieses Programm ab, das besonders deshalb außerordentlich interessant ist, weil es uns über die Bestrebungen der zu einem Geheimbunde organisierten ukrainischen Jugend zu St. Petersburg in den Jahren 1883—1889 zuverlässig unterrichtet. Der Herausgeber gibt auch einige Nachrichten über die Zusammensetzung des Bundes und über die Entstehung des Programms.

M. K.

IX. Baltische Provinzen.

X. Finnland.

XI. Polen—Litauen bis 1572.

1283, 1306. Gefangennahme der Bischöfe Paul und Johann von Krakau.

KwH 1912, 26, S. 1—12.

Antoni Rybarski liefert über die Beteiligung des Geschlechts der Toporczyki an der Gefangennahme des Krakauer Bischofs Paul aus Przemankowo eine quellenkritische Untersuchung, deren Schlußergebnis er dahin formuliert, daß im Jahre 1283 der Bischof bei einer Zusammenkunft mit Leszek dem Schwarzen gefangen worden sei, und zwar von einigen nicht weiter bekannten Rittern aus dem Lande Sieradz. Die Toporczyki wären an dem Vorfall nicht beteiligt gewesen. Dagegen hätten diese die Gefangennahme des Bischofs Johannes Muskata von Krakau im Jahre 1306 ins Werk gesetzt. Welche Mitglieder des Geschlechts die Tat ausgeführt, sei trotz gegenteiliger Annahmen nicht bekannt.

J. P.

1520—21. Preußisch-polnischer Krieg.

AM 49, S. 343—415.

Sophie Meyer druckt den ersten, von 1519—21 reichenden Teil der Chronik des Königsberger Stadtschreibers Joh. Beler nach dem in der Königsberger Stadtbibliothek befindlichen Manuskript ab. Beler war etwa 1482 geboren, wurde 1517 Stadtschreiber, später Ratsherr und 1529 Bürgermeister der Altstadt Königsberg. 1539 starb er. (Näheres über ihn s. bei Meckelburg, Die Königsberger Chroniken aus der Zeit des Herzogs Albrecht, Königsberg 1865, S. XXVI—XXVIII.) Inhaltlich bietet die Chronik fast nichts Neues; nur die ergebnislosen Friedensverhandlungen in Thorn im Juni 1520 zwischen dem Hochmeister und König Sigismund I., zu denen Beler den Herzog begleitete, sind eingehender als sonst dargestellt.

E. Z.

1562—1563. Die Moldau in Beziehungen zu Polen und Östereich.

KwH 1912, 26, S. 13—53.

Bolesław Kudelka, ein Schüler Ludwig Finkels in Lemberg, schildert in einer für einen Anfänger vortrefflichen Arbeit das Emporkommen und die Beziehungen des moldauischen Usurpators Jakob Heraklides Despota zu Polen und Österreich (1562—63). Der Aufsatz charakterisiert sich als eine eindringende Einzeluntersuchung, die in einer methodisch anerkennenswerten Weise stets die verbindenden Fäden der kleinen örtlichen Vorgänge und Bestrebungen mit den großen politischen Gegensätzen der rivalisierenden politischen Mächte klarlegt. In dieser Erfassung des inneren Zusammenhanges des historischen Geschehens liegt der besondere Vorzug der Arbeit.

J. P.

XII. Polen bis 1795.

1685. Verleihung des Indigenats an einen westpreußischen Edelmann und Rechtfertigung seines Adels.

Zap TT Tom II Nr. 7, S. 113—126.

St. Kujot druckt das Privileg Johanns III. vom 3. Juni 1685 für den Mathias Kleszczyński ab, der vom Reichstag 1685 zum polnischen Indigenat (V. L. 1685, S. 730) zugelassen wurde. Er war „Terrarum Prussiae incola" und focht gegen Schweden, Russen, Ungarn und Tataren; schließlich wurde er gefangen genommen und zu bürgerlicher Beschäftigung gezwungen. Um dem infolgedessen zu befürchtenden Vorwurf des „złe użycie szlachectwa" (abusus nobilitatis) zu begegnen, nahm er an der Befreiung Wiens und an dem Feldzug am Gran teil und wurde daraufhin mit anderen 1685 von jenem Vorwurf gerechtfertigt und zum polnischen Indigenat zugelassen. Letzterer Ausdruck ist übrigens nicht, wie Kujot meint, ungenau, wenn der Kleszczyński auch in Westpreußen geboren war; denn das königliche Preußen hatte ja sein besonderes Indigenat, das nicht mit dem polnischen identisch war. Das Original befindet sich im Besitz der in Kulm lebenden Nachkommen des Mathias Kleszczyński.

E. Z.

Zur polnischen Publizistik 1765—1784.

BW 286, 1912, S. 78—114.

Wacław Orłowski stellt in einer fleißigen Untersuchung eine Auslese von kritischen und satirischen Äußerungen über polnische Verhältnisse in der Zeit von 1765—1784 zusammen. Er entnimmt sie der polnischen Zeitung Monitor, die am 21. Mai 1765 (erste Nummer) von dem Jesuiten Franz Bohomolec begründet wurde und von diesem bis zu seinem 1784 erfolgten Tode geleitet worden ist. Schon im Jahre der Begründung begann der Monitor, ursprünglich als Wochenschrift angelegt, infolge der Verbreitung, die er gefunden hatte, zweimal wöchentlich zu erscheinen. Er war das Organ der auf Reformen der polnischen Zustände bedachten Umgebung des Königs Stanislaus August Poniatowski. Einen örtlichen Vereinigungspunkt hatten die Reformfreunde in den berühmt gewordenen Donnerstags-Diners (obiady czwartkowe) auf dem königlichen Schlosse zu Warschau. So sind die Bestrebungen der Publizisten des Monitor, wenn auch ein unmittelbarer und sofortiger Einfluß auf die politischen Vorgänge ihnen versagt war, ein immerhin bemerkenswerter Ausdruck der in den höheren Schichten der Gesellschaft geltenden Auffassungen. Es ist der Geist der philosophischen Aufklärung, der aus den Zeilen des Monitor spricht. Mitarbeiter an der Zeitung waren nicht berufsmäßige Publizisten, sondern in der Regel literarisch veranlagte Männer in hohen Rangstellungen, wie der begabte Bischof von Ermland und spätere Primas Ignacy Krasicki, der auch in Beziehungen zu Friedrich dem Großen stand und als sein Gast das Voltaire-Zimmer in Sanssouci bewohnte.

Der höhnende Spott des Monitor betätigte sich in der Hauptsache in zwei Richtungen. Er wandte sich gegen die gedankenlose Nachäffung des französischen Wesens auf der einen Seite und auf der anderen gegen den Sarmatismus, unter dem man die üblen Auswüchse einer jede gesunde Fortentwicklung ablehnenden Einbildung

und einer verblendeten Überschätzung der heimischen Eigenart im privaten und öffentlichen Leben verstand. Dieser Sarmatismus, der die Zustände in Polen für schlechterdings vollkommen hielt und jeder Änderung abhold war, fand bei den Publizisten des Monitor keine Gnade: „Wie ein Götzenbild — sagt der Monitor (1765 Nr. 46) — haben wir das liberum veto, die Einzelstimme eines bestochenen Edelmanns, verehrt und geachtet. Von unseren Vätern hat sich dieser Götzendienst auf uns vererbt. Wenn beim Nachbar das Gehöft in Flammen aufzugehen droht und ein Mißgünstiger uns sein Veto zuruft, so sind wir geneigt, die zu unserer eigenen Rettung getroffenen Veranstaltungen aufzugeben."

Der Monitor verlangt, daß man die Bürgerlichen zum Juristenberuf, vornehmlich zum Anwaltstande zulassen möchte. Spottend bemerkt er, daß dann alle streitenden Parteien einen bürgerlichen Anwalt wählen würden, und zwar aus dem Grunde, weil „seine niedrige Herkunft ihm mehr Zeit lasse zur Erlangung der erforderlichen Rechtskenntnisse und zur pünktlichen Wahrnehmung der Gerichtstermine".

Von größerem Interesse für den Historiker, als diese allgemein gehaltenen Angriffe, ist das Vorgehen des Monitor aus Anlaß von bestimmten, aktuellen Tagesfragen in der Politik. Im Jahre 1776 wurde unter allgemeinem Beifallsjubel des Reichstages ein Mann von sozial hochragender Stellung, der frühere Kanzler Andreas Zamoyski, damit beauftragt, einen Kodex der polnischen Landesgesetze zu entwerfen. Dem König schmeichelte hierbei der Gedanke, den Ruhm eines Gesetzgebers Polens zu erlangen, er ließ es auch an Andeutungen nicht fehlen, daß ihm die Benennung des geplanten Gesetzbuches nach seinem Namen erwünscht wäre. Zamoyski genügte der Aufgabe in einer für die damaligen Verhältnisse recht guten Weise, und zwar unter Beihilfe des aus Westpreußen herbeigeeilten Józef Wybicki. Die Gesetzsammlung wurde auch in kürzester Zeit, bereits zum 1. Oktober 1778 mit Hilfe der Wybickischen Kollektaneen, die er sich früher bereits angelegt hatte, fertiggestellt. Aber da sollte sich das Blatt wenden. Es erhob sich ein Sturm lärmender Entrüstung gegen den Entwurf und seine Urheber, als man erfahren hatte, daß bauernfreundliche Bestimmungen, die — was einen Ruhmestitel der Urheber bedeutet — bescheiden und maßvoll waren, in die Gesetzsammlung Eingang gefunden hatten. Die einschlägigen Paragraphen brachen nicht mit den historisch gegebenen Verhältnissen, sie griffen sogar zum Teil auf polnische Bauernschutzgesetze der früheren Zeit zurück und sollten die bäuerliche Bevölkerungsklasse einer besseren Zukunft allmählich entgegenführen. Seine hohe gesellschaftliche Stellung und staatsbürgerliche Gesinnung haben Andrzej Zamoyski, den geistigen Vater des Gesetzentwurfes, befähigt, die bäuerliche Frage vom Standpunkt des Staatsmannes aus zu behandeln. Die gleichen Gesichtspunkte vertrat sein Gehilfe Wybicki. Beide hatten die Rechnung ohne die breiten Schichten des Adels gemacht. Diese sahen in der geplanten, an sich geringfügigen Besserung der Rechtslage der Bauern einen Angriff gegen eine

geheiligte Einrichtung, einen Vorstoß gegen jenen vom Monitor verspotteten Sarmatismus. In der gehässigsten Weise wurde die Zamoyskische Sammlung vom Adel und vom Reichstag zurückgewiesen. Józef Wybicki, der auf persönlichen Wunsch des Königs nach Schroda, dem Tagungsort des großpolnischen Adels, ging, um sich dort für den entscheidenden Reichstag zum Landboten wählen zu lassen, geriet in äußerste Lebensgefahr und mußte sich auf den Rat wohlgesinnter Freunde flüchten, ehe er überhaupt auf der Tagung des Adels zum Worte kommen konnte.

Die obigen Darlegungen über die Vorgänge mit dem Zamoyski-Kodex hat sich der Referent erlaubt auszuführen als Erläuterung des in der verdienstlichen Arbeit Orłowskis gegebenen Zitats aus dem Monitor (1778 Nr. 81). Bei einer Weiterführung der Untersuchungen über den Monitor dürfte der Anteil der einzelnen Mitarbeiter nach Möglichkeit auseinanderzuhalten und zu charakterisieren sowie der ursächliche Zusammenhang wichtigerer Äußerungen mit den Begebenheiten selbst klarzulegen sein. Beiläufig bemerke ich, daß ich nach den von Orłowski beigebrachten Zitaten aus stilistischen und sachlichen Gründen auch eine Mitarbeiterschaft Wybickis am Monitor annehme. J. P.

1772. Adel und adliger Grundbesitz in Polnisch-Preußen.

Mitteilungen der Kgl. Preußischen Archivverwaltung Heft 19.

Max Bär veröffentlicht in dem genannten Heft der Mitteilungen der Preußischen Archivverwaltung, das „Der Adel und der adlige Grundbesitz in Polnisch-Preußen zur Zeit der preußischen Besitzergreifung" betitelt ist, Auszüge aus den Vasallenlisten und den Grund- und Hypothekenbüchern der vormaligen drei preußischen Woiwodschaften Marienburg, Pomerellen und Kulm. Die Gebiete der jetzigen Provinz Westpreußen, die einen Teil des vormaligen Netzebezirks und die ehemals ostpreußischen Hauptämter Marienwerder und Riesenburg, sowie die Erbämter Schönberg und Deutsch-Eylau umfassen, sind von der Bearbeitung ausgeschlossen worden. Die Vasallenlisten geben Auskunft über die Namen und das Alter der Vasallen, über die Namen und den Wert ihrer adligen Güter in Westpreußen und außerhalb Landes, über die Frage, wo sie wohnen, ob und wie lange sie in preußischen oder fremden Diensten gestanden, und über Namen, Alter, Stellung und Aufenthalt ihrer Söhne und ihrer unverheirateten und unangesessenen Brüder. Zugrunde gelegt sind den Auszügen aus den Vasallenlisten, die den kleineren Teil des vorliegenden Buches (S. 1—41) einnehmen, die im Geheimen Staatsarchiv befindlichen ältesten, in den Jahren 1774—76 von den Landräten aufgestellten Vasallenlisten; nur für die Kreise Kulm und Michelau mußten etwas jüngere Listen (1789/91) gewählt werden. Gerade die ältesten Listen sind nun aber durchaus nicht zuverlässig; sie waren lediglich Zusammenstellungen der Landräte; erst seit 1778 fand eine Prüfung durch die Landvogteigerichte statt. Der Verf. hat deshalb mit Recht davon abgesehen, sie allein zu veröffent-

lichen, vielmehr hat er als ergänzende Quelle die 1776 angelegten und meist bis 1820 fortgeführten, fast lückenlos vorliegenden Grund- und Hypothekenbücher herangezogen, und zwar aus ihnen Abschnitt II („Vom Namen des Besitzers und dessen Titulo possessionis“) und Abschnitt IV („Von den Schulden, Lasten und Realverbindlichkeiten“). Da die Eintragungen bis 1740, 1720, manchmal sogar bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen, auch zugleich Frauen, Kinder usw. der Besitzer angegeben werden, so können aus diesen Eintragungen „die Besitzer der adligen Güter, ihre Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse für nahezu ein volles Jahrhundert erfaßt werden.“ Obenein sind diese Auszüge „geradezu ein Nachschlagebuch zu einer der wichtigsten Quellengruppen für die Besitz-und Familiengeschichte überhaupt, ein Register nämlich zu den teils bei den Amtsgerichten, teils im Staatsarchiv zu Danzig aufbewahrten ältesten Beilageakten zu den Grund- und Hypothekenbüchern“, die die urkundlichen Unterlagen (Kauf-, Erb-, Heiratsverträge, Testamente usw.) für die Eintragungen in die Grundbücher enthalten. Der große Wert der Publikation für familiengeschichtliche Nachforschungen springt also in die Augen.

Der Verf. hat seine Veröffentlichung auch ganz auf derartige Nachforschungen zugeschnitten. So hat er die Abschnitte I und III der Grund- und Hypothekenbücher, die die Angaben über die Größe der Güter und Gutsanteile und über deren Wert enthalten, nicht mit in seine Auszüge hineinverarbeitet, und bei den Vasallenlisten sind z. B. die Angaben der Rubrik „Güter außerhalb Landes“ nicht mit berücksichtigt. Die Rücksicht auf den Raum war für diese Beschränkung wohl ausschlaggebend. Immerhin werden wissenschaftliche Benutzer des Buches das wahrscheinlich bedauern; offenbar sind gerade derartige Zahlen und Angaben, zumal sie z. T. die Zeit bis 1820 mit umfassen, allgemein und besonders für die Agrar- und Wirtschaftsgeschichte der Provinz von höchstem Interesse. Aber auch so findet man viel Interessantes in dem Buche. Gleich die erste Eintragung bezieht sich auf einen Anton v. Czapski, der polnischer Generalmajor ist, zwei Güter in Westpreußen hat und ihre Einkünfte in Warschau verzehrt: von derartigen sujets mixtes, die Friedrich d. Gr. so ärgerlich waren, wimmeln diese Listen geradezu; sehr oft sind sie in ähnlichen hohen Offizierstellen. Ein Sohn des Genannten ist Fähnrich im Regiment Finckenstein. Auch das ist typisch: häufig stehen Angehörige derselben Familie teils in preußischen, teils in polnischen Diensten; viele Träger rein deutscher Namen dienen in Polen, umgekehrt Polen in Preußen. Auch in sächsischen Diensten ist der westpreußische Adel stark vertreten. Der nationale Unterschied spielte also keine Rolle. Das zeigt sich auch an den massenhaften Heiraten zwischen deutschen und polnischen Familien; ferner an vielen Doppelnamen (z. B. von Rosen-Ruminski) und an dem Übergang vieler Güter aus polnischer in deutsche Hand und umgekehrt. Weiter geben diese Auszüge zahllose Belege für die gerade auf den schlechten Böden des westlichen Westpreußen große Zersplitterung

des Bodens und für die Armut eines Teils dieses Adels. Daß auf einem Gut 10—12 „Edelleute“ mit ihren Familien und mehr wohnen, ist keine Seltenheit (z. B. auf Gostomie, Kr. Stargard: 13, auf Stawiske, Kr. Stargard: 16; auf Briesen (Kr. Konitz): 18 usw.). Entsprechend ist die Zersplitterung der Güter in „Anteile“; hier findet sich dann auch bei den Söhnen mehrfach der Zusatz „dienen im Dorfe“. Bürgerliche Besitzer adliger Güter finden sich namentlich im Elbinger Territorium; allgemeine Schlüsse lassen sich daraus aber wohl nicht ziehen. Zwar war ja (aber erst seit 1776) bürgerlichen Personen der Ankauf adliger Güter aus polnischer Hand mit gewissen Beschränkungen gestattet; doch ist im Marienwerderer Kammerdepartement bis 1780 nur in 16 Fällen davon Gebrauch gemacht worden (vgl. Bär, Westpreußen unter Friedrich d. Gr., I, 369).

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, daß den Ortsnamen der Vorlage dankenswerterweise die meist abweichenden und oft ganz umgeänderten heutigen Ortsnamen hinzugefügt sind; auch nach dieser Richtung wird also das Buch von Nutzen sein. Im ganzen bietet die Veröffentlichung also so viel, daß man dem Verf., allgemein und namentlich auch in den Kreisen der Familienforscher, für seine Arbeit lebhaften Dank wissen wird. Die beiden ausführlichen Register werden bei der Benutzung des Buches vorzügliche Dienste leisten. E. Z.

1773. Der Jesuitenorden in den altpolnischen Gebieten Weißrußlands.

KwH 1912, 26, S. 54—83.

Die bekannte Tatsache, daß der durch das Breve Dominus ac redemptor des Papstes Klemens XIV im Jahre 1773 aufgehobene Jesuitenorden in den bei der ersten Teilung Polens an Rußland gefallenen Landesteilen unter dem Schutze der Kaiserin Katharina weiter bestanden hat, gab in der letzten Zeit den Anlaß zu der für die historische Betrachtung doch recht müßigen, aber immerhin etwas pikanten Frage, ob der Weiterbestand der Jesuiten unter russischem Schutze legal oder illegal war. *Maciej Loret*, der die Auffassung schon früher vertreten hat, daß der Fortbestand der durch das Breve von 1773 aufgehobenen Gesellschaft Jesu in den polnisch-weißrussischen Gebieten einer legalen Grundlage entbehre, fühlte sich veranlaßt, wiederum auf die Frage zurückzugreifen und ergänzende Beiträge zu liefern. J. P.

1783—1841. Polen. Graf Joseph Krasiński.

BW 1912, 286, S. 409—448.

Aus den umfangreichen, 16 Bände zählenden handschriftlichen Aufzeichnungen des Grafen Joseph Krasiński (1783—1841) werden hier mit einer über die Persönlichkeit des Verf. und den Zustand der Memoiren gut orientierenden Einleitung einige Auszüge gegeben, die das Herzogtum Warschau betreffen. Wir ersehen aus diesen Mitteilungen, daß die 1877 in Posen unter dem Titel: „Pamiętniki Józefa hr. Krasińskiego od 1790—1831“ von der Kraszewskischen Druckerei herausgegebenen

Memoiren des Grafen nur ein ungenügender Auszug aus dem Original sind, der wegen vieler Auslassungen und willkürlicher Zusätze eines streng wissenschaftlichen Charakters entbehrt. J. P.

XIII. Polen im 19. Jahrhundert.

1811. Diplomatische Sendung des Fürsten Lubomirski nach London.

BW 1912, 286, S. 59—77.

Eugen Wawrzkowicz schildert, vornehmlich auf Grund von Akten des Public Record Office in London, die Beziehungen Rußlands und Englands in der Zeit vor dem Ausbruch des französisch-russischen Krieges von 1812 und die Sendung des Fürsten Kasimir Lubomirski durch Kaiser Alexander nach London (Ende Juli 1811). Einleitend bespricht Wawrzkowicz die Gegensätze zwischen der anglophilen und der franzosenfreundlichen Partei in Rußland und ergänzt hierbei aus den Londoner Archivalien die 1887 in Stockholm erschienenen Studien von Olaf Tégner über den abenteuernden Gustaf Mauritz Armfelt. Die gegen Napoleon gerichteten Bemühungen Armfelts am russischen Kaiserhofe wären uns in ihrem Verlauf unbekannt geblieben, wenn er nicht an einen in London lebenden französischen Emigranten, den ihm geistesverwandten Grafen d'Antraigues, geheime Berichte über Rußland und den Hof gesandt hätte, die in der Folge durch den Empfänger dem Foreign Office vorgelegt wurden. Armfelt liebte es, nach Art eines Dilettanten im Fache der Politik sich starker Worte zu bedienen. So hat er seiner Auffassung von der Aufgabe Rußlands gegenüber der wachsenden Machtfülle Napoleons dadurch Ausdruck verliehen, daß er an die Spitze einer dem Kaiser Alexander überreichten Denkschrift die Hamletschen Worte „to be or not to be" gesetzt hat. Unter dem 7. September 1810 klagt Armfelt über die am russischen Kaiserhofe herrschende Ziellosigkeit. Zwar seien der Fürst Czartoryski und desgleichen alle seine russischen Freunde bestrebt, die Stellung Kaiser Alexanders zu halten, gegenüber dem Plan der Widersacher, die Großfürstin Katharina auf den Thron zu bringen. Die Männer jener Gruppe nahmen an, man würde nach der unerlaßlichen Beseitigung Rumjancevs den Kaiser gut leiten können. Bereits zwei Tage vorher, am 5. September 1810, schrieb Armfelt an d'Antraigues, daß „die Abreise Czartoryskis die Folge eines im August gemachten Versuches war, den Kaiser zu vermögen, Rumjancev und seinen Freund Arakčeev zu entlassen". An die Stelle der Zurückgetretenen sollten Graf Panin, Markov und Kočubej berufen werden.

Armfelt war gelegentlich einer Reise nach Moskau und Kazań mit dem russischen Militär in Berührung gekommen. Er berichtet, es wäre gut gekleidet und auch gut bewaffnet, aber die Verpflegung wäre ganz unzulänglich, da die Besorgung des Proviants schamlosen Ausbeutern ausgeliefert wäre. Überall, wo er hinkam, sei eine feindselige Stimmung

der Gemüter gegen die Parteigänger Frankreichs zu verspüren. Der Klerus vor allem wäre von Haß erfüllt gegen sie und mache seinem politischen Unmut in den Kirchen vor versammeltem Volke Luft. „Wenn die Geistlichen — fährt Armfelt fort — dem Volke nicht direkt die Entthronung Kaiser Alexanders anempfehlen, so sei dies einzig und allein dem Einfluß des Kirchenoberhaupts, des Erzbischofs Platon, der mit Czartoryski eng befreundet wäre, zuzuschreiben.“ Der ganze Kaufmannstand habe nur ein hartes Urteil über den Kaiser, und die militärischen Kreise wären von Abscheu erfüllt gegen den Kriegsminister Arakčeev und von Verachtung gegen Alexander selbst.

In einem undatierten dem englischen Minister durch d'Antraigues im Auszuge am 24. Oktober 1810 ausgehändigten Bericht erwähnt Armfelt, daß Czartoryski auf keine Weise wieder Minister werden wolle, da er auch durch seine Stellung in seiner polnischen Heimat in der Bewegungsfreiheit behindert würde. Czartoryski verspreche aber seinen Petersburger Freunden, wieder an den Kaiserhof zurückzukehren, wenn ihn Alexander eigens dazu auffordere. Auf der anderen Seite terrorisiere Rumjancev im Einverständnis mit dem französischen Gesandten Caulaincourt den Kaiser in einer Weise, daß dieser jeden Unternehmungsgeist eingebüßt habe und nichts zu beginnen wage. Infolge dieser haltlosen Zustände hätten Czartoryski und Novosilcev den Kaiserhof verlassen, und das gleiche habe die Nariškina getan. Von der von den Gegnern der kaiserlichen Politik in Aussicht genommenen Thronkandidatin, der Großfürstin Katharina, sagt Armfelt, daß sie keineswegs den Kaiser des Thrones berauben, ihn vielmehr auf demselben erhalten wolle.

Beachtenswert ist, daß diese Gegensätze durch publizistische Stimmen tief ins Volk getragen wurden. Der unter dem Einfluß Napoleons und Caulaincourts stehende Rumjancev suchte durch tendenziöse Bulletins über Spanien und England die öffentliche Meinung in den Provinzen zugunsten Frankreichs zu bearbeiten. Diese offizielle Publizistik wurde jedoch vollständig beiseite gedrängt durch Flugschriften, die auf Grund von englischen Zeitungen und Privatkorrespondenzen von Karamzin verfaßt und in Moskau gedruckt wurden. Da sie eine große Verbreitung namentlich unter der Geistlichkeit fanden, drang ihr Inhalt durch geistliche Vermittlung tief in die breiten Volksmassen hinein.

Armfelt rühmt sich auch, vielfache Besprechungen mit der Thronkandidatin, der Großfürstin Katharina, gehabt zu haben. Sie sei mit der anglophilen Partei einverstanden. Ihr Ziel wäre, zu einem Friedensschluß mit der Türkei zu gelangen, selbst wenn er mit Opfern erkauft werden müßte. Mit gleichem Nachdruck erstrebe die Großfürstin einen Handelsvertrag mit England. D'Antraigues fügte in diesem Zusammenhang dem Berichte Armfelts die Erläuterung hinzu, daß er in den Anschauungen Katharinas die Pläne des Grafen Panin wiederzuerkennen glaube. Einige Schwierigkeiten befürchtete die englische Partei wegen ihrer Absichten auf das schwedische Finnland, das ihr wegen der expo-

nierten Lage Petersburgs als eine notwendige Erwerbung erschien, zumal da durch eine Vergrößerung des Gebiets die Popularität der Partei wesentlich gestärkt werden konnte.

Während diese Gegensätze sich bekämpften, schien im Anfang Juli 1811 eine neue Wendung zu kommen. Damals schickte Kaiser Alexander hinter dem Rücken Rumjancevs den Fürsten Kasimir Lubomirski in geheimer Sendung nach London. Die Abreise des Fürsten konnte um so unauffälliger vor sich gehen, als er selbst sich vielfach in England aufzuhalten pflegte, dort gesellschaftliche Beziehungen hatte und ohnehin wegen der Lieferung von Schiffsbauholz aus seinen großen Dubnoer Waldungen in Wolhynien mit der englischen Admiralität in Verhandlungen stand. Den großen politischen Ehrgeiz Czartoryskis hatte Lubomirski nicht, wenn er auch vertraute Besprechungen mit Lubecki und Ogiński hatte, die auf eine Wiederherstellung Polens ausgingen. Schon am 30. Juli 1811 verhandelte Lubomirski, kaum in London angelangt, mit dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten Wellesley. Wawrzkowicz hat keinen archivalischen Niederschlag der damals geführten Verhandlungen ermittelt. Er folgert nur auf Grund von Indizien, daß Lubomirski dem englischen Minister wahrscheinlich erklärt habe, der Kaiser sei bereit, mit Napoleon zu brechen und mit England wieder anzuknüpfen. Dafür verlange er aber reiche Subsidien, Waffen und Friedensvermittlung in der Türkei, denn der Türkenkrieg lege im Falle eines gleichzeitig losbrechenden Kampfes mit Napoleon ansehnliche Teile der russischen Streitkräfte im fernen Süden fest. Möglicherweise hat auch Lubomirski den Plan vorgelegt, England solle mit Unterstützung seiner Flotte die slavischen Balkanvölker gegen Österreich und Frankreich in Bewegung setzen. Lubomirski überreichte in London eine von Barclay de Tolly selbst aufgesetzte Darlegung über den Stand der russischen Kriegsmacht im Jahre 1811. In der Schrift wird gegenüber früheren Zuständen hervorgehoben, wie Kaiser Alexander bemüht sei, vorhandene Mängel zu beseitigen. Die Zersplitterung der Heeresverwaltung in viele voneinander unabhängige Behörden habe aufgehört, und ein nach französischem Muster geschaffenes Kriegsministerium vereinige alles in straffer Ordnung. Zwar würde der Kaiser arg bestohlen, aber immerhin wären die Kriegsmagazine reichlich versehen.

Dem Verf. ist keine Aufzeichnung über die dem Fürsten mündlich erteilte Antwort auf seine Werbung in den Akten begegnet. Einen allerdings nur wenig genügenden Ersatz für diese Lücke bietet die durch Vermittlung des Abgesandten der spanischen Junta de Zea Bermudez nach Petersburg übersandte englische Note vom 18. August 1811. Sie verspricht dem Kaiser die ersehnte Vermittlung in Konstantinopel, verlangt aber als Vorbedingung irgendwelcher Mitwirkung zugunsten Rußlands und einer Annäherung beider Staaten das Zurücktreten Alexanders von dem Kontinentalsystem.

Angesichts der überaus spärlichen Nachrichten über die Sendung

Lubomirskis, der sich mehr als zwei Monate in London aufgehalten hat, verdient einige Beachtung die Nachricht in den Memoiren Buckinghams, daß der Herzog-Regent bei der Abschiedsaudienz zu Lubomirski gesagt haben soll, er hoffe ihn bald in einer offiziellen Eigenschaft begrüßen zu können.

Es konnte Rumjancev auf die Dauer nicht verborgen bleiben, daß die Londoner Reise Lubomirskis sich nicht allein auf unverfängliche Holzhandelsgeschäfte beschränkt hatte. Rumjancev erblickte in dem Gelegenheitsdiplomaten einen Nachfolger Czartoryskis, und so konnte es nicht ausbleiben, daß es zu einem Zusammenstoß zwischen beiden kam. Es fiel besonders auf, daß einige Tage nach dem heftigen Wortwechsel zwischen Rumjancev und Lubomirski Kaiser Alexander den letzteren zu sich zu Tische lud. Über die Unterhaltung des Kaisers mit seinem Gaste hat Wawrzkowicz nichts feststellen können. Der Plan einer Wiederannäherung Rußlands an England ist erst später reif geworden, wenige Wochen nach dem Ausbruch des Krieges von 1812 erfolgte der Bündnisvertrag zwischen Rußland, England und Schweden.

Lubomirski, dem man aus Anlaß seiner Londoner Sendung eine große Zukunft voraussagte, sollte bald eines sehr ehrenvollen Todes sterben. Bei dem Herannahen der napoleonischen Armee stellte er sich in den Dienst werktätiger Nächstenliebe. Er richtete in seiner engeren Heimat Wolhynien für das Militar Krankenhauser ein und zog sich bei dieser Tätigkeit ein kontagiöses Fieber zu, dem er erlag. J. P.

1830—1831. Aufstand in Polen.

Przewodnik naukowy literacki 1912, 40, S. 35—51, 135—148, 223 bis 242, 321—337, 408—432, 512—528, 589—612.

Aleksander Kraushar druckt unter dem Sammeltitel: „Memorabilien aus der Zeit des Novemberaufstandes“ eine Menge von Urkunden zur Geschichte der Revolution von 1830/31 ab und wird darin noch weiter fortfahren. Sie betreffen in der Hauptsache die inneren Zustände des Landes, sowie die Wirksamkeit der Verwaltungsbehörden unter der revolutionären Regierung. Man ersieht aus ihnen, daß trotz der großen Erschütterung, die der Losbruch des Aufstandes für das Land brachte, die innere Verwaltung in Ruhe und Stetigkeit ihre Obliegenheiten weiter erfüllt und dadurch in hohem Maße beigetragen hat, die revolutionäre Armee, deren Leitung gar vieles zu wünschen übrig ließ, so lange zu stützen und zu halten. J. P.

XIV. Deutscher Osten.

Der deutsche Orden und die Stände in Preußen bis 1466.

Pfingstblätter des Hansischen Geschichtsvereins Blatt VIII (1912).

Albert Werminghoff legt in zusammenfassender Darstellung (85 S.) die Entwicklung des Gegensatzes zwischen dem Deutschen Orden und den preußischen Ständen dar. Er schildert in drei Abschnitten zunächst den Staat des Deutschen Ordens zur Zeit seiner Blüte, dann das Verhältnis der Landesherrschaft zu den Ständen bis zur Gründung des Preußischen Bundes (1440) und schließlich das Zuspitzen der Gegensätze, den Kampf und den Frieden. Die Einleitung verwischt meinem Eindruck nach etwas die Eigenart der Kolonisation im Ordenslande: ihr Gang war doch so, daß von der Weichsellinie aus zuerst ein Netz von Städten und Burgen über das Land gebreitet wurde und dann erst, etwa seit 1300, die bäuerliche Kolonisation stark einsetzte; der Orden faßte die Gründung von Städten auch nicht, wie Verf. meint, „auffallend früh" ins Auge, sondern die Anlage fester städtischer Punkte war die Voraussetzung für eine Kolonisation in dem noch nicht eroberten Lande. Es gibt deshalb wohl ein besseres Bild der Vorgänge, wenn man, umgekehrt wie Verf., hiermit beginnt und dann erst die bäuerliche Kolonisation bespricht. Verf. betont dann weiter mit Recht den inneren Zwiespalt im Orden als kirchliche Genossenschaft und weltliche Macht, zwischen dem einheimischen Adel und den aus Mittel- und Süddeutschland zuströmenden Ordensrittern, ferner den Ausschluß der Einheimischen von jeder Teilnahme an der Landesregierung; vielleicht hätten die wirtschaftlichen Gegensätze nicht nur zwischen Orden und Städten, sondern auch zwischen Adel und Orden noch mehr herausgearbeitet werden können. Eingehend wird dann — hierauf ist der Schwerpunkt gelegt — der Niedergang des Ordens, die wachsende Bedeutung der Stände und ihre Beschwerden bis zur Gründung des Preußischen Bundes geschildert. Es sei daraus hervorgehoben, daß bei den Friedensschlüssen mit Polen von 1422, 1432, 33 und 35 immer die Bestimmung wiederkehrt, daß die Untertanen des Ordens ebenso wie die des Königs von Polen ihren Herren nicht zu gehorchen verpflichtet sein sollen, wenn einer der beiden Vertragsgegner den Kampf erneuerte, eine Bestimmung, die dann ja im ewigen Frieden von Brześć noch dahin erweitert wurde, daß die Abmachungen alle 10 Jahre von den preußischen und polnischen Ständen bekräftigt werden sollten. Die Darstellung der Bemühungen Konrads v. Erlichshausen, erträgliche Zustände im Ordenslande zu schaffen, der zunehmenden Gärung und endlich des Kampfes selbst, macht den Beschluß. Verfassungsgeschichtlich, im Vergleich zu ähnlichen Einrichtungen in Deutschland und in Polen, wird der Preußische Bund nicht gewürdigt. E. Z.

Siedelungen in der Marienwerderer Niederung.

ZMar 50, S. 1—40.

E. Wernicke behandelt die Geschichte einiger Bauernhöfe in der Marienwerderer Niederung, deren Besiedelung seit der Mitte des 16. Jahrhunderts durch holländische und friesische Kolonisten erfolgte. E. Z.

1656/57. **Die drei Städte Königsberg und der Große Kurfürst.**

AM 49, 285—300.

G. Sommerfeldt veröffentlicht (vgl. auch Altpr. Mtsschr. 46, 490—94) einige Schreiben „Aus der Korrespondenz der drei Städte Königsberg während des Schwedenjahres 1656". Es handelt sich darin um die Eintreibung der von Königsberg zu zahlenden Kriegskontribution von 100 000 Reichstalern, und zwar um die Heranziehung der Eximierten, die sich auf ihre Zugehörigkeit zur Königsberger Universität beriefen. Ferner druckt er ein „Bedenken der anwesenden Herren Landräthe und drei Bürgermeister, die Vereinbahrung mit der Cron Pohlen belangendt" ab, das etwa vom 8. September 1657 (als die Verhandlungen mit Polen also schon im Gange waren), ist und in dem sie den Großen Kurfürsten bitten, doch die Allianz mit Schweden aufzugeben und das Einvernehmen mit Polen wiederherzustellen, selbst auf die Gefahr hin, daß „die Cron Schweden darüber einigen Verdruß fassen möchte". „Eine ehrbare Landtschafft ist zuförderst Ewer churfürstlichen Durchlauchtigkeit", heißt es zur Begründung, „und dann der Cron Pohlen mit gewissen theuren Eyden, der Cron Schweden aber ihres Wissens im geringsten nicht verbunden". Im übrigen weisen sie auf den Umschwung der politischen Lage hin, der einen Anschluß an Polen fordert, und bitten, bei dem Friedensschluß mit Polen ihre alte Verfassung und Freiheit zu bestätigen. E. Z.

1756/57. **Preußisches Korps in Ostpreuße**

AM 49, S. 121—164, 258—84.

W. M. Pantenius druckt 7 umfangreiche Briefe des Majors und Flügeladjutanten Henning Berndt v. d. Goltz an den Prinzen August Wilhelm von Preußen aus den Jahren 1756 und 1757 ab. v. d. Goltz wurde 1718 bei Dramburg geboren, trat 1738 in die Armee ein, zeichnete sich bei Hohenfriedeberg aus und wurde infolgedessen zum Flügeladjutanten ernannt. Als solcher wurde er mehrfach zu diplomatischen Missionen verwandt, u. a. hatte er, da er des Polnischen mächtig war, 1748 auf einer Reise durch Litauen und Livland den wahren Zustand der russischen Armee festzustellen. Auch 1750 wurde er vom König in geheimen, gegen die Russen gerichteten Verhandlungen mit einem tartarischen Obersten verwandt. Er verfaßte eine Anzahl militärischer Schriften; außerdem zwei Denkschriften, „die die Ansiedlungsfrage in den Ostmarken betreffen". Juni 1756 wurde er, inzwischen Major geworden, zum Adjutanten beim Feldmarschall Lehwaldt und im Mai 1757 auch zum Generalintendanten der ostpreußischen Truppen ernannt. Bei Groß-Jagersdorf (30. August) fiel er. Dem Prinzen August Wilhelm scheint er besonders nahegestanden zu haben, doch gedenkt er auch des Prinzen Heinrich oft. Der erste seiner Briefe ist noch aus Potsdam datiert (Juni 1756), die übrigen sind aus Ostpreußen (Februar/Juni 1757). Im Vordergrunde stehen in den Briefen die Verhältnisse in Ostpreußen und die Zustände beim ostpreußischen

Korps, insbesondere berichtet er eingehend von den Intendanturgeschäften. Die militärischen Aussichten beurteilt er sehr pessimistisch, an dem Feldmarschall und seinen Anordnungen übt er ziemlich abfällige Kritik: Lehwaldts Berichte an den König stammten von ihm (v. d. Goltz), auch die Organisation der Landmiliz schreibt er sich zu. Ebenso laßt er von den meisten übrigen Generälen und höheren Offizieren eigentlich nur Dohna gelten. Überhaupt sind die Briefe bei aller Ergebenheit für den König etwas kritisch gestimmt; er spricht mehrfach seine abweichenden Ansichten über die politischen Vorgänge und die Ereignisse auf dem westlichen Kriegsschauplatz (z. B. über die Schlacht bei Lobositz) aus. Die Verhältnisse in Polen werden verschiedene Male zwar gestreift, aber nicht eingehender berührt; seine Nachrichten über die Russen sind naturgemaß unsicher; Apraksin wirft er Langsamkeit vor. E. Z.

1782—1836. Äbte von Oliva.

MWpr 1912 Nr. 3, S. 37—44.

Prof. Dr. *Schultz* macht Mitteilungen über den Reichsgrafen Karl v. Hohenzollern, der 1782 Abt von Oliva wurde, 1785 das Bistum Kulm, 1795 das Bistum Ermland erhielt und 1803 starb. Seine Lebensaufgabe erblickte er ausschließlich in der Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten. Eine andere Natur war sein Neffe, Joseph v. Hohenzollern (geb. 1776, gest. 1836), in dem sich früh die Liebe zum geistlichen Stande regte und der von 1791 bis zu seinem Tode in Oliva lebte. 1803 wurde er Abt des Klosters; 1808 erhielt er auch das Bistum Ermland. Der Titel „Fürstbischof", den die genannten beiden Hohenzollern als Bischöfe von Ermland führten, wurde ihrem Vorgänger Krasicki 1772 gewährt und ihnen die Weiterführung gestattet; 1836 wurde der Titel auch für das ermländische Bistum wieder abgeschafft. E. Z.

Städtewesen und Bürgertum in Neuostpreußen.

AM 49, S. 191—213, 426—62.

Robert Schmidt setzt seine Untersuchungen zu dem obigen Thema mit der Darstellung der „Städteorganisation" und der „Pläne zur Erleichterung der Mediatstädte" fort (s. diese Zeitschrift II, 288—90). Durch das Edikt vom 20. März 1800 wurde dem Könige, entsprechend der südpreußischen Deklaration von 1794, die erstmalige Besetzung aller Magistrate vorbehalten; sein südpreußisches Reservat, die Polizeibürgermeister ständig zu ernennen, wurde in Neuostpreußen nicht eingeführt und auch in Südpreußen 1802 wieder aufgehoben. In beiden Provinzen wurde also für später den Grundherrschaften und Kommunen die Wahl ihrer sämtlichen Magistratspersonen gestattet, deren Besoldung ihnen auch oblag. Die von den Kammern bereits angesetzten städtischen Beamten blieben natürlich in ihren Stellungen. Die Einkünfte der neuostpreußischen Städte waren gering (alle Städte des Bialystoker Kammerbezirks 1799—1800 zusammen nur 11 576 Rthlr.), die Gehälter dem-

entsprechend. Wie in Westpreußen 1772 konnten langst nicht alle Magistratsstellen besetzt werden, zumal die staatlichen Zuschüsse an die Kämmereikassen, die sog. Kompetenzgelder, in Neuostpreußen auffallend niedrig gewesen zu sein scheinen (im ganzen nach Schmidt jährlich nur 4000 Rthlr.). Die Gerichtsbarkeit wurde den Städten 1797 genommen und in jedem Kriese zwei Kreisgerichte geschaffen, die die bisherige städtische, herrschaftliche und die Jurisdiktion der Domänenämter ausübten.

Zu einer Erleichterung der Abgabenlast der Mediatstädte ist es in Neuostpreußen nicht gekommen. Schroetter hatte zuerst hinsichtlich der Amtsstädte einen sehr weitgehenden Entwurf ausarbeiten lassen: den Bürgern wurden ihre Dienste (bis auf wenige Ausnahmen) unentgeltlich erlassen, ebenso sollte die grundherrschaftliche Konsumtions- und Gewerbesteuer aufgehoben werden; ferner sollten die herrschaftlichen Brau- und Brenngerechtsame sowie ein Teil der Zinsen den Kämmereien überlassen und dafür eine Propinationsabgabe nach dem Gebrauch erhoben werden. Er schränkte das dann selbst bald dahin ein, daß gänzlich wegfallen sollten nur eine Anzahl kleinerer Abgaben, auf die von den herrschaftlichen Abgaben aller Amtsstädte in der Provinz im Gesamtbetrage von 40 000 Reichstaler nur etwa ein Fünftel kam; einige weitere Abgaben sollten ermäßigt werden; auch die unentgeltliche Dienstentlassung wurde nicht mehr unbedingt gefordert. Diesen Anträgen erteilte zwar der König durch K.-O. vom 4. 2. 1802 seine Genehmigung, zugleich aber bestimmte er, auch in Süd- und Neuostpreußen anstatt der bisherigen Trank- und Schlachtsteuer die Akzise einzuführen und erst nach deren Einführung die herrschaftlichen Abgaben zu ermäßigen. Die Verhandlungen über Einführung der Akzise will Verf. in einem späteren Abschnitt schildern; er berichtet noch über die Vorbereitungen, die für die künftige Ermäßigung der herrschaftlichen Abgaben getroffen wurden. Schroetter wollte dazu die Erträge der herrschaftlichen Nutzungen in den königlichen und adligen Mediatstädten fixieren. Voß dagegen in Südpreußen, immer mehr den grundherrlichen Interessen geneigt, wollte nur die Hebungssätze fixiert wissen. Über die sonstigen mit der Fixation verbundenen Fragen (welche Gerechtsame z. B. dafür in Betracht kamen) einigte man sich schließlich, da Voß Schroetter manchen Schritt entgegenkam; nur in diesem Punkt blieb er zäh. Die Verhandlungen zogen sich ergebnislos von 1803 bis zum Herbst 1806, bis zum Ausbruch des Krieges, hin.

E. Z.

XV. Böhmen und Mähren.

XVI. Südslaven und Balkanstaaten.

IV. Bibliographie[1].

I. Allgemeines.

Archiv Raevskich. Tom IV. — Archiv der Familie Raevskij. Bd 4. Petersburg 1912.

Czubek, Jan, Katalog rękopisów Akademii Umiejętności w Krakowie. Dodatek I. — Katalog der Handschriften der Akademie der Wissenschaften in Krakau. Krakau 1912. 166 S.

Kutrzeba, Stanislaus, Catalogus codicum manu scriptorum Musei Principum Czartoryski. Vol. II, Fasc. III. Krakau 1911 (S. 193—288).

Dovnar-Zapol'skij., M., Obzor novějšej russkoj istorii. Tom. I. — Übersicht über die neueste russische Geschichte . Bd. I. Kiev 1912.

Księga pamiątkowa ku uczczenix 250-rocznicy założenia Uniwersytetu lwowskiego przez króla Jana Kazimierza roku 1661. Wydana przez członków uniwerzytetu. 2 Bde. Lemberg 1912. (Dieses Sammelwerk enthält u. a.: Władysław Abraham: Założenie biskupstwa łacińskiego w Kamieńcu Podolskim (39 S.); Oswald Balzer: Modus eligendi regis z początku XVI w. (21 S.); Bronislaw Dembiński: Le „genie politique“ de Catherine II. Mémoire contemporain (49 S.).

Kurdov, K., Otečestvověděnie. Rossija sravnitel'no s glavn. gosudarstvami mira. — Heimatkunde. Rußland verglichen mit den Großstaaten der Welt. Moskau 1912.

Laškov, N., Bessarabija. K. stolětija prisoedinenija k Rossii. Geogr. i istoriko-statistič. obzor kraja. — Bessarabien. Geogr. u. histor.-statist. Übersicht über das Gebiet. Kišinev 1912.

Peterburgskij Nekropol'. Bd 2 (D—L). Petersburg 1912. (Vgl. diese Zeitschrift II, 561.)

Solovev, M. S., Ukazatel' k Istorii Rossii s drevnějšich vremen Sergěja Michajloviča Soloveva. (Inhaltsverzeichnis zur Geschichte Rußlands von Sol.) Petersburg 1911. 616 S.

---

[1]) Zur Erreichung möglichster Vollständigkeit bitten wir die Herren Verfssser, ihre auf die Geschichte Osteuropas bezüglichen Schriften, seien sie unselbständig oder in Zeitschriften erschienen, an die Redaktion zur Verzeichnung und Besprechung in den Abteilungen: Kritiken — Zeitschriftenschau — Bibliographie — Wissenschaftliche Chronik gelangen zu lassen.

Trudy moskovskago otděla Imperatorsk. Russkago voenno-istoričeskago obščestva. Bd. 1: Rospisnoj spisok gor. Moskvy 1638 g. Moskau 1911. Bd. 2: Materialy ob otečestvennoj vojně.

Loboda, A., Lekcii po istorii novoj russkoj literatury. T. 1. 18-j věk. Kiev 1912.

Peretz, V., Iz lekcij po metodologii istorii russkoj literatury. Istorija izučenij metody. Istočniki. Kiev 1912.

Steblev, A., Istoričeskij obzor russkoj literatury XVIII i pervoj četverti XIX věka. Puškin i ego predšestvenniki. — Historische Übersicht über die russische Literatur des 18. und des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts. Puškin und seine Vorgänger. Moskau 1912.

II. Vormongolisches Rußland.

Lukomskij, G., O drevne-russkom zodčestvě Černigova. — Über die altrusische Baukunst Černigovs.

Klein, V., Pjamatniki drevne-russkago iskustva v dvorcovom selě Tajninskom. — Altrussische Kunstdenkmaler im Dorf Tajninskoje. Moskau 1912.

Linničenko, N. A., Istorija perejaslavskoj zemli od drevn. vremen do poloviny XIII stolětija. Monografija W. Laskoronskago, Kiev 1897. Kritičeskij očerk. Odessa 1912. 25 S.

III. Die Moskauer Periode.

Gněvušev, A. M., Novgorodskij dvorcovyj prikaz v XVII věkě. Moskau 1911. XXXVI + 162 S.

Staševskij, E. D., Zemlevladěnie moskovskago dvorjanstva v pervoj polovině XVII věka. — Der Grundbesitz des Moskauer Adels in der ersten Halfte des 17. Jahrhunderts. Moskau 1911. 237 S.

IV. Peter der Große und die Nachfolger bis 1762.

Stille, A., Karl XII. kak strateg i taktik v 1707—1709 gg. Petersburg 1912.

V. Katharina II.

VI. Rußland im 19. Jahrhundert.

Zapiski ostavšijasja po smerti knjagini Natal'i Borisovny Dolgorukoj. — Memoiren der Fürstin Dolgoruki. Petersburg 1912.

de Baye, Baron, Smolensk. Les origines de l'épopée de Smolensk en 1812. D'après des documents inédits. Paris 1912. 296 S.

Apuchtin, V. R., Nižegorodskoe dvorjanskoe opolčenie 1812—1814 gg. — Das Adelsaufgebot von Nižni-Novgorod in den Jahren 1812—1814. Moskau 1912.

Apuchtin, V., Simbirskoe dvorjanskoe opolčenie 1812—1814 gg. Materialy dlja istorii dvorjanstva Simbirskoj gubernii. Moskau 1912.

Apuchtin, V., Rjazanskoe dvorjanskoe opolčenie. Očerk i materialy o formirovanii i peredviženii v 1812 g. i o voennych dějstvijach rjazanskago opolčenija za granicej v 1813 g.

Archiv P. N. Simanskago. Vyp. II. Petersburg 1912. (Enthalt Briefe von L. A. Simanskij an seine Mutter und seine Brüder aus den Feldzügen 1812—1815.)

Dobrynin, K., Pamjatnyj god 1812. S ris. i portr. — Das denkwürdige Jahr 1812. Moskau 1912.

1812 god v basnjach Krylova. — Das Jahr 1812 in den Fabeln Krylovs. Mit einer Einleitung und Anmerkungen von N. O. Lerner. Petersburg 1912. 37 S.

Materialy Voenno-Učenago Archiva General'nago Štaba. Otečestvennaja vojna 1812 goda. — Materialien des Kriegsgeschichtlichen Archivs des Generalstabes. Vaterländischer Krieg von 1812. Bd. 14: Kriegerische Ereignisse 1812 (Juli); Bd. 15: Dasselbe (Juli-Dezember); Bd. 16: Dasselbe (August); Bd. 18: Dasselbe (Oktober-Dezember).

Polocko-Vitebskaja Starina. — Vergangenheit von Polock und Vitebsk. Bd I herausgeg. von der Archiv-Kommission zu Witebsk. Enthalt Materialien zur Geschichte des Jahres 1812 aus dem Gouvernements-Archiv zu Vitebsk.

Otečestvennaja vojna i eja pričiny i slědstvija. Illjustrirovannyj sbornik. — Der vaterländische Krieg, seine Ursachen und Folgen. Moskau 1912.

Ostečestvennaja vojna v 1812 g. — Der vaterländische Krieg im Jahre 1812. Illustr. Prachtwerk. Text von Oberst P. A. Nivé. 5 Bde. Petersburg 1812.

Vasjustinskij, A., Dživelegov, A., Francuzy v Rossii. 1812 g. Něman. Smolensk. Borodino. Vstuplenie v Moskvu. — Die Franzosen in Rußland. Moskau 1912.

Rodnych, A., Tajnaja podgotovka k uničtoženiju armii Napoleona v 12 godu pri pomošči vozduchoplavanija. — Die geheime Vorbereitung zur Vernichtung der Napoleonischen Armee mit Hilfe der Luftschifffahrt im Jahre 1812. Petersburg 1912. 57 S.

Zamotin, J., Iz istorii russkoj žurnalistiki sorokovych godov. „Majak" i ego obščestvennaja i literaturnaja programma. — Aus der Geschichte der russischen Journalistik der 40 er Jahre. Der „Majak" und sein soziales und literarisches Programm. Warschau 1912.

Glinskij, B. B., Revoljucionnyj period russkoj istorii 1861—1881. T. 2. Petersburg 1912.

Borodkin, M., Graf D. A. Miljutin v otzyvach ego sovremennikov. — Graf D. A. Miljutin in Urteilen seiner Zeitgenossen. Petersburg 1912.

Ermolov, A., Aleksěj Petrovič Ermolov. 1777—1861. Biografičeskij očerk. — Biographische Skizze. Petersburg 1912.

Kozlov, P., Nikolaj Michajlovič Prževal'skij, pervyj izslědovatel' prirody Central'noj Azii. — N. M. Przewalski, der erste Erforscher Mittelasiens. Petersburg 1912.

Meščerskij, V. P., Moi vospominanija. — Meine Erinnerungen. Teil 3. (1881—1894.) Petersburg 1912.

Ščeglov, B., V. G. Bělinskij, kak nacionalist. Charkov 1911.
Štead, W., Deputat ot Rossii. Vospominanija i perepiska Ol'gi Aleksěevny Novikovoj. Bd. 1. Petersburg 1912.
Jakovlev, P. A., Vospominanija nižnjago čina 85-go pěch. Vyborgskago polka o Russko-Japonskoj vojně. — Erinnerungen eines Soldaten des Infanterie-Regiments Wyborg Nr. 85 an dęn Russisch-Japanischen Krieg. Petersburg 1911. 127 S.

VII. Rußland im 20. Jahrhundert.

VIII. Ukraine.

Arkas, Mikolaj, Istorija Ukraini-Rusi. Z maljunkami. 2. Aufl. Krakau 1912. XIV + 424 S.
Slabčenko, M., Materialy po malorusskoj sfragistikě. Odessa 1912.

IX. Baltische Provinzen.

*Bruiningk, H. Baron, Livlands Verhalten im Kriegsjahre 1812 nach der Darstellung von K. Wojenski. Eine Erwiderung. Riga 1912. 48 S.
Sivickij, S., Otečestvennaja vojna v Pribaltijskom kraě 1812. — Der Vaterländische Krieg in den Ostseeprovinzen. Riga 1912.

X. Finnland.

Erich, R., Das Staatsrecht des Großfürstentums Finnland. Tübingen 1912. XI u. 243 S.

XI. Polen-Litauen. Allgemeines bis 1572.

Ptaśnik, Jan, Akta norymberskie do dziejów handlu z Polską w w. XV. Krakau 1912. 67 S. Sonder-Abdr.
Nowicki, Eustachy, Studya nad kancelaryą koronną Kazimierza Jagiellończyka. Lemberg 1912. V + 175 S. (= Wydawnictwo Seminaryum historyi na Uniw. Lw. 2.)
Jaworski, Fr., Uniwersytet lwowski. — Die Universität Lemberg. (= Biblioteka lwowska Bd. XVIII.) Lemberg 1912.
Sobieski, Wacław, Studya historyczne. Lemberg 1912. 244 S. (Inhalt: Król a car; Pessymizm a optymizm w historyografii polskiej; Dymitr Samozwaniec a Polska; Legenda a historya; Czy Skarga był „turbatorem“ ojczyzny? Czy Heidenstein był różnowiercą?)
Nawarra, Fr. P., Monografia kościołów dyecezyi kieleckiej. Bd 2. Warschau 1911 (auf dem Umschlag 1912). 724 S.

XII. Polen bis 1795.

Smoleński, Wł., Publicyści anonimowi XVIII wieku. Warschau 1912.
Dzwonkowski, Włodzimierz, Przyjaciel Ludzkości Warszawa wiosną 1794 r. Listy prezydenta Zakrzewskiego do Tadeusza Kościuszki. — Briefe Zakrzewskis an Kościuszko. Warschau 1912.
Kukiel, Maryan, Próby powstańcze po trzecim rozbiorze 1795—1797. — Aufstandsversuche nach der dritten Teilung. Warschau und Krakau 1912. XVII + 513 S. (= Monografie w zakresie dziejów nowożytnych. XIX.)

Askenazy, S., Fürst Joseph Poniatowski. Deutsche Ausgabe. Gotha 1912. VIII. u. 372 S.

XIII. Polen im 19. Jahrhundert.

Gembarzewski, Bronisław, Wojsko polskie. Księstwo Warszawskie 1807 bis 1814. 2. Aufl. Warschau u. Krakau 1912. VI + 350 S.

Dyaryusz sejmu z r. 1830—1831. Wydał Michał Rostworowski. Bd VI. Od 22 lipca do 23 września, Krakau 1912. VIII + 743 S. (= Źródła do dziejów Polski porozbiorowych. I.)

Wielopolski, Aleksander margrabia. Jego życie i działalność polityczna. Warschau 1912. 32 S. (= Biblioteka historyczna 4.)

Chołodecki-Białynia, Józef, Patryotyczna działalność księży w latach 1833—1837. Epizody z czasów partyzantki pułkownika Józefa Zaliwskiego. — Die patriotische Tätigkeit der Geistlichen in den Jahren 1833—1837. Lemberg 1912. 35 S.

Sapieha, Leon Xiążę (Fürst), Wspomnienia (Z lat od 1803 do 1863). — Erinnerungen. Z przedmową Stanisława hr. Tarnowskiego. Wyda ... Bronisław Pawłowski. Krakau u. Warschau 1912. XXXVII + 375 S.

Kraushar, A., Miscellanea historyczne LII. Krazewski i Wielopolski (Kartka z lat 1861—1863). Warschau 1912. 36 S.

XIV. Deutscher Osten.

*Das Zeugenverhör des Franciscus de Moliano (1312). Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens. Her. von der Gesellschaft für Geschichte u. Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands. Bearbeitet von August Seraphim. Mit 2 Faksim. Königsberg i. Pr. 1912. XXX u. 229 S.

*Bär, M. und Stephan, W., Die Ortsnamenänderungen in Westpreußen gegenüber dem Namenbestande der polnischen Zeit. Danzig 1912. 131 S.

XV. Böhmen und Mähren.

*Bretholz, B., Geschichte Böhmens und Mährens bis zum Aussterben der Přemysliden (1306). Leipzig 1912. X u. 550 S.

XVI. Südslaven und Balkanstaaten.

*Wirth, A., Geschichte der Türken. Stuttgart 1912. 110 S.

XVII. Nachbargebiete. Werke der russischen Geschichtsschreibung über Westeuropa.

*Hofleben in Byzanz. Zum ersten Male aus den Quellen übersetzt, eingeleitet und erläutert von Karl Dietrich. Leipzig [1912]. 100 S.

Očerki po istorii Vizantii. Pod red. V. Beneševiča. Vyp. L—j.

Karsavin, L., Monašestvo v srednych vĕkach. — [Das Mönchstum im Mittelalter. Petersburg 1912.

Singalevič, S., Epocha vozroždenija. Kul'turno-političeskaja istorija ital'janskago i nĕmeckago renessansa. — Die Epoche der Renaissance. Kultur- und politische Geschichte der italienischen und der deutschen Renaissance. Kazań 1912.

V. Wissenschaftliche Chronik.

a) Stand der Forschung.

Leonid Arbusow sen. †.

Am 1./14. Januar 1912 ist in Sassenhof bei Riga Leonid Arbusow sen. gestorben. Durch seinen Tod hat die livländische Geschichtsforschung einen herben, kaum zu ersetzenden Verlust erlitten.

Arbusow wurde am 7./19. Januar 1848 in Mitau als Sohn eines Offiziers aus altem russischen Adelsgeschlecht geboren. Als Kind von 7 Monaten verlor er seine Mutter und kam, da sein Vater in den ungarischen Krieg ziehen mußte, ins Haus der baltischen Gelehrtenfamilie Paucker, wo er, als auch sein Vater bald starb, ganz verblieb. Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß er völlig zu einem Balten geworden ist. Nachdem er die Schule in Mitau, Wiborg und Dorpat besucht hatte, bezog er 1867 die Universität Dorpat zum Studium der Zoologie, doch schon nach einem Semester verließ er Dorpat und studierte nun 4 Jahre Medizin in Leipzig, Heidelberg und wiederum in Dorpat. 1871 ging er nach Göttingen, wo er zunächst für Naturwissenschaften immatrikuliert wurde, dann aber zum Studium der Geschichte überging. Die Lehrtätigkeit und die Persönlichkeit von Georg Waitz hat auch auf ihn einen tiefgehenden Einfluß ausgeübt.

Von 1877 bis 1887 war Arbusow als Kreislehrer in Bauske und als Schulinspektor in Tuckum (beides sind kurländische Kleinstädte) tätig. Von 1888 bis 1893 lebte er, mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, in seiner Geburtsstadt. 1893 wurde er, durch eine Edition und durch seinen „Grundriß" bekannt geworden, zum Herausgeber der neubegründeten zweiten

Serie des Livländischen Urkundenbuchs gewählt und lebte dann von 1894 bis zu seinem Tode in Sassenhof; nur Archivreisen, im Interesse des Urkundenbuchs unternommen, unterbrachen von Zeit zu Zeit seinen dortigen Aufenthalt. Still, wie er gelebt hat, ist er gestorben.

Eine liebevolle und feinsinnige Würdigung der wissenschaftlichen und menschlichen Persönlichkeit Arbusows hat Herm. v. Bruiningk, der Herausgeber der auch in dieser Zeitschrift besprochenen „Livländischen Güterurkunden 1207—1500", den Mitgliedern der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen auf der Januarsitzung dieses Jahres geboten; sie wird in den „Sitzungsberichten" für das Jahr 1912 auch weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden (mit dem Anhang: Chronologisches Verzeichnis von Leonid Arbusows historischen Schriften, Vorträgen und Mitteilungen, 144 Nummern).

Die erste Arbeit, die die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf Arbusow lenkte, war: Das älteste Wittschopbuch der Stadt Reval 1312—1360 (Reval 1888), — eine Edition, die allen Anforderungen der Editionstechnik in vollem Maße gerecht wird.

1889 erschien in zwei rasch aufeinanderfolgenden Auflagen sein „Grundriß der Geschichte Liv-, Est- und Kurlands". 1907 erschien eine dritte, stark vermehrte und umgearbeitete Auflage und 1912 eine russische von Dr. Wold. Buck besorgte Übersetzung, für die der Verfasser selbst vieles geändert und erweitert hatte. Für eine neue Auflage der deutschen Ausgabe haben sich zahlreiche Notizen im Nachlaß gefunden.

Der „Grundriß" war das Buch, das man brauchte. Das Wesentliche ist aus der ungeheuren Masse des Tatsächlichen mit jenem untrügbaren Takt, den nur eine tiefgehende Kenntnis der Quellen gewähren kann, herausgegriffen und in Zusammenhang gebracht worden. Die Darstellung ist schlicht, klar und anschaulich; tabellarische Übersichten erhöhen die Brauchbarkeit des „Grundrisses".

In den Jahren 1890—1895 erschien in 3 Lieferungen der von Arbusow bearbeitete erste Band der N. F. der „Kur-

ländischen Güterchroniken", die aufs neue seinen Beruf als Herausgeber bekundeten.

Seit 1893 sehen wir dann Arbusow mit seiner wichtigsten Edition, mit seiner Hauptlebensarbeit beschäftigt: mit dem Urkundenbuch und den damit in Zusammenhang stehenden Arbeiten. Die zweite Serie des Urkundenbuchs soll die Regierungszeit des Ordensmeisters Wolter von Plettenberg (1494—1535) umfassen. Bisher liegen zwei umfangreiche Bände vor, die die Zeit von 1494—1505 umfassen. Vom dritten Bande, der bis 1510 geht, ist der Text und das Personen- und Ortsregister im Drucke vollendet; der Sohn des Verstorbenen, Dr. Leonid Arbusow jun. (auch ein ehemaliger Göttinger), der vom Direktorium der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zum Nachfolger seines Vaters gewählt worden ist, wird das Sachregister und die Einleitung hinzufügen.

Die Bedeutung der Arbusowschen Editionen ist von der fachmännischen Kritik einstimmig sehr hoch eingeschätzt worden. Den zweiten (1905 erschienenen) Band des U.-B. bezeichnet Max Perlbach als eine musterhafte Edition, die auf der Höhe der Editionstechnik stehe; „orientierende Einleitungen, vortreffliches Register der Orte, Personen nach Namen und Ständen, und was ganz besonders hervorzuheben, sehr umfangreiche Sachregister erleichtern die Benutzung dieser Urkundensammlung ungemein". (Mitteil. des Westpreuß. Geschichtsvereins V, 2.)

Das U.-B. wäre, bei der Arbeitskraft Arbusows, wohl noch rascher fortgeschritten, wenn der Verfasser nicht noch, vom Direktorium der Gesellschaft darum gebeten, die Bearbeitung des 3. Bandes der „Akten und Rezesse der Livländischen Ständetage" auf sich genommen hätte. Der 3. Band sollte die Plettenbergsche Periode umfassen, und für diese war ja Arbusow der gegebene Bearbeiter. In kurzer Frist erledigte Arbusow diese Aufgabe — und die ohnehin hochgespannten Erwartungen wurden noch übertroffen. Meisterhaft sind wieder die Register, die sich durch ungewöhnliche Klarheit, Übersichtlichkeit und Präzision auszeichnen.

Und neben diesen großen Urkundeneditionen hatte Arbusow noch die Spannkraft, zwei umfangreiche Nachschlage-

oder Hilfsbücher zu verfassen, die für das Studium der livländischen Geschichte geradezu unentbehrlich sind: „Die im Deutschen Orden in Livland vertretenen Geschlechter“ (erschienen im Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragistik, herausgegeben von der Genealogischen Gesellschaft der Ostseeprovinzen in Mitau, 1899 und Nachtrag 1907/8) und „Livlands Geistlichkeit vom Ende des 12. bis ins 16. Jahrhundert“ (ebdas. 1900, 1901 und 1902). Beide Werke sind mit erstaunlicher Akribie gearbeitet. Von „Livlands Geistlichkeit“ insbesondere läßt sich dasselbe sagen, was von Eduard Winkelmanns „Bibliotheca Livoniae historica“ gesagt worden ist: kaum eine andere Provinz besitzt ein ähnliches Monumentalwerk. Das Werk bietet ein alphabetisches Verzeichnis sämtlicher geistlicher Personen, die uns in den Urkunden und Chroniken für jene Periode begegnen, mit kurzer Angabe dessen, was von ihnen gemeldet wird, mit Quellenangaben und Literaturnachweisen. Für „Livlands Geistlichkeit“ (die Arbeit umfaßte schon bisher 300 Quartseiten) liegt ein umfangreicher Nachtrag vor, der im wesentlichen druckreif ist; dem Verstorbenen war bereits der erste Korrekturbogen zugegangen. Auch hier wird der Sohn die Erbschaft übernehmen.

Außer diesen großen Werken hat Arbusow eine Fülle kleinerer Arbeiten veröffentlicht. Die früheren sind meist in den Sitzungsberichten der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst erschienen, die späteren in den Sitzungsberichten der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde und vor allem im Mitauer Jahrbuch (s. o.), das ihm außerordentlich wertvolle Beiträge, zum großen Teil Untersuchungen über genealogische Fragen, verdankt.

Und dieser Mann der strengsten Wissenschaft war zugleich eine fein künstlerisch empfindende Natur, ein warmer Freund und gründlicher Kenner der Literatur und der bildenden Künste. In ihm selbst steckte ein Stück Künstler. Hervorgehoben sei hier seine letzte vollendete Arbeit „Stilleben des Ordensmeisters“ (Wolter von Plettenberg), erschienen im „Heimatbuch für die baltische Jugend“ II, S. 85—97. Meisterlich hat er es hier verstanden, uns ein lebensvolles, wahrhaft künstlerisch gestaltetes Bild zu geben. — Ein innerlich reiches Leben ist hier zum Abschluß gelangt. Ed. Fehre.

b) Organisation der Forschung.

Der II. Baltische Historikertag in Reval.

Von Arnold Feuereisen.

Im Sommer des Jahres 1863 hatte die Livländische Gemeinnützige und Ökonomische Sozietät in Dorpat unter dem Namen einer öffentlichen Sitzung eine landwirtschaftliche Versammlung in Riga veranstaltet, die als ein Ereignis begrüßt worden war. Hier war, wie bisher nur ausnahmsweise, Gelegenheit geboten worden, an der Besprechung öffentlicher Fragen teilzunehmen und „in freier Vereinigung die materiellen und geistigen Interessen des Landes von Vertretern verschiedener Anschauung ohne Beeinträchtigung oder Beschränkung durch ständische Rücksichten vertreten zu sehen". Der Eindruck dieser Veranstaltung war ein so nachhaltiger, daß auch im Kreise der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands der Wunsch rege wurde, ihre Bestrebungen durch gemeinsame Beratungen mit den gelehrten Gesellschaften des Landes zu fördern und, einer von Dorpat ausgegangenen Anregung folgend, einen Wanderverein ins Leben zu rufen.

Es war das Jahr der Gründung des „Dorpater Tageblatts" unter C. Schirrens Ägide, jene Zeit, als von Dorpat aus eine Fülle neuer Ideen und Impulse ausging, alle Gebiete des erwachenden öffentlichen Lebens befruchtend, und die Universität Dorpat die geistige Führerschaft der Ostseeprovinzen anzutreten begann. Von Dorpat aus war den historischen Vereinen bereits C. Schirrens großzügiger Plan einer systematischen Registrierung aller in inheimischen Sammlungen und Archiven niedergelegten inländischen Geschichtsquellen zur Begutachtung vorgelegt worden. Eine allgemeine Archiv-Enquete und Fragen der Organisation des Archivwesens hätten damals also an der Spitze der Tagesordnung einer gemeinsamen Tagung der baltischen historischen Vereine gestanden. Ihr Zustandekommen hätte eine ungeahnte Förderung der einheimischen Geschichtsforschung bedeutet und vor allem die baltischen Archive vor außerordentlichen Verlusten bewahren können. Denn bei gemeinsamem Vorgehen hätte gelingen müssen, was die Kraft des einzelnen Vereins überstieg, die Unterstützung der Behörden und Korporationen zu gewinnen, in deren Besitz sich die zu registrierenden Urkunden befanden.

Nicht viel mehr als ein Menschenalter später mußte die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands in einem von der Regierung eingeforderten Gutachten über die geplante Organisation der Denkmalpflege im Reich ernsten Befürchtungen Raum geben, daß es nicht nur für diese Bestrebungen, sondern auch auf dem gesamten umfassenden Arbeitsgebiet der historischen Gesellschaften in kurzem an geeigneten Arbeitskräften fehlen würde. Bereits machte sich der Mangel an historischem Nachwuchs bemerkbar, während die wissenschaftliche Arbeit fast ausschließlich von Männern geleistet wurde, die

ihre Ausbildung noch an der alten Universität Dorpat erhalten hatten Denn an der Universität Juŕev wurde das historische Studium in einer Art betrieben, die das Urteil wohl rechtfertigte, es entspreche nicht entfernt den Anforderungen, die in Westeuropa an die Ausbildung von Historikern gestellt zu werden pflegten. Das Fach der livländischen Geschichte und Quellenkunde war aus dem Lehrprogramm verschwunden, der Lehrstuhl des Provinzialrechts und der provinziellen Rechtsgeschichte blieb unbesetzt oder wurde stellvertretend von Nichtspezialisten eingenommen.

Die Folgen dieses Umschwunges traten zuerst und nirgends fühlbarer zutage als in Dorpat selbst. Und wiederum von hieraus, doch unter so völlig veränderten Verhältnissen, kam im Jahre 1904 die Mahnung an die historischen Gesellschaften, sich zusammenzuschließen zur Wahrung ihrer gefährdeten Interessen. Auch diesmal drängte dazu die Notlage des Archivwesens, die Erkenntnis, daß die Fürsorge für die über das ganze Land zerstreuten kleineren Archive und die Wiedergewinnung der zersprengten Archivbestände der aufgehobenen deutschen Gerichtsbehörden, die sich zum Teil in unzweckmäßigen Räumlichkeiten der neuen Gerichtsinstitutionen in gefährdeter Lage befanden, zum Teil nach Moskau weggeführt worden waren, nur mit vereinten Kräften zu bewerkstelligen sei. Wenn auch die politische Lage einer solchen Erweiterung der Vereinstätigkeit nicht günstig erschien, konnte doch auf die Analogie der russischen historisch-archäologischen Gebietsversammlungen hingewiesen werden, die seit einiger Zeit den allrussischen archäologischen Kongressen an die Seite getreten waren.

Aber erst als auch auf dem Gebiete des Vereinslebens größere Bewegungsfreiheit gewährleistet worden war, ist dank der tatkräftigen Initiative der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands der I. Baltische Historikertag im Jahre 1908 in Riga zustande gekommen. Durch kein anderes Ereignis konnte die Tatsache der Verschiebung des Schwerpunktes der landesgeschichtlichen Studien von der Landesuniversität zu den historischen Gesellschaften deutlicher vor Augen geführt werden. Es ist das Verdienst der Estländischen Literarischen Gesellschaft durch die Einberufung des II. Baltischen Historikertages nach Reval zum 1. Juli 1912 den Beweis erbracht zu haben, daß die baltischen Historikertage zu einem ständigen Faktor im Leben der historischen Vereine geworden sind. Daraus ergeben sich aber auch erhöhte Anforderungen an die Organisation und das Programm dieser Tagungen, die positive Ergebnisse und eine Kontinuität ihrer Arbeiten gewährleisten müssen.

Es bedarf einer Prüfung der Aufgaben, die sich der I. Baltische Historikertag gestellt hatte, und seiner Ergebnisse, um eine Basis zur Beurteilung der Leistungen seines Nachfolgers zu gewinnen. Die Verhandlungen dieser ersten Tagung waren, obgleich aus praktischen Gründen nur Plenarsitzungen stattgefunden haben, in Sektionen gegliedert, die auch in der Gruppierung der im Druck erschienenen „Arbeiten

des Ersten Baltischen Historikertages zu Riga 1908“ (XXX, 322 S., Riga 1909) deutlich zutage treten. Sie waren weniger durch brennende Fragen der lokalgeschichtlichen oder heimatkundlichen Bestrebungen der baltischen Vereine, als vielmehr durch die Programmpunkte bestimmt worden, welche die vom Gesamtverein der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in seinen Wirkungskreis einbezogenen Arbeitsgebiete kennzeichnen. Ortsnamenforschung, deutsche Volkskunde, die Herausgabe von Ortsführern, Denkmalpflege sollten auch in den baltischen historischen Vereinen angeregt und heimisch gemacht, das Archivwesen sollte gefördert werden. Da eine Klärung aller einschlägigen Fragen, die Abgrenzung des Arbeitsfeldes und auch die Festsetzung der Forschungsmethode für die einzelnen Arbeitsgebiete bereits auf den Tagungen des Gesamtvereins, der Denkmalpflege- und Archivtage in Deutschland in befriedigender Weise erzielt worden war, so kam es hauptsächlich darauf an festzustellen, was auf diesen Gebieten von den Geschichtsvereinen der Ostseeprovinzen geleistet worden war. Erst durch eine Auseinandersetzung mit den Resultaten der bisherigen Arbeit und durch Anpassung der wissenschaftlichen Erfordernisse der neuen Arbeitszweige an die geringen verfügbaren Kräfte und Hilfsmittel der einheimischen historischen Gesellschaften konnte die Grundlage für eine erfolgreiche Organisation der historischen Forschung geschaffen werden.

An diesem Maßstabe gemessen dürfte einigen Arbeiten des Ersten Historikertages kaum mehr als die bloß ephemere Bedeutung zugestanden werden können, zur augenblicklichen Orientierung weiterer Kreise gedient zu haben. Hierher gehören Darbietungen, wie u. a. Dr. W. Schlüters Überblick über den Stand der Ortsnamenforschung, der in der Forderung der Herausgabe eines baltischen Ortsnamenbuches gipfelt. Es liegt eigentlich auf der Hand, wie wenig Aussicht auf Erfolg unter den gegebenen Verhaltnissen ein Unternehmen haben konnte, das die „Sammlung und kritische Untersuchung aller unserem Gebiete angehörigen Namen, nicht nur der bereits — sei es gedruckt oder handschriftlich — gebuchten, sondern auch der lebenden“, sich zum Ziel setzte.

Jedenfalls hat die zur Vorbereitung eines Arbeitsplanes eingesetzte Kommission dem II. Historikertage keine praktischen Winke zu geben vermocht, auf welchem Wege dieses Ziel zu erreichen wäre. Auch H. Bielensteins vermittelnder Vorschlag, wenigstens einen Teil des Gęsamtmaterials, die Ergebnisse einer von weil. Dr. A. Bielenstein veranstalteten Enquete in Druck zu geben, hat begreiflicherweise keinen Anklang gefunden, da der Veranstalter der Sammlung selbst über ihre ungenügende Durchführung geklagt hatte. Mit dem bloßen Abdruck von einigen Zehntausenden von Namen ohne jegliche kritische Sichtung wäre trotz der erheblichen Kosten weder dem Historiker noch auch dem Philologen gedient gewesen.

Um so beachtenswerter ist es, daß der II. Baltische Historikertag gerade auf dem Gebiete der Ortsnamenforschung durch die Spezialstudien

von Stadtbibliothekar N. Busch - Riga und Dr. G. v. Sabler - Dorpat bedeutsame Anregung gebracht hat. N. Buschs Vortrag „Zur baltischen Vorgeschichte", der die Verhandlungen eröffnete, war sowohl seinem Inhalte als auch der Form der Darstellung nach eine der hervorragendsten Darbietungen des Historikertages. Ausgehend von seinen Studien über die Wikingerzeit, glaubte er altdeutsche Einflüsse in den für Sueven und Longobarden charakteristischen Ortsnamen auf —ingen in Südwest-Kurland zu erkennen. Er sei dann zum Schluß gekommen, daß die bisher nur im preußischen Galinden nachgewiesenen Longobarden viel weiter nach Osten, nach Kurland und bis ins Dünatal vorgedrungen wären. Eine frühere Oberschicht anderen Stammes, auf deren Vorhandensein die longobardische Tradition hindeutete, erklarte der Vortragende für einen Überrest altkeltischen Einflusses. Auf eine große Reihe von Ortsnamen, die bisher allen Erklärungsversuchen unzugänglich geblieben seien, werfe die Ableitung vom Urkeltischen unerwartetes Licht. Dahin gehörten die Ortsnamen auf —dangen (Dondangen, lett. Dundanga: urkelt. duno-n, duno-s Burg, Schloß und —dange urkelt. dangeno-s fest), —bona (urkelt. Bau, vgl. Vindobona, Perbonen: Bau des Perus), die estnischen und lettischen Namen auf —gale, —gall (urkelt. gala offenes Land, Letgallia: Land der Letten, Semigallia: Land der Seimen); ferner —seden (urkelt. sedon Sitz, Passeden: Sitz des Paso), —magen (kelt. magos Feld, Ilmagen: Feld des Ilo), —kaje, —kai (urkelt. kaio Haus, Wilkajen: Haus des Vill-o(n), die sich zum großen Teil in Verbindung mit urkeltischen Personennamen erhalten haben.

Durch Inanspruchnahme der Kelten, wenn auch nicht als Urbevölkerung des Landes, so doch als Oberschicht, unternahm es der Vortragende, die Grenzen der Erkenntnis für die Prahistorie des Baltikums um ein Jahrtausend zurückzuverlegen. Er versuchte aber auch die Verbindung mit der historischen Zeit, mit der Epoche der deutschen Kolonisation herzustellen, indem er die Behauptung aufstellte, daß der Rest einer Bevölkerung, die einen dem Bretonischen nahestehenden Dialekt gesprochen habe, auch in diese Zeit hineinrage. Es seien das die von Schirren fälschlich für Slaven gehaltenen Wenden (vgl. Windau, Wenden), von denen die Chronik Heinrichs von Lettland berichtet. Doch noch viel weiter bis ins spätere Mittelalter hinein glaubte der Vortragende keltische Einflüsse verfolgen zu können. So sei die Abstammung von einer alten keltischen Oberschicht deutlich zu erkennen bei einzelnen keltische Namen führenden Indigenen, die, wie z. B. Manegint 1207 und noch später wiederholt von den Ordensmeistern durch Belehnung mit Land ausgezeichnet worden sind. Hierher sei auch der Name des Penneike zu rechnen, der dem urkelt. pennikos Oberhaupt, Fürst entspreche, eines jener als „kurische Könige" bekannten Freibauern, deren altestes Privileg jedoch erst aus dem 14. Jahrhundert stammt, wahrend ihr Spitzname zuerst in einer Urkunde Wolter von Plettenbergs auftaucht.

Wer sich an der Hand von Arbusows „Grundriß der Geschichte

Liv-, Est- und Kurlands“ (Riga 1908) das dürftige eiserne Inventar vergegenwärtigt, das der Historiker für die Vorgeschichte des baltischen Gebiets zu gewinnen vermocht hat, und sich zugleich erinnert, wie behutsam Professor H a u s m a n n in seinen zusammenfassenden Übersichten über die Fortschritte der baltischen archäologischen Forschung in den „Arbeiten des 1. Baltischen Historikertages“ und in der „Baltischen Landeskunde“ (Riga 1911) die Nationalitätenfrage berührt, dem dürfte es nicht entgehen, von wie großer Tragweite Ergebnisse, wie die von N. Busch vorgetragenen, für die Archäologie, für die Wort- und Sachforschung unseres Gebiets sein müßten. Dem ist es aber auch klar, daß es kaum möglich ist, zu einer so schwierigen Materie Stellung zu nehmen, bevor sie in endgültiger Fassung im Druck vorliegt und eingehende Prüfung gestattet.

Das Gleiche gilt auch von den beiden Vorträgen Dr. G. v. S a b l e r s, die sich wie Glieder ein und derselben Kette an die vorausgegangenen Ausführungen anschließen. Im ersten „über die Nationalität der Ästier“ suchte der Vortragende Jakob Grimms Hypothese, die von Zeuss und Müllenhoff zu Unrecht bei Seite geschoben sei, wieder zur Geltung zu bringen und durch eine große Anzahl neuer Argumente zu stützen. Danach sind die alten Ästier des Tacitus, Cassiodor und Jordanes keineswegs als das gemeinsame Stammvolk der Altpreußen, Litauer und Letten anzusehen, sondern unzweifelhaft ein germanisches Volk, das wenigstens bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts die Urbevölkerung des ganzen Gebiets von der Weichsel bis zur Narova gebildet hat. Dann aber sind sie von den um jene Zeit aus dem benachbarten Ostgebiet eingedrungenen Esten, Letten, Litauern und Altpreußen aufgesogen worden. Nur der Name der Ästier ist dadurch erhalten geblieben, daß er sich den finnischen Esten vererbt hat. Der Name č u d', den die russischen Chroniken den Esten und ihrem Lande beilegen, ist nichts anderes als eine Reminiszenz an eine Zeit, wo die germanischen Vorläufer der Esten Nachbarn der Russen waren, da dieses Wort dem Gotischen thiuda Volk entspricht. Die zahlreichen germanischen Lehnwörter in allen westfinnischen Sprachen, die zuerst von W. Thomsen nachgewiesen worden sind, entstammen aber nicht dem Gotischen, sondern der Sprache der germanischen Ästier.

Gleichsam eine Fortsetzung davon war Dr. G. v. S a b l e r s zweiter Vortrag „Altgermanische Ortsnamen auf estnisch-livischem und lettisch-litauischem Territorium“. Als Resultat der Analyse von weit über 1000 Ortsnamen habe es sich ihm mit zweifelloser Gewißheit ergeben, daß von den überaus zahlreichen Ortsnamen, die sich schlechterdings nicht aus der Sprache der sog. Autochthonen des Landes, der Esten, Liven, Letten und Litauer erklaren ließen, die allermeisten von altgermanischer Herkunft seien. Daher seien sie den von ihm als Germanen erwiesenen Ästiern, der Urbevölkerung des baltischen Gebiets, zuzuschreiben. Die Bildungsweise und die Lautform dieser Ortsnamen weisen nun den sog. westgermanischen Typus auf, so daß die Ästier jedenfalls weder den Goten,

noch auch den alten Skandinaviern zugezählt werden können. Aus verschiedenen Merkmalen dieser Ortsnamen, besonders aber aus dem Umstande, daß sie eine wenigstens um 600 Jahre ältere Form zeigen, als die Ortsnamen Deutschlands im 13. Jahrhundert, „ergibt sich mit geradezu zwingender Beweiskraft, daß unsere Ortsnamen aus der Zeit und Sprache der alten Ästier genau diejenige Sprachform repräsentieren, die von der Sprachwissenschaft als die sog. urdeutsche bezeichnet wird und bisher nur auf sprachhistorisch-vergleichendem Wege erschlossen werden konnte. Der wissenschaftliche Wert dieser unserer Ortsnamen ist daher sowohl für die germanische Sprachgeschichte im allgemeinen, als auch für die Urgeschichte unseres Landes im speziellen ein ganz hervorragend großer".

Die Frage, welche Stellung nunmehr den Goten (Sophus Müller) zwischen Kelten und Ästiern im Ostbaltikum zukommt, ist von beiden Vortragenden offen gelassen worden. Wie sich nun auch Sprachwissenschaft und Archäologie zu den Resultaten ihrer Untersuchungen stellen mögen, ein Material, das umfassenden Forschungen von solcher Tragweite zugrunde gelegt worden ist, muß in den Vordergrund des Interesses treten. Es wird zu einem notwendigen Erfordernis, gerade für den Historiker, soll er anders sich nicht seines Urteils begeben müssen, eine Übersicht über dieses Material zu erhalten, die in der Form von Inventaren der historischen Ortsnamen, verbunden mit ihrer Eintragung in Grundkarten, geboten werden müßte. Bereits auf dem Ersten Historikertage hat H. v. Bruiningk betont, daß „allem zuvor das archivalische Quellenmaterial zuratezuziehen" ist, falls „in den Ostseeprovinzen die Ortsnamenforschung auf breiter Basis in Angriff genommen werden" sollte.

Die besprochenen drei Vorträge gehören mit vier weiteren zu einer Gruppe, die schon dadurch, daß sie beinahe ein Drittel des gesamten Programms ausmacht, geeignet ist, den II. Historikertag im Zeichen der Prähistorie erscheinen zu lassen. Alle zusammengenommen bedeuten sie jedenfalls eine unerwartete Förderung der baltischen prähistorischen und archäologischen Forschung, über deren Darniederliegen oft Klage geführt wird. Hierher gehören die mustergültigen Berichte von Oberlehrer A. Spreckelsen-Reval über die „Ausgrabungen auf dem Gräberfelde Laakt" (Kirchspiel St. Jürgens, Harrien, Estland) und von Dr. A. Friedenthal-Reval über seinen „Versuch baltisch-archäologischer Typenkarten", von denen die erste acht von ihm unterschiedene Grabtypen und weitere vier Karten Fibeltypen aus den vier ersten Jahrhunderten darstellen. Daran schließen sich Ritterschaftsbibliothekar K. v. Löwis of Menars-Riga Erläuterungen zu seiner „Karte der heidnischen Burgberge Alt-Livlands", nebst einem nach Landschaften und Kreisen geordneten Verzeichnisse, das mit Zugrundelegung einer Aufstellung von Dr. A. Bielenstein 398 Namen aufzählt. Auf der Karte sind 331 Orte verzeichnet, von denen mindestens 25 als fraglich gelten müssen. Eine Mitteilung Karl Ernst von Baers über eine labyrinthförmige Steinsetzung auf der Insel Wier im Finnischen Meerbusen, die

aber bereits C. Grewingk (Sitzungsberichte der Gel. Estn. Gesellsch. 1877 S. 134) näherer Untersuchung empfohlen hatte, scheint dem Vortragenden Anlaß gegeben zu haben, sich hierauf über die „mit der nordischen Trojasage zusammenhängenden flachen und plastischen Trojaburgen in verschiedenen Ländern Europas in der Form von Steinsetzungen“ usw. zu verbreiten. Näher einzugehen auf diesen Versuch, die „Trojaburgen“, unter Heranziehung auch von Ortsnamen als Beweismaterial, auf baltisches Gebiet zu verpflanzen, ersparen wir uns im Hinblick auf Dr. Schlüters bereits auf dem Ersten Historikertage ausgesprochene Mahnung zur „ängstlichsten Vorsicht“ bei der Worterklärung der Ortsnamen: „Mit einem frisch-fröhlichen Dilettantismus ist nicht nur nichts erreicht, sondern viel oder alles verdorben“.

Professor Dr. R. Hausmann-Dorpat greift mit seiner Untersuchung über „Historisches und Archäologisches im Kalewipoeg“ bereits in das Gebiet der Folklore hinüber und zeigt, welche Vorsicht bei der Benutzung folkloristischer Quellen für den Historiker geboten ist, umsomehr, wenn es sich um ihre Überlieferung in einer so anfechtbaren Form handelt, wie beim Kalewipoeg. Die Ausbeute an historischem und archäologischem Material erwies sich als recht geringfügig. Überhaupt gewann man den Eindruck, daß das vielgerühmte Nationalepos der Esten bei näherer Prüfung auf Grund des umfangreichen Briefwechsels Dr. Kreutzwalds sich als ein rechtes Produkt der Kunstpoesie darstellt, dessen Autor die ihm zugeflossenen umfangreichen folkloristischen Materialien mit weit mehr poetischem Talent, als wissenschaftlicher Akribie zusammengestellt hat, so daß die einzelnen Bestandteile vielfach gar nicht mehr zu ermitteln sind.

Der Appell Architekt J. Gahlnbäcks-St. Petersburg, „die Erforschung der estnischen und lettischen Volkskunst im Baltikum“ zu fördern, konnte bei aller Anerkennung seiner Leistungen auf diesem Gebiet — seine vortreffliche Kollektion von Trachten und Holzgeräten der Inselesten (Oesel) war im Frühjahr d. J. im Kunstmuseum zu Riga ausgestellt — von den Vertretern der historischen Vereine nicht anders als mit einer gewissen Reserve aufgenommen werden. Da es sich dabei im wesentlichen um die Inangriffnahme einer umfassenden ethnographischen Sammelarbeit handelt, so könnte eine kaum ausbleibende Konkurrenz mit den in der Entstehung begriffenen estnischen und lettischen Volksmuseen nur zu leicht dazu führen, daß die herrschenden nationalen Gegensätze auch auf das Gebiet wissenschaftlicher Bestrebungen übertragen würden.

Wie notwendig es ist, eine Zersplitterung der Kräfte zu vermeiden und wie wenig man sich im allgemeinen von der Heranziehung weiterer Laienkreise zu wissenschaftlichen Umfragen versprechen darf, das lehrt das völlige Versagen der Enquete für deutsch-baltische Volkskunde, trotzdem die sachkundig und sorgsam ausgearbeiteten „Gesamt-Fragebogen“, mit Hilfe sämtlicher historischer Gesellschaften und auch der deutschen

Vereine eine weite Verbreitung gefunden haben. Mag der Hauptgrund in dem Fehlen einer untern deutschen Volksschicht in den Ostseeprovinzen zu suchen sein, so darf doch nicht übersehen werden, daß nach dem Zeugnis Sachkundiger auch die gebildeten Kreise Hüter volkskundlicher Überlieferung sein sollten. Auch auf diesem Gebiet hat also, soll es anders nicht ganz aufgegeben werden, die Einzeluntersuchung einzusetzen. Den Anfang machte Oberlehrer G. Worms-Mitau, von dem auf dem I. Historikertag die Anregung ausgegangen war, mit seinem Vortrage „über Volksmedizin und Aberglauben in Kurland". Davon ausgehend, daß es, trotz des Mißerfolges der Umfrage, im Baltikum durchaus nicht an Material für Volkskunde fehlte, gab der Vortragende eine Reihe von Proben aus dem Gebiete der Volksmedizin. So erläuterte er die Verwendung von Tierblut zu Heilzwecken, die im Kultopfer ihren Ursprung habe. Auch hier im Lande ließen sich Rezepte der Volksmedizin nachweisen, in denen sich solche heidnische Überreste erhalten hätten. Von besonderem Interesse war der Nachweis, daß von der großen Anzahl von Heilsegen im Baltikum einige ursprünglich deutsche Heilsegen in das Lettische übergegangen sind.

Mit glücklicherem Erfolge, wenn auch unter vielleicht günstigeren Verhaltnissen, ist eine Enquete über kirchliche Altertümer und Denkmäler von der auf Veranlassung des Ersten Historikertages aus Gliedern der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen und des Rigaer Architektenvereins gebildeten Kommission für Denkmalpflege unternommen worden. Ihr Zweck war, das Interesse der Pastoren für die ihrer Obhut anvertrauten historischen Schätze, die den weitaus größten Teil unserer Denkmäler ausmachen, wachzurufen und als Vorarbeit für ihre Inventarisation zu dienen. Museumsdirektor Dr. W. Neumann-Riga, der die zweckmäßigen Fragebogen und ein zu ihrer Erläuterung bestimmtes „Merkbüchlein zur Denkmalpflege auf dem Lande" (Riga 1911) ausgearbeitet hatte, berichtete über die Ergebnisse der Umfrage, nach Vorausschickung eines Überblicks über die Entwicklung der Denkmalpflege in Frankreich, Deutschland und England. Die Enquete ist dank der Mitwirkung der Sektion für Erhaltung einheimischer Altertümer in Estland, des Livländischen Evangelisch-lutherischen Konsistoriums für Livland und der Genealogischen Gesellschaft der Ostseeprovinzen für Kurland im allgemeinen in einer den Erwartungen entsprechenden Weise durchgeführt worden. In Estland ist keiner der Herren Prediger die Antwort schuldig geblieben, während aus Kurland noch am meisten Fragebogen ausstehen. Ein wertvolles Resultat sind die recht zahlreichen Hinweise auf Epitaphien, sogar Schnitzaltäre und ähnliche Altertümer, die als altes Gerümpel angesehen, an Orten aufbewahrt werden, wo sie dem Untergang entgegengehen. Dr. Neumann knüpfte daran beachtenswerte Winke, wie von den historischen Vereinen und besonders von ihren Museen der Schutz dieser beweglichen Denkmaler zu betreiben und zu fördern ist.

Architekt H. Pirang-Riga sprach über eine zweite Hauptaufgabe der Kommission für Denkmalpflege: „die von der Regierung geplanten Maßnahmen zur Einführung einer gesetzlich geregelten Denkmalpflege zu verfolgen und zu ihr Stellung zu nehmen". Nach einer Übersicht über die früheren Versuche, die Denkmäler unter staatlichen Schutz zu stellen, die bis auf Peter den Großen zurückgehen, gab der Vortragende eine eingehende Analyse des von der Regierung in der Reichsduma eingebrachten Gesetzentwurfs für Denkmalpflege, der in der nächsten Session zur Verhandlung gelangen soll. Eine ganze Reihe schwerwiegender Mängel, wie namentlich die ungenügende Berücksichtigung eines Hauptfaktors im praktischen Betriebe der Denkmalpflege, des Konservators, u. a. m. lassen das Gesetz in seiner ganzen Fassung als verfehlt erscheinen. In einer von denDelegierten der historischenVereine einstimmig gefaßten Resolution wurde die Kommission mit der Ausarbeitung eines Gutachtens betraut, das ihre abweichenden Wünsche und Bedürfnisse zur Geltung bringen und, im Anschluß an das von der Kais. Moskauschen Archäologischen Gesellschaft bereits im Druck verbreitete Gegenprojekt eines Denkmalschutzgesetzes, den baltischen Reichsdumadeputierten zur Information dienen soll.

Daran schloß sich, als Beitrag zur Denkmälerforschung, K. v. Löwis of Menars Demonstration von Plänen und Ansichten von 23 estländischen Burgen, darunter das Zisterzienserkloster Padis als befestigtes Kloster, Kopien, die meist aus dem Stockholmer Kriegsarchiv stammten.

Als einen „Notstand des baltischen Archivwesens", der die Geschichtsforschung für die Periode der schwedischen und russischen Regierungszeit lahmlegt, charakterisierte Stadtarchivar A. Feuereisen-Riga die Lage der Regierungsarchive in den Ostseeprovinzen, die, wie immer wieder geklagt worden ist, der Forschung verschlossen, teils dem Lande entfremdet oder gar auf Grund ministerieller „Reglements über die Aufbewahrung und Vernichtung von Archiven" in die Papiermühlen gewandert sind, wie in den Jahren 1872—1878 die Bestände des Archivs der Livlandischen Gouvernements-Regierung von 1711—1797. Entsprechend einer Resolution des XV. Archäologischen Kongresses in Novgorod (vgl. II. Bd., S. 301—315 dieser Zeitschrift) hat die Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen der Regierung das Angebot gemacht, das in einem unheizbaren Turm des Rigaschen Schlosses aufbewahrte Schwedische Archiv in ihre Verwaltung zu nehmen. Eine neuerdings an die Gesellschaft gelangte Aufforderung der auf Allerhöchsten Befehl bei der Kais. Russischen Historischen Gesellschaft in St. Petersburg eingesetzten „Kommission zur Klärung der Lage der provinzialen Regierungsarchive und ihrer historischen Materialien", Bericht zu erstatten über die im Wirkungskreise der Gesellschaft befindlichen Verwaltungsarchive, dürfte Gelegenheit bieten, die Wünsche in betreff ihrer Sicherung und zweckmäßigeren Einrichtung mit mehr Nachdruck zu vertreten. Im direkten Gegensatz dazu läßt sich in der Entwicklung der-

jenigen Archive, die sich im Besitz der Selbstverwaltungskörper, der Ritterschaften und Städte, befinden, mit nur wenigen Ausnahmen ein stetiger Fortschritt konstatieren. Die bedeutendsten Ereignisse auf diesem Gebiet sind seit dem Ersten Historikertage die Wiedergewinnung des Estländischen Oberlandgerichtsarchivs aus dem Moskauer Justizarchiv und die damit im Zusammenhang stehende Neubegründung des Estländischen Ritterschaftsarchivs, das aus einer „Dependenz der Ritterschaftskanzlei" zu einem selbständigen wissenschaftlichen Institut mit dem Charakter eines Landesarchivs ausgebildet worden ist. Um so lebhafter mußte bedauert werden, daß es dem Ritterschaftsarchivar Dr. P. v. d. Osten-Sacken versagt war, dem Historikertag selbst darüber Bericht zu erstatten und seine neuen zweckdienlichen Archiveinrichtungen zu demonstrieren.

Eine unrühmliche Ausnahme in dieser gesunden Entwicklung scheint allein das Stadtarchiv zu Reval machen zu wollen, dieses reichste der mittelalterlichen Archive der Ostseeprovinzen. Bekanntlich war es der Rat der Stadt Reval, der die Initiative ergriffen hat zur Fortsetzung von Fr. G. v. Bunges „Liv-, Est- und Kurlandischem Urkundenbuch" auf Kosten der vereinigten baltischen Ritterschaften und Städte, zu einem Werk, das in erster Linie der wissenschaftlichen Erschließung des Revaler Stadtarchivs zugute gekommen ist und heute noch unter Leitung der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen als das bedeutendste historische Unternehmen der Ostseeprovinzen gelten kann. Die Revaler Stadtverwaltung ist die erste unter den beteiligten Körperschaften gewesen, die vor einigen Jahren die Beisteuer eingestellt hat. Nach den vom Stadtarchivar O. Greiffenhagen „über das Revaler Stadtarchiv" gemachten Mitteilungen ist es „vor allen Dingen den in jeder Beziehung unzulanglichen Mitteln, aber auch Mängeln des Lokals zuzuschreiben, wenn seine wissenschaftliche Ausnutzung leider nicht in dem erwünschten Umfange erfolgen kann".

Wenn hier zunächst nur von einer bedauerlichen Behinderung der Archivverwaltung die Rede ist, die Forschung in genügender Weise zu fördern, so hat der Revaler Historikertag noch eine andere betrübende Erscheinung deutlich zutage treten lassen: Reval besitzt keinen Lokalhistoriker mehr. Männer wie die Stadtarchivare Th. Schiemann und G. v. Hansen, ferner W. Greiffenhagen und vor allem E. v. Nottbeck, wohl der bedeutendste Kenner und Förderer der Geschichte Revals, haben keinen Nachfolger gefunden. Das bewies auch das Programm des Historikertages, in dem die Stadtgeschichte fehlte. Denn Themata wie die auf Archivmaterial fußende „Geschichte der Wasserversorgung Revals" von Stadtchemiker H. v. Winkler und die „Übersicht über die Entwicklung der Musiknotenschrift", die O. Greiffenhagen an der Hand einiger musik-paläographischer Stücke aus Revaler Archiven und Bibliotheken gab, können hier ihres speziellen Charakters wegen nicht in Betracht kommen.

Die Estländische Literarische Gesellschaft hat nach Kraften Ersatz zu bieten versucht durch Veranstaltung einer Ausstellung von Bildern und Planen estlandischer Stadte, deren Katalog 731 Nummern aufweist (68 S.); das alteste Stück ist eine Ansicht von Reval von 1556. Von der Sektion für Erhaltung einheimischer Altertümer waren Führungen zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt und ein genußreicher Ausflug zur Besichtigung der von ihr zur Erhaltung der Ruine des St. Birgittenklosters vorgenommenen Arbeiten mit viel Geschick organisiert worden. Aber dem Lokalton und einer Vertiefung des Verständnisses für das ganz eigenartige Gepräge des Revaler Stadtbildes, das einem Lübeck und Danzig kühnlich an die Seite zu setzen ist, hätte doch, wie das auf den historischen Wanderversammlungen Deutschlands mit gutem Erfolge zu geschehen pflegt, in erhöhtem Grade Rechnung getragen werden können, wenn etwa an der Hand von Dr. W. Neumanns lebendigen Darstellungen in seiner und v. Nottbecks „Geschichte und Kunstdenkmäler der Stadt Reval" (Reval 1904) und im 42. Bande von Seemanns „Berühmten Kunststätten" (Leipzig 1908), eine übersichtliche Skizze der Entwicklung der Baugeschichte der Stadt und eine Charakteristik ihrer hervorragendsten Kunstdenkmäler in das Vortragsprogramm Aufnahme gefunden hätten.

Im übrigen zeigte das Programm des Revaler Historikertages die ganze Mannigfaltigkeit des Wirkungskreises privater historischer Vereine, deren zum größten Teil aus Laien zusammengesetzte Arbeiterschaft in der Wahl und Lösung ihrer Aufgaben nicht frei von Zufälligkeiten und Systemlosigkeit bleiben kann, aber andererseits auch unter dem Einfluß größerer gesellschaftlicher Strömungen steht. Der neubelebten tatkräftigen Wirksamkeit der deutsch-baltischen Gesellschaft auf dem Gebiete des Schulwesens entsprachen die Vorträge von Pastor P. Baerent-Arrasch (Wenden) „über das Schulwesen Wendens im 17. und 18. Jahrhundert" und Landesschulinspektor L. Goertz-Birkenruh (Wenden) „Zur Geschichte der baltischen Internate".

In dieser Übersicht über die Arbeiten eines Historikertages müssen mit Recht Themata rein historischen Charakters vermißt werden. In diese Lücke tritt Oberlehrer H. Diederichs-Mitau ein mit seiner wertvollen Untersuchung „einer ungedruckten Quelle zur Geschichte Livlands in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts". Es ist das die wahrscheinlich von Dr. Rempert Gilsheim verfaßte „Apologia Livoniae", die sich im Original oder doch in einer sehr alten Kopie im Schweriner Archiv erhalten hat und neben den Chroniken von Balthasar Russow und Salomon Henning eine durchaus glaubhafte Quelle zur Geschichte der livlandischen Schreckenszeit und besonders der Belagerung Wendens durch den Caren Ivan Groznyi bildet.

Hier reihen sich würdig die dem Historikertage gewidmeten Festschriften an. In erster Linie ist die von der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde der Ostseeprovinzen Rußlands herausgegebene gediegene Edition Dr. A. Seraphims-Königsberg zu nennen: „Das

Zeugenverhör des Franciscus de Moliano (1312). Quellen zur Geschichte des Deutschen Ordens". (S. die Bibliographie dieses Heftes.) Die Estländische Literärische Gesellschaft ließ aus diesem Anlaß in den Beiträgen zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands Bd. VII H. 3 erscheinen: Dr. P. von der Osten-Sacken: „Der Kampf der livländischen Städte um die Vorherrschaft im Hansekontor zu Nowgorod bis 1442" (105 S.), Vortrag, gehalten am 3. Dezember 1911 zur Eröffnungsfeier des neuen, auf dem die Stadt hoch überragenden Domberge gelegenen Museumsgebäudes der Gesellschaft. Vom vorjüngsten der baltischen historischen Vereine, der Gesellschaft zur Erhaltung der Altertümer Jerwens in Weißenstein war dargebracht worden: Paul Frhr. von Ungern-Sternberg, „Materialien zur Gütergeschichte Jerwens für die ältere schwedische Zeit bis zur Abfassung der altesten uns erhaltenen Muster- und Roßdienstrollen Estlands". (155 S. Beiträge zur Kunde Est-, Liv- und Kurlands Bd. VII, H. 4.)

Da zu einem richtigen Kongreßbericht auch Kongreßstatistik gehört, zum Schluß noch die Angaben, daß die Teilnehmerliste 170 Namen aufweist, darunter die Delegierten von 8 baltischen historischen Vereinen (2 Gesellschaften waren nicht vertreten) und von 7 Archiven und Bibliotheken. Die Anzahl der an vier Sitzungstagen gehaltenen Vorträge betrug 19. Ihre Herausgabe als Sonderpublikation ist von der Estländischen Literärischen Gesellschaft in Aussicht genommen worden. Als Präsident der Tagung fungierte der Vizepräsident der Estländischen Literärischen Gesellschaft Oberlehrer G. Schnering und als Generalsekretär Rechtsanwalt F. Stillmark-Reval. Das Ehrenpräsidium wurde Professor Dr. hist. R. Hausmann angetragen in Anbetracht seiner Verdienste um die Hebung des Studiums der Landesgeschichte und die Begründung einer wissenschaftlichen Erforschung der baltischen Archäologie. Von dem ständigen Präsidenten der Allrussischen Archäologischen Kongresse und Präsidenten der Kais. Moskauschen Archäologischen Gesellschaft, der Frau Gräfin Uvarov, war ein warmes Begrüßungstelegramm eingetroffen. Der III. Baltische Historikertag soll den ergangenen Einladungen zufolge zur Feier des 100 jahrigen Jubilaums der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst im Jahre 1915 in Mitau abgehalten werden.

c) Notizen.

Der auch als Militärschriftsteller bekannte Verfasser der Memoiren zur Geschichte des Preußischen Staates, Freiherr Christian von Massenbach (1758—1827) hat eine umfangreiche Bibliothek auf seinem Gute Bialokosch hinterlassen, zu welcher der jetzige Besitzer von Bialokosch, Carl von Rose, einen Katalog herausgegeben hat (1912 als Manuskript gedruckt). Von bemerkenswerten Manuskripten seien erwähnt: S. 33: II. Die Schlacht bei Szczekoczyn am 9. Junius 1794. III. Projet pour faire par une armée russe en une seule campagne la conquête des Etats

turcs européens dressé d'après les reflexions d'un militaire employé à l'ambassade russe envoyée à la porte ottomane en 1793 et 1794 après la paix de Jassy. (316 Folioseiten.) W. R.

Die Vil'naer Kommission zur Erforschung alter Akten (Vilenskaja kommissija dlja razbora drevnych aktov) veröffentlicht in dem 1912 erschienenen 37. Bande ihrer Publikationen archivalische Materialien zur Geschichte des Jahres 1812, u. a. Nachrichten über die Klöster und Kirchen der Eparchie Minsk und eigenhändige amtliche Schreiben der französischen Generale und Offiziere. Besonders wertvoll sind die Akten der in Litauen errichteten französischen Verwaltungsbehörden, so z. B. die der Präfektur Borisov. Es finden sich darin Nachrichten über die Leistungen, welche die französische Armee verlangte, Berichte der an der Spitze der Kantone stehenden Unterkommissare über den Zustand des Landes und Klagen der Gutsbesitzer über Bedrückungen durch die Franzosen. W. R.

In dem Jahrbuch „Pamjatnaja knižka Oloneckoj gubernii na 1912 g.“ (Petrozavodsk 1912) hat N. Šajžin es unternommen, alle gedruckten Materialien zur Verbannungs- und Lebensgeschichte der Mutter des Caren Michail Feodorovič zu sammeln und kritisch zu sichten. W. R.

Arthur Chuquet veröffentlicht in der am 1. Mai 1912 erschienenen Nummer von „La Revue“ das Tagebuch eines französischen Zahlmeisters aus dem Feldzuge 1812. (Les avantures d'un payeur en 1812.)

W. R.

Der 1911 erschienene 25. Band der Veröffentlichungen der Archiv-Kommission zu Orenburg (Trudy orenburgskoj učenoj archivnoj komissii) bringt als größere Abhandlung eine Untersuchung von Mjakutin über die Rechtsverhältnisse bei den Kirgisen. Verf. ist der Meinung, daß diese Untersuchung von Nutzen sei auch für die Erkenntnis mancher alten russischen Gebräuche und Rechtsgewohnheiten, denn im Anschluß an Kistjakovskij ist er überzeugt, „daß viele russische Rechtsgewohnheiten nicht verstanden werden können, ohne ein Studium der Verhältnisse bei finnischen, mongolischen und türkischen Völkerschaften“. Von dem übrigen Inhalte seien noch einige Archivalien erwähnt: ein Polizeibericht aus dem Jahre 1850, aus dem hervorgeht, daß nicht allein die Gutsbesitzer, sondern auch leibeigene Bauern selbst Leibeigene besaßen; ferner Berichte von französischen Militärärzten aus dem Jahre 1812.

W. R.

Das 1911 erschienene dritte Heft der Vorträge in der Kaiserlichen Gesellschaft für russische Geschichte und Altertumskunde an der Moskauer Universität (Čtenija v imperatorskom obščestvě istorii i drevnostej rossijskich pri moskovskom universitetě) enthält u. a. Musterungslisten aller Regimenter und Steuerlisten aus dem Jahre 1663 (aus dem Moskauer Archiv des Justizministeriums), ferner Katasterbücher der Städte Kašin, Kazań und Svijažsk sowie endlich ein Reisejournal über die Reise des Herzogs Hans von

Schleswig-Holstein nach Rußland im Jahre 1602. Herzog Hans war zum Bräutigam der Tochter Boris Godunovs ausersehen, starb aber kurz nach seiner Ankunft. Das Tagebuch, das die Zeit vom 1. August 1602 bis 21. Februar 1603 betrifft, wird im Kopenhagener Archiv aufbewahrt.
W. R.

In der am 20. April 1912 abgehaltenen Sitzung der Kaiserlichen Kriegsgeschichtlichen Gesellschaft zu Moskau berichtete V. P. Nikol'skij über das Ausgangsjournal der Kanzlei des Oberstkommandierenden der vereinigten Armeen, Fürsten M. J. Kutuzov im Jahre 1812. Es liegt im zweiten Bande der Publikationen dieser Gesellschaft gedruckt vor und enthält Kopien von der ganzen Korrespondenz, die Kutuzov während des Krieges führte. Man gewinnt daraus ein anschauliches Bild von der gewaltigen Arbeit, die auf dem Feldmarschall lastete. W. R.

Der im Mai d. J. im Gouvernement Radom verstorbene ehemalige Direktor der Kreditkanzlei, Senator Bolesław Maleszewski, hat einen großen Teil seines Vermögens, wie verlautet etwa 500 000 Rbl., der Krakauer Akademie der Wissenschaften vermacht. C.

In Lemberg gelangte am 13. Juni der Kochman-Preis zur Verteilung. Es waren 41 Werke eingereicht worden, von denen jedoch keines den Preis erhielt. Dagegen machte das Preisrichterkollegium von seinem Recht Gebrauch, auch Werke zu berücksichtigen, deren Verfasser sich um den Preis nicht beworben hatten, und erkannte Professor Dr. L. Kubala für sein Werk „Wojna moskiewska" 2000 Kronen zu und Tadeusz Korzon für die Arbeit „Historya wojen Napoleońskich" 1000 Kronen.
C.

S. Winter †. In Bad Reichenhall starb am 12. Juni der tschechische Kulturhistoriker Sigismund Winter. Er wurde 1846 in Prag geboren, wo er das Gymnasium und die Universität besuchte, und wirkte als Gymnasiallehrer in Pardubitz, Rakownitz und später in Prag. Winter hat in zahlreichen Arbeiten die böhmische Kulturgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts behandelt, das häusliche Leben, Sitten und Gebräuche, das kirchliche Leben, Handel und Gewerbe, die Geschichte der Prager Schulen usw. Die Studien zu diesen Werken machte er in den Prager Archiven. In den letzten Jahren veröffentlichte er auch viele kulturhistorische Novellen und Erzählungen. Winter war Mitglied der Prager und der Krakauer Akademie. C.

An der Hochschule für Frauen in Petersburg hat sich unter Professor Piksanov's Leitung ein Verein gebildet, der sich ein allseitiges Studium des russischen Schriftstellers Ivan Turgenev zur Aufgabe gemacht hat. Wie bekannt, hat Turgenev Deutschland häufig besucht, auch wiederholt längere Zeit daselbst zugebracht [1]). Der erste Besuch Turgenevs in Deutschland fällt in das Jahr 1838: er studierte 2 Semester an

[1]) So wissen wir z. B., daß Turgenev im Briefwechsel mit J. Schmidt, Th. Storm, P. Heyse stand.

der Universität Berlin. Von 1855 bis 1863 weilte er fast jeden Sommer in Baden-Baden, wo er sich 1863 ganz niederließ und bis 1870 verblieb. Nach dieser Zeit besuchte er noch mehrmals deutsche Kurorte oder war in Deutschland auf den Durchreisen nach Rußland. Es ist daher möglich und sogar wahrscheinlich, daß es in Deutschland manche gibt, die ihn persönlich gekannt haben, ihn in ihren Memoiren erwähnen oder Briefe und andere Dokumente besitzen, welche Neues und Interessantes über Turgenev enthalten. Auch mögen in einzelnen Kreisen Erzählungen und Erinnerungen an ihn im Umlauf sein. Die Mitglieder des oben genannten Vereins erlauben sich daher an alle, die dem Vereine bei der Erreichung seiner Ziele behilflich sein können, die Bitte zu richten, ihm etwaiges Material freundlichst mitteilen zu wollen. Jede Auskunft über den Ort, wo derartiges Material zu finden wäre, sowie über Personen, die solches im Besitz haben, wird mit größtem Dank entgegengenommen werden, ebenso die Wiedergabe mündlicher Erzählungen und Erinnerungen. Sehr willkommen sind auch bibliographische und archivalische Mitteilungen. Alle Korrespondenz ist an folgende Adresse zu richten: St. Petersburg. Wassili Ostrov 10. Linie Nr. 33. Hochschule für Frauen.

Professor N. K. Piksanov.

Die langjährige Präsidentin der Moskauer Archäologischen Gesellschaft Grafin P. S. Uvarov ist zur Staatsdame ernannt worden.

Die große Bibliothek des in diesem Jahre in Paris verstorbenen Fürsten Witold Kasimir Czartoryski wird aus Paris nach Krakau übergeführt und mit der dortigen fürstlich Czartoryskischen Bibliothek vereinigt werden. Die Pariser Bibliothek zählt etwa 30 000 Bände und enthält Werke über die Geschichte des Orients, zahlreiche litauische Drucke, Werke über Kirchengeschichte und Kriegswissenschaft, viele seltene Drucke und Prachtwerke in einer Reihe von Sprachen. C.

Vergangenheit Sibiriens. Schon im Jahre 1878 klagte M. V. Zagoskin in der ersten Nummer der Zeitung „Sibiŕ" über das mangelnde Interesse an der Geschichte Sibiriens. In „Russkaja starina" (*1912, VI, 546—554*) hält N. P. diese Klage auch jetzt noch für berechtigt. Eine Ausnahme bilde nur das 1910 erschienene Werk N. N. Koźmins „Skizzen aus Vergangenheit und Gegenwart Sibiriens". Sonst sei das Interesse für die Geschichte Sibiriens noch allenthalben sehr gering. Es gebe noch keine Gouvernements- oder Kreisarchiv-Kommissionen, dementsprechend sei der Zustand der Archive in den Hauptstädten: Tobol'sk, Omsk, Krasnojarsk, Enisejsk, Irkutsk, Čita, Nerčinsk, Jakutsk, Blagověščensk und Chabarovsk. Verf. weiß aus eigener Anschauung zu berichten, daß in vielen dieser Archive große Unordnung herrsche. Für eine Publikation archivalischen Materials in periodischen Zeitschriften sei auch nicht gesorgt. N. P. schließt seine Ausführungen mit einem Vorwurf gegen die Universität Tomsk, daß sie der Erforschung sibirischer Geschichte vollkommen gleichgültig gegenüberstehe. W.R.

Tadeusz Kupczyński, Kraków w powstaniu Kościuszkowskiem (*Krakau im Kościuszko-Aufstand*). *Krakau 1912.* (*284 S.*)

Die alte polnische Residenz- und Krönungsstadt Krakau, die seit der endgültigen Verlegung des Sitzes des Königshofes und der staatlichen Zentralbehörden nach dem mehr in der Mitte des Reichsgebietes belegenen Warschau in politischer Beziehung ein still beschauliches Dasein führte, schwang sich in dem Augenblick des Unterganges der polnischen Selbständigkeit wieder zu einer kurz dauernden zentralen Stellung empor. In Krakau auf dem Ring wurde am 24. März 1794 der Kościuszko-Aufstand proklamiert und von hier aus gingen an ganz Polen die Aufforderungen, sich der Aufstandsbewegung anzuschließen. Die Organisation der bewaffneten Erhebung wurde in den ersten Wochen der Revolution von Krakau aus geleitet und im einzelnen durchgeführt. Mit dem darauf in der Karwoche erfolgten Ausbruche der Erhebung in der Landeshauptstadt Warschau und mit der Verlegung des Kriegsschauplatzes aus den Krakau benachbarten Wojewodschaften nach dem Norden hörte die Vorrangstellung der alten polnischen Krönungsstadt allmählich auf. Sich selbst überlassen, kapitulierte sie dann am 15. Juni 1794 vor den unter dem Befehl des Generals von Elsner anrückenden Preußen. Die Darstellung beruht in der Hauptsache auf Akten des Kriegsministeriums und des Ministeriums des Innern in Wien. Aus den Beständen des letzteren hat der Verf. auch die von den Österreichern in Podgórze bei Krakau aufgefangenen polnischen Briefe benutzt. J. P.

Die Bd. II, S. 634 dieser Zeitschrift besprochene Rezension der „Monumenta Reformationis Polonicae et Lituanicae" von N. Ljubovič ist im „Russkij Filologičeskij Věstnik", Warschau 1912, Nr. 1 und 2 gedruckt. O. H.

Das Interesse, das in den letzten Jahren der Provinz Posen entgegengebracht wird, hat vielfach populare Schriften heimatkundlicher Art ins Leben gerufen, die wenig geeignet sind, ihren Zweck zu erfüllen. Deshalb sollen jetzt im Verlage von Oskar Eulitz, Lissa i. P. „Heimatbücher aus dem Posener Lande" erscheinen, deren Verfasser durch ihre wissenschaftlichen Leistungen in erster Reihe berufen erscheinen, Belehrung zu vermitteln. Die wissenschaftliche Leitung haben Professor Adolf Warschauer in Posen (jetzt in Danzig) und Stadtbibliothekar Prof. Georg Minde-Pouet in Bromberg übernommen. Die Heimatbücher sollen Stoffe aus der Geschichte, der Erd- und Naturkunde, der wirtschaftlichen Organisation, der Verfassung, dem künstlerischen und literarischen Leben der Provinz Posen oder des preußischen Ostens überhaupt behandeln und Männern, die wissenschaftlich auf diesen Gebieten geforscht haben, Gelegenheit geben, die Ergebnisse ihrer Studien weiteren Kreisen in verständlicher Form zugänglich zu machen. Jedes Heft soll ein abgeschlossenes Ganze für sich bilden und möglichst den Umfang von fünf Druckbogen nicht überschreiten. Als erstes Heft ist die „Geschichte der Provinz Posen in polnischer Zeit" von Adolf Warschauer in Vorbereitung. O. H.

Über die „Zeitschrift für osteuropäische Geschichte“ hielt L. Loewenson am 4./17. April 1912 im Petersburger Historischen Verein (Istoričeskij Kružok pri Imp. S.-Petersburgskom Universitetě) einen längeren Vortrag. Er besprach eingehend den ersten Jahrgang unserer Zeitschrift. Obwohl diese sich keineswegs auf die Geschichte Rußlands beschränke, sei sie doch für die russischen Historiker von besonderem Interesse. L. gab eine Inhaltsangabe aller Aufsätze und Rezensionen, die mit der russischen Historiographie zusammenhängen. Das Erscheinen der Zeitschrift bezeichnete L. als ein erfreuliches Symptom des steigenden Interesses der deutschen Gelehrtenwelt für Rußland. Das neue Organ stärke die Hoffnung, daß das Studium Rußlands denselben Ehrenplatz einnehmen werde, den die deutsche Geschichtsforschung auf den übrigen Gebieten behaupte. Nach einer Würdigung der Verdienste des Dorpater Professors Alexander Brückner und Theodor Schiemanns macht der Vortragende Mitteilungen über die Seminarien für osteuropäische Geschichte in Berlin und Wien und deren Leiter, sowie über die beiden anderen Herausgeber der Zeitschrift, um sodann über die im ersten Jahrgang erschienenen Aufsätze und Rezensionen zu referieren. Die reichhaltige Zeitschriftenschau und die Bibliographie seien auch für die russischen Forscher sehr wertvoll. C.

Geh. Archivrat Prof. Dr. Adolf Warschauer in Posen wurde zum Direktor des Staatsarchivs in Danzig ernannt.

Dr. Erich Zechlin wurde vom Staatsarchiv in Danzig an das in Posen versetzt.